30901, I, G, f.

Ein

Spaziergang um die Welt.

Ein

Spaziergang um die Welt

von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Deutsche Ausgabe

vom Verfasser.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig,

T. O. Weigel.

1875.

Inhalt.

Japan.

		Seite
I.	Yokohama	3
II.	Yoſhida	23
III.	Hakone	69
IV.	Yedo	95
V.	Ôſaka	196
VI.	Kiyôto	216
VII.	Der Biwaſee	259
VIII.	Nagaſaki	291

Zweiter Theil.

Japan.

I.

Yokohama.

Vom 24. zum 26., vom 28. Juli zum 3. Auguſt; vom 14. zum 18. Auguſt; vom 18. zum 19. September.*)

Erſte Eindrücke. — Phyſionomie der Stadt. — Handelsverkehr. — Die Europäer in Yokohama.

Die Eindrücke des Ankommenden ſind in den letzten zwölf Jahren unzählige Male geſchildert worden. Engliſche, franzöſiſche, deutſche Revuen haben mehr oder minder ſtark gefärbte Beſchreibungen geliefert. Jeder franzöſiſche Proviantkommiſſär oder Seekadet an Bord der hier ſtationirenden Kriegsſchiffe hält ſich für verpflichtet im officiellen Blatte ſeines Departements einen Artikel zu liefern; deßgleichen engliſche Officiere und Beamte. Auch an ernſthaften Büchern fehlt es nicht. Sir Rutherford Alcock, der Gründer von Yokohama, H. Oliphant und H. Richard Lindau haben ſich in dieſem Fache, jeder in ſeiner Art, verdient gemacht.

*) Ich befolge für japaniſche und chineſiſche Namen die engliſche Orthographie, weil ſie die verbreitetſte iſt und das Auge am wenigſten verletzt.

Aber Alles was der Reisende gelesen hat bleibt unter dem Eindrucke den er empfindet, in dem Augenblicke wo er sich mit Einem Male in eine ganz neue Welt versetzt sieht. Er traut den eigenen Augen nicht. Auf jedem Schritte frägt er sich: Ist dies Alles auch wahr und wirklich? Ist es nicht ein Traum, ein Feenmährchen, eine Erzählung aus Tausend und Einer Nacht? So schön ist die Vision daß man zittert sie könne in Nebel zerfließen.

Eine Beschreibung zu liefern halte ich daher, weil sie doch nicht genügen würde, für überflüssig. Jedermann weiß heute daß das japanesische Volk sanft, liebenswürdig, artig, fröhlich, kindlich und kindisch ist; daß die Haut der Leute aus den untern Klassen von der Sonne gebräunt, häufig roth und blau tattuirt ist und dann ungefähr aussieht wie die Vasen von Vieux-Lack; daß alle Männer ohne Unterschied des Standes ihr Haar am Vorderschädel rasiren und ein kleines Haarbüschel stehen lassen welches, an der Wurzel mit einem Bindfaden zusammengebunden, in zierlichen Schwingungen über dem nackten Scheitel schaukelt; man weiß daß sie im Sommer sich ihrer Beinbekleidung entledigen, und eine Tunika von Tafft oder Katun mit dem Fundashi ihre ganze Bekleidung bildet. Letzterer ist ein Lendengürtel den Jedermann vom Mikado bis zum Kuli trägt. Die Kaufleute nehmen in der geselligen Gliederung eine der unteren Stufen ein. Mehr oder weniger ge-

hört Jedermann einem Klan an der, selbst in verschiedene Kasten zerfallend, eine einzige große Familie bildet. Der Daimio ist ihr Haupt. Er hat seine Räthe, Vasallen, seine Samurai oder Zweischwertmänner, Reisige und Knechte. Ein jeder trägt am Rücken und auf den Aermeln seines Leibrockes den Wappenschild seines Fürsten oder der Körperschaft der er angehört; eine Blume oder Buchstaben in kreisförmiger Einfassung. Die Schwerter der Edelleute, das Schreibzeug, die Pfeife und die Börse die sie im Gürtel führen, alles dies ist bekannt. Ebenso daß wer sein Leben liebt den Herren Samurai aus dem Wege geht, besonders wenn sie im Gefolge ihres Fürsten reisen, oder vom Sake erhitzt aus einem Theehause treten. Weniger bekannt sind noch die Reformen welche die gegenwärtige Regierung unternahm und die beginnende Zerstörung des alten Lehenwesens. Aber die äußere Erscheinung des Landes hat sich noch wenig geändert.

Für die Frauen schwärmen Alle die über Japan schrieben. Eigentlich sind sie nicht schön. Sie haben unregelmäßige Züge. Die Backenknochen springen zu weit vor. Die großen schönen braunen Augen sind zu sehr geschlitzt, und den wulstigen Lippen fehlt es an Feinheit. Und dennoch gefallen sie. Wenn nur die jungen Mädchen die entsetzliche Gewohnheit ablegen möchten bei ihrer Vermählung die Augenbrauen auszureißen und die Zähne zu

ſchwärzen. Die Abſicht iſt löblich. Sie wollen ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellen, dem Gatten eine Bürgſchaft der Treue geben, das heißt ſich weniger verführeriſch für Andere machend um ſo leichter der Verführung entgehen. Aber, nach wie vor, ſind und bleiben ſie einfach, fröhlich und anmuthig. Eine angeborene Vornehmheit zeichnet dieſes Geſchlecht aus. Die jungen Autoren, welche ihre Studien über japaniſche Sitten in den Theehäuſern in und um Yokohama gemacht haben rühmen auch ihre große Zugänglichkeit. Wahre Kenner des Landes urtheilen anders. Der Kopfputz der Frauen beſteht aus zwei oder drei großen Haarbändern welche zwei Nadeln zuſammenhalten. Mehrere Nadeln trägt nur die Kurtiſane. Das Haar iſt dunkelſchwarz und, weil immer ſtark geölt, glänzend. Ein Unterrock und eine kurze Jacke mit einer breiten Binde die am Rücken in einem großen Knoten endet bildet den Anzug. Die Fußbekleidung ſind Holzſandalen auf hohen Abſätzen die mittelſt eines ſchmalen durch die Zehen gezogenen Riemens am Fuße befeſtigt werden. All dies iſt ſattſam bekannt durch zahlloſe Beſchreibungen, Kupferſtiche und Photographien.

Aber kein Pinſel, keine Feder vermag die Wirklichkeit wiederzugeben. Man muß mit eignen Augen geſehen haben wie die Menge ſich in den Gaſſen bewegt, wie einer dem andern anmuthig zulächelt, wie ſie ſich gegen einander tief

verneigen, vor großen Herren auf den Boden werfen, eben so behend als würdevoll, nicht niedrig oder kriechend sondern gleichsam nur in einer Anwandlung von Artigkeit, und weil dies eben die Etiquette vorschreibt. Wir gehen die Straße entlang deren Reinlichkeit uns auffällt, blicken rechts und links, und bedauern nur zwei und nicht hundert Augen zu besitzen. Kuli laufen an uns vorüber. Auf ihren athletischen Schultern ruht ein dickes Bambusrohr an dem Kisten oder Waarenballen hängen. Dabei regeln sie ihre Schritte durch einen eigenthümlichen Gesang oder vielmehr sie schreien im Takt. Der Schweiß trieft von ihren glänzenden, tattuirten Körpern. Den Lendengürtel abgerechnet sind sie in dieser heißen Jahreszeit vollkommen nackt. Auch sie lachen unaufhörlich, schwätzen und sagen sich sogar Artigkeiten.

Und die Häuser! Wer kennt sie nicht aus den zahllosen Abbildungen? Viele haben auch ein wirkliches Haus auf der Pariser Weltausstellung*) in Augenschein genommen. Aber um sich einen richtigen Begriff zu machen muß man diese kleinen Gebäude an Ort und Stelle und in bewohntem Zustande sehen. Man muß in das Innere blicken, was keine Schwierigkeit bietet, denn sie stehen der ganzen Breite nach gegen die Gasse offen. Wie eigenthümlich da

*) Und seither auf der Wiener Ausstellung.

Licht und Schatten mit einander kosen. Einrichtungsstücke gibt es nicht, wohl aber eine schöne reine Strohmatte. Im Hintergrund wird das Gärtchen sichtbar mit seinen Zwergbäumchen, die den Riesen des Waldes ähneln, gleichsam als Greise verkleidete Kinder.

Doch ich will nicht beschreiben. Habe ich ja doch selbst erklärt daß weit geübtere Federn als die meinige der Aufgabe nicht gewachsen sind. Alles ist hier neu und seltsam. Wie die tausendfältigen kleinen Bedürfnisse des Lebens, die allen halb oder ganz civilisirten Völkern gemein sind, hier so ganz anders befriedigt werden! Man betrachtet, man prüft, man forscht, meist vergeblich, nach der Erklärung. Das Gesammtbild ist anmuthig, die Zeichnung zierlich, das Kolorit prachtvoll; aber in der Nähe besehen ist es ein ungelöstes Rebus.

Vergessen wir die Europäer nicht. Yokohama ist die Schöpfung der ersten englischen Kaufleute welche gleich nach Abschluß der Verträge*) hieher kamen um in dem bis damals hermetisch verschlossenen Reiche der aufgehenden Sonne ihr Glück zu suchen. Während der brittische Gesandte Sir Rutherford Alcock mit den Ministern des Shogun über die den Europäern abzutretenden Grundstücke verhandelte, hatten sich diese in der Nähe des Fischerdorfes

*) 1858.

Yokohama*) auf eigene Faust einer verlassenen Stelle am Strande bemächtigt, und dort einige Magazine und Häuser erbaut. Die Oertlichkeit besaß über die von Sir Rutherford empfohlene den bedeutenden Vorzug der leichteren Zugänglichkeit vom Meere her; bekanntlich ist der Golf von Yedo sehr seicht. Auch die japanesischen Minister äußerten sich zu Gunsten des Platzes der, zwischen dem Meere und einem Sumpf, zwischen einem Kanal und einem Flüßchen gelegen, alle natürlichen Vortheile darbot um in ein zweites Deshima, d. h. in ein Gefängniß umgewandelt zu werden. Für Sir Rutherford ein Grund mehr von der Wahl abzurathen; aber am Ende mußte er dem stürmischen Drängen seiner Landsleute und der Macht der Umstände weichen. Heute betrachten die Residenten sich für vollkommen sicher, und belächeln die Besorgnisse und, ihrer Ansicht nach, zu weit getriebene Vorsicht ihres damaligen Gesandten. Weil in den letzten zwei Jahren kein Fremder mehr in Yokohama ermordet wurde, glauben sie sich geborgen, nicht anders als ob sie in Charing-Croß oder am Strand wohnten. So ist aber die menschliche Natur. War das Wetter durch einen Monat schön, so glauben Viele es könne nie mehr regnen. Während der langen und glücklichen Friedensperiode zwischen den beiden

*) Yokohama heißt „den Strand entlang."

Napoleonen gab es Männer von Einsicht welche meinten der Krieg sei für alle Zeiten unmöglich geworden. Er vertrage sich nicht, behaupteten sie, mit dem Fortschritte der Civilisation. Er sei fortan eine Anomalie, ein überwundener Standpunkt. Wer daran zweifelte war ein Träumer, in den Augen Mancher ein gefährliches Subjekt. In dieser Gemüthsstimmung finde ich hier die europäischen Residenten. Hoffen wir daß die Zukunft den Optimisten Recht und dem klugen und vorsichtigen Sir Rutherford Unrecht gebe.

Die Stadt war kaum gebaut als sie ein Raub der Flammen wurde.*) Heute ist jede Spur des Brandes verschwunden. Yokohama bildet ein längliches Viereck welches drei große Hauptadern von Ost nach West, und mehrere Quergassen von Süd nach Nord durchziehen. Dem Meere entlang entfaltet der „Bund" seine schöne Häuserreihe. Oestlich vom europäischen liegt das japanische Viertel. Dort an der Ecke der Curiostreet steht der Palast des kaiserlichen Gouverneurs. Curiostreet ist die Verlängerung von Mainstreet, und besitzt schöne Kaufläden wo Bronzen, moderne Lackwaaren, Porcellan und andere Kuriositäten von Eingebornen feil geboten werden. Am Nordende der Stadt gelangt man durch ein von japanischen Truppen

*) 20. November 1866.

sorgfältig bewachtes Thor und über eine Brücke nach dem Dorfe welchem die Stadt ihren Namen entlehnte. Es bedeckt die beiden Abfälle einer steilen Anhöhe und steigt jenseits in eine kleine Ebene nieder. Zwischen einer doppelten Häuserreihe biegt die Straße nordwärts um alsbald in den Tokaido, der nach Yedo führt, zu münden. Wer einen aus menschlichen Wesen jeden Alters und Geschlechtes bestehenden Strom von Menschen sehen will, der lustwandle zwischen Kanagawa und Kavasaki. Vor ganz Kurzem noch eine kühne, ja verwegene That; heute ein harmloses Vergnügen. Dieser Theil des Tokaido wird veröden, wenn die im Bau begriffene Eisenbahn nach Yedo vollendet ist.*) Im Westen der Stadt, jenseits des erwähnten Flüßchens, erheben sich die berühmten Bluffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo in den letzten Jahren mehrere schöne Häuser entstanden sind. Dort sieht man das unbewohnte brittische Gesandtschaftshotel, das Haus des englischen Richters, die Wohnsitze mehrerer brittischer und amerikanischer Residenten und einige fremde Legationen. Die meisten dieser Gebäude liegen im Schatten prachtvoller Bäume, und genießen einer reizenden Aussicht: nordwärts nach dem Vulkan Fujiyama, gen West und Süd nach dem Stillen Weltmeer; ostwärts nach dem

*) Sie wurde seither dem Verkehr eröffnet.

langen, niedern, bewaldeten Vorgebirge und der weißen Häuserreihe von Kanagawa. Am Fuße der Bluffs steht die französische Kaserne, am Scheitel die englische. Bekanntlich geschah es daß während des Bürgerkrieges der japanische Gouverneur eines Tages erklärte, er könne nicht länger für die Sicherheit der Europäer bürgen. Da ließ der französische Admiral Jaurès seine Marinetruppen ausschiffen und der englische Gesandte ein Linienregiment von Hongkong kommen. Diese Besetzung dauert noch fort und hat auch, meiner Ansicht nach, ihre guten Gründe.

Die untere Stadt ist der Betriebsamkeit geweiht. Dort befinden sich die großen Banken, die Kontore der Handelsherren, die Bureaux der drei Dampfschifffahrtsgesellschaften, die Waarenlager, die mehr oder minder gut versehenen Kaufläden und eine Unzahl Trinkbuden.

Man sieht, es hat an Anstrengungen nicht gefehlt um die kaum entstandene Faktorei zum Range einer großen Handelsmetropole zu erheben. Indeß sind die Anzeichen einer Stockung augenfällig. Schwieriger dürfte es sein die Ursachen zu ergründen. Jedenfalls sind hier, wie in China, die schönen Tage der raschen und fabelhaften Gewinne, wohl für immer, vorüber. Bis zu einem gewissen Grade erklärt sich dies durch das fortwährende Zuströmen europäischer und amerikanischer Kaufleute, durch die Errichtung so vieler neuer Handelshäuser und durch die

ſtetige Zunahme der chineſiſchen Mitbewerbung. Hiezu treten die natürlichen Schwankungen des Handels, und, ausnahmsweiſe, der Rückſchlag der kriegeriſchen Ereigniſſe in Europa. Demungeachtet nimmt der Verkehr mit Europa im Ganzen zu; aber ſeit zwei Jahren machen die Engländer weniger Geſchäfte. Von allen Seiten höre ich klagen. Begreiflich genug. Man hat ſich nicht zu den Antipoden verbannt und den Gefahren des Klima's ausgeſetzt, um viel zu arbeiten und wenig zu gewinnen. Beſſer, man wäre zu Hauſe geblieben. Man hatte ein ungeheures Vermögen in kurzer Zeit zu erwerben gehofft. Jetzt kommt die Enttäuſchung. Daher die üble Laune.

Natürlich enthalte ich mich des Urtheils über einen mir nicht völlig bekannten Gegenſtand. Aber ich fürchte die Berechnungen und roſigen Ausſichten mancher fremder Kaufleute fußen auf Vorausſetzungen welche eine genauere Kenntniß der Hilfsquellen dieſes Landes nur wenig rechtfertigen würde. Das japaniſche Volk ſcheint glücklich und zufrieden mit der Lage in der es ſich befindet oder, beſſer geſagt, bis in die letzte Zeit befand. Elend iſt beinahe unbekannt, aber ebenſo auch Ueberfluß. Die einfachen Sitten, die große Frugalität, die Unbekanntſchaft mit Bedürfniſſen welche Europa befriedigen könnte und möchte, ſind, meiner Anſicht nach, eben ſo viele Hinderniſſe eines großartigen Austauſches zwiſchen europäiſchen und japaniſchen

Erzeugniſſen. Der hierländiſche Thee findet in Europa keinen Abſatz, und, ſeit die beſten Eier des Seidenwurmes von lombardiſchen Handelsreiſenden aufgekauft werden, haben die japaniſchen Seidenſtoffe an Qualität bedeutend verloren. Bleiben die zu eröffnenden Bergwerke welche vielleicht Schätze liefern werden. Aber in ihrem heutigen Zuſtande ſind weder Volk noch Land reich. Mit Ausnahme der engliſchen Katune, fühlen die Bewohner kein Bedürfniß nach europäiſchen Induſtrieartikeln; keinenfalls wären ſie im Stande dieſe zu bezahlen. All dies kann ſich ändern, aber nicht von heute auf morgen. Generationen werden vorübergehen, bevor ſolche Träume ſich verwirklichen laſſen. Die jetzigen Miniſter verfolgen das Ziel mit Rieſenſchritten. Kann die Nation, ſelbſt wenn ſie wollte, was noch zu beweiſen iſt, in dieſem Tempo vorwärtsſtürmen? Ich bezweifle es. Die europäiſchen Kaufleute hoffen es, weil ſie es wünſchen; ſie begrüßen die Reformen mit lautem Beifall, weil ſie ſie auszunutzen gedenken. Aber beſonnene, in ſolchen Fragen bewanderte Männer fürchten daß dieſe unvorbereiteten, voreiligen und koſtſpieligen Neuerungen für das Land, ſtatt es zu bereichern, eine Quelle der Verarmung werden dürften, und daß der, heute ſehr beträchtliche, Handelsverkehr mit dem Auslande bereits ſeinen äußerſten Höhenpunkt erreicht habe.

Die amtlichen Tafeln für das Jahr 1870 weiſen

eine beträchtliche Zunahme des auswärtigen Handels nach. In runden Ziffern beträgt die Einfuhr in den fünf offenen Häfen einunddreißig, die Ausfuhr über fünfzehn, somit der Gesammtverkehr, zwischen Japan und dem Auslande über sechsundvierzig Millionen Dollar.

Die Analyse dieser Tabellen zeigt eine nicht unbedeutende Verminderung des Verkehrs mit England und eine kleine Zunahme des französischen Handels.

Die fremde Schifffahrt hat zu-, die englische abgenommen. Dies erklärt sich dadurch daß seit einem Jahre fast die gesammte Küstenfahrt durch die Dampfer der Pacific-Mail-Company versehen wird. Die Bedeutung der verschiedenen Flaggen nach dem Tonnengehalt läßt sich durch nachstehende Reihenfolge darstellen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Holländer. Die deutschen Schiffe verführen als Fracht meist englische und Schweizerprodukte, und nur wenige deutsche. Selten kommen sie aus deutschen Häfen; und treiben bis jetzt hauptsächlich die Küstenfahrt zwischen Yokohama, Hiogo, Nagasaki und Shanghai. Aber ihre Flagge weht auf allen chinesischen und japanischen Meeren, und in allen, selbst in den entlegensten Häfen dieser beiden Reiche. Zu Wasser und zu Land steigt und verbreitet sich die Thätigkeit der Deutschen. Neben den Chinesen sind sie die gefährlichsten Nebenbuhler des brittischen Handels und der brittischen Schifffahrt. Die,

viel minder zahlreichen, französischen Schiffe immer mit französischen Erzeugnissen beladen kommen fast alle aus Frankreich und kehren dahin zurück. In allen Geschäften richtet man sich nach den Notirungen von London und Liverpool. Diese beiden Plätze reguliren namentlich den Seidenhandel. Eine bedeutende Menge japanischer Seide die für französische Spinnereien bestimmt ist geht an Bord der Messageries maritimes nach Marseille, von wo sie durch Frankreich nach London und Liverpool versandt wird. Dort versieht sich der Lyoner Fabrikant mit seinem Bedarf. Japan kauft nur englische Waare: Birmingham und Manchester Goods. Die Amerikaner führen aus Californien und Oregon Bauhölzer und Mehl ein, und laden, als Rückfracht, Thee welcher in den pacifischen Staaten in immer steigenden Quantitäten konsumirt wird.

Ihrem äußeren Anstriche nach bietet die untere Stadt weniger Aehnlichkeit mit den großen Industrie- und Handelsplätzen Europa's und Amerika's. Keine dampfenden Essen, kein Gedränge von Fußgängern und von Fuhrwerken aller Art. Häuser und Menschen sehen ruhig, respektabel und ein wenig ländlich aus. Die Wohnungen sind dem Klima angepaßt worden, haben aber sonst ihren englischen Anstrich bewahrt. Ueber die Dächer ragen Baumwipfel empor. Die Straßen beleben sich Morgens und Abends, ein paar Stunden vor Sonnenuntergang, das

heißt wenn man nach oder aus dem Kontor geht. Eine willkommene Unruhe zeigen die Gassen auch um die Mitte des Tages. Um diese Zeit schließen sich Wechselstuben und Kaufläden. Alles eilt zum Tiffin das hier wie in China und Indien das Hauptmahl bildet; das Diner ist eine Ceremonie. Harte Arbeit kommt nur an den Posttagen vor wenn die großen Dampfer ein- oder auslaufen. Im gewöhnlichen Leben hat man um vier Uhr sein Tagewerk vollendet und denkt nur mehr auf Unterhaltung. Die jungen Leute werfen die Feder weg, und besteigen ihr Pferd oder ihr Kanoe. Die Mode will daß die Gentlemen ihr langes, schmales Boot selbst über die Straße tragen und flott machen. Dann wird zum Ruder gegriffen, und flugs sind sie uns aus den Augen entschwunden. Unter allen Himmelsstrichen liebt der Engländer athletische Spiele: das Zusammenwirken von Muth, Behendigkeit und Kraft. Um diese Stunde beginnt sich der Bund zu beleben. Aus den Nebenstraßen biegen Fuhrwerke ein: Gig und Phaeton, die in Hongkong gebaut und mit kleinen australischen oder philippinischen Pferden bespannt sind. Darin sitzen elegante Damen oder junge Ehepaare, denn Alles ist hier jung, und Alles bewegt sich jetzt in der Richtung der Bluffs, fährt den steilen Weg hinan, dann oben dem Race-Ground entlang der in keiner brittischen Ansiedelung fehlt; erreicht endlich die neue Straße die über bewaldete Höhen, zwischen

ſmaragdgrünen Reisfeldern und Bambushainen nach der Bai von Miſſiſſipi hinabführt. Allenthalben begegnen wir engliſchen und franzöſiſchen Officieren, weiß gekleideten und beſchuhten Gentlemen mit dem weißen, indiſchen Kattunhelm bedeckt, alle auf Ponies reitend oder auf hohen engliſchen Pferden, den letzten Veteranen des chineſiſchen Krieges. Es iſt ein bewegtes, anmuthiges Bild; das Schönſte dabei iſt aber der Hintergrund, die Landſchaft und, in dieſer Jahreszeit, die unvergleichlichen Sonnenuntergänge: der Himmel karmeſin, darauf einzelne große, geballte, tiefblaue Wolken; das lange niedere Vorgebirge von Kanagawa mit perlfarbigen Tönen übergoſſen; auf dem violetten Meer mit dem Purpurſchimmer, die blaßſchwarzen Silhouetten der Schiffe und Djonken, die einen an ihrem Anker ſchwankend, die andern lautlos gleich Geſpenſtern dahingleitend.

Die Engländer bilden die große Mehrzahl der Reſidenten; nach ihnen kommen die Amerikaner, Deutſche und Franzoſen. Italien wird durch die Graineure vertreten die im Sommer ankommen und im Herbſt abreiſen. Wenig zahlreich ſind die Frauen. Im letzten Winter hatten Sir Harry und Lady Parkes auf einem Balle deren dreißig vereinigt, und noch ſpricht man von dem Ereigniß. Auf einer Soirée welche in dieſen Tagen den Officieren des engliſchen Regiments bei ſeinem Abmarſche gegeben ward,

bewunderte ich die eleganten und frischen Toiletten der jungen Damen und noch mehr ihren heroischen Muth bei 30° R. zu tanzen.

In der europäischen Stadt sieht man viele Eingeborne und Chinesen die im Dienste der Fremden stehen. Der so wichtige Posten eines Comprador (Einkäufer, Haushofmeister, in den Banken Zahlmeister) wird stets von Chinesen versehen. Ueberhaupt gewinnen letztere mit jedem Jahre an Bedeutung. Man zieht Diener dieser Nation den Japanern vor. Die Japaner, sagte mir ein alter Resident, haben einst von den Chinesen die Civilisation, die Religion und selbst die Schriftzeichen angenommen. Jetzt ahmen sie die Europäer nach. Sie fühlen ein Bedürfniß nachzuahmen und sich nach dem Vorbild Anderer umzumodeln. Es liegt dies in ihrer Natur. Man vergleiche nur japanische und chinesische Diener. Die ersteren beobachten die Gewohnheiten ihres Herrn, und fügen sich in dieselben mit merkwürdiger Leichtigkeit. Nur darf man sie nicht ihren eigenen Eingebungen überlassen, denn es sind schwache Köpfe. Dagegen bleibt der Chinese überall Chinese; er beobachtet und ahmt weniger nach; aber was er thut ist wohlgethan, besonders wenn man ihm gestattet nach seinem eigenen Urtheile zu handeln. Der Japaner, vorausgesetzt daß man ihn nicht von den Vorschriften der landesüblichen Etiquette entbindet, ist sanft, fröhlich und

dem Herrn anhänglich. Läßt ihn letzterer prügeln, so thut das seiner Ergebenheit keinen Eintrag. Das Bambusrohr schmerzt aber es entehrt nicht; der Vater hat seinen Sohn gezüchtigt. So wird hier die körperliche Strafe aufgefaßt. Behandelt man aber diese Leute wie europäische Diener, so werden sie über die Maßen zuthulich, grob und unausstehlich. Der Chinese empfindet für den Europäer dem er dient keine Zuneigung. Er ist stolz, rachsüchtig und sehr empfindlich, dabei aber äußerst artig. Bei der geringsten Bemerkung kündigt er den Dienst auf, gewöhnlich unter dem Vorwande seine Mutter sei erkrankt, oder indem er in den ehrerbietigsten Ausdrücken und mit einem gewissen unheimlichen Lächeln erklärt die beiderseitigen Charaktere stimmen nicht zusammen. Jedenfalls geht er; nichts vermag seinen Entschluß zu ändern.

In einer der großen Straßen sieht man, hinter einer niederen mit Kreuzeszeichen geschmückten Mauer, eine schöne Kirche von mäßiger Größe. Vor dem Portale steht die Statue der Jungfrau, auf der rechten Seite des Vorhofes ein niederes Haus, die bescheidene Residenz des apostolischen Delegaten Mgr. Petitjean und seiner Vikare, sämmtlich Priester der Missions étrangères de Paris. Apostolischer Eifer hat diese frommen Männer nach dem fernen Gestade geführt. Aber die Landesgesetze, die eifersüchtige Wachsamkeit der japanischen Behörden, der Haß gegen das Christen-

thum welchen die Neuerer des Tages bewahrt haben, die schuldige Rücksicht auf die Wünsche des diplomatischen Korps welches Konflikte und Verwickelungen vermeiden will, haben bis jetzt die Ausübung ihrer Mission vereitelt. Sie sind Hirten ohne Heerde, ausgenommen einige wenige katholische Residenten welche sich zuweilen erinnern daß sie Christen sind, und die französischen und irländischen Matrosen welche dies nie vergessen. In diesem Augenblicke schmachten Tausende von verfolgten Christen nach den Tröstungen der Religion; aber diese guten Väter können sie nicht reichen. Sie beten also und warten; vervollkommnen sich in der Sprache, der Geschichte, der Sitten des Landes, versprechen sich viel von der bevorstehenden Revision der Verträge, hegen die vielleicht nicht leere Hoffnung daß der Tag herannahe an welchem sich Japan nicht nur dem europäischen Handel sondern auch den Wahrheiten des Christenthums erschließen werde.

Alles in Allem, ist Yokohama ein bedeutender Platz. Man arbeitet hier aber nicht zu viel. Die Thätigkeit ist nicht, wie in den großen Handelsplätzen Amerika's, eine fieberhafte und aufreibende. Es bleibt hinlängliche Zeit um auszuruhen, um sich zu zerstreuen, um des lieben Vaterlandes, nie ohne Wehmuth und Sehnsucht, zu gedenken. Nicht vierundzwanzig Stunden hat der Ankömmling in Yokohama verweilt, ohne zu entdecken daß Jedermann am

Heimweh leidet. Man arbeitet wie gesagt und man unterhält sich, jeder nach seiner Art. Unter der Sphäre des Gentleman befindet sich die Schichte der Rowdies, besser gezügelt als im amerikanischen far West wenn gleich lärmend genug in den zahlreichen Billardsälen und Trinkstuben Yokohama's. Aber Alle, hoch und niedrig, sehnen sich nach der Heimath. Spricht man ihnen von Altengland, so zieht eine Wolke über ihre Stirne. So ist der Mensch. Immer und überall sucht er in der Zukunft das Glück statt es zu erfassen in der günstigen Stunde der Gegenwart. Das Leben in den fernen Gegenden entwickelt diese Seelenstimmung. Zwischen der Sehnsucht nach dem was man verließ und der Hoffnung dessen stehend was die Zukunft bringen soll, verbringt man die Zeit in Unruhe und Zweifel. Die so wirklich reich geworden sind, und sie machen die Ausnahme, verlassen mit Freuden das Land der Verbannung in dem sie die schönsten Jahre ihres Lebens verloren. Sie gehen heim. Sie sind homeward bound! Welche Musik in den beiden Lauten! Die Zurückbleibenden antworten mit einem Seufzer. Ich glaube aber die schönste Zeit dieser glücklichen Sterblichen ist die Heimreise. Es ist eine Zeit süßer Täuschung. Kaum angekommen unter dem grauen Himmel, in der Nebelatmosphäre des Vaterlandes, sehnen sie sich nach der japanischen Sonne zurück, nach den schönen Cedern die ihr Haus auf den

Bluffs oder am Bund beſchatteten, nach der zahlreichen Dienerſchaft, nach der Arbeit, der Thätigkeit, der Aufregung ihres dortigen Daſeins. In Yokohama waren ſie Jemand, mindeſtens galten ſie für einen Landesgouverneur, einen Chi-fu-Chi. In England ſind ſie Niemand, nobody. In Japan litten ſie am Heimweh, in England leiden ſie am Japanweh. Wäre ihr Leben wieder zu beginnen, würden ſie wohl das Glück bei den Antipoden ſuchen?*)

II.

Yoſhida.

Vom 3. zum 14. Auguſt.

Japan, mit Ausnahme der Trade-Ports und der Städte Yedo und Ôſaka, noch immer den Fremden verſchloſſen. — Wie man im Innern reiſt. — Uebergang über die Odowara. — Die Bäder von Miyanôſhita. — Die Fujiyama-Pilger. — Im Tempel von Yoſhida. — Der Engpaß von Coriſawa. — Hachôji. — Rückkehr nach Yokohama.

Die Verträge haben Japan nicht eröffnet. Nur in den fünf Häfen, welche die Engländer Trade- oder Treaty-Ports nennen, Yokohama, Hiogo (Kobe), Nagaſaki, Niigata

---

*) Laut Bericht des Sir H. Parkes vom 29. April 1871 reſidirten damals in Japan: 782 Engländer, 229 Amerikaner, 164 Deutſche, 158 Franzoſen, 87 Holländer, 166 Europäer anderer Nation, im Ganzen 1586.

und Hakodate und in den beiden Großstädten (fu) Yedo und Ôsaka ist den Europäern Handel und Niederlassung gestattet. Das übrige Land bleibt nach wie vor hermetisch verschlossen. In der Umgebung eines jeden Vertragshafens ist ein kleines Gebiet von einigen Quadratmeilen dem Zutritte der Fremden geöffnet. Die Grenzpfähle tragen in japanischer und englischer Sprache die Inschrift: Vertragsgrenzen. Jenseits beginnt das verbotene Land. Den Häuptern der Gesandtschaften und den Generalkonsuln allein haben die Verträge das Recht gesichert im Innern zu reisen. Für alle andern Fremden wird das Verbot strenge aufrecht erhalten. Nur zum Besuche der Heilquellen von Miyanôshita und Atami und zur Ersteigung des Fujiyama gestattet man Privaten die Bewilligung auf besonderes Verlangen der Gesandtschaften. In solchen Fällen wird der Reisende von untergeordneten Officieren begleitet und überwacht. Man nennt sie in Yokohama gewöhnlich, aber wie man mir sagt irrthümlich, Yakunin, ein Name der höher stehenden Officieren gebührt. Die entferntesten Punkte welche der Fremde in Folge solcher Ermächtigung besuchen kann sind Subashiri, am Fuße des Fujiyama, fünfzig Meilen, und Atami, ungefähr sechzig Meilen von Yokohama entfernt. Bei der bevorstehenden Revision der Verträge*)

*) Sie soll 1873 stattfinden.

wird die Absperrung Japans wahrscheinlich zur Sprache kommen. Wenn die Gesandten die Minister über diese heikle Frage sondiren, erhalten sie gewöhnlich die Antwort: So lange die Samurai (aus der Kriegerkaste) bewaffnet sind müsse im Interesse der Fremden das Verbot aufrecht erhalten werden, da letztere sonst der größten Lebensgefahr ausgesetzt wären; die Frage der Entwaffnung sei aber eine innere Angelegenheit welche sie mit fremden Gesandten nicht verhandeln dürfen. Hinter dieser Schlußfolgerung verschanzt man sich. Die Entwaffnung*) der Samurai sei eine Revolution; den Fremden die Reisen im Innern gestatten, so lange die Samurai nicht entwaffnet seien, hieße neue Mordthaten hervorrufen. Wie viele wurden bereits sogar auf dem den Fremden zugänglichen Gebiete begangen? Was würde erst im Innern des Reiches geschehen? Gegen diese Schlußfolgerung läßt sich nichts einwenden.

Sind heute die Reisen im Innern mit Gefahr verbunden? Hierüber vernahm ich verschiedene Meinungen. In den diplomatischen Kreisen gefällt man sich zur Stunde darin, Menschen und Dinge in Japan von der Glanzseite zu betrachten. Fortschrittsmänner, die sich für Freunde der

*) Diese Maßregel wurde während meiner Anwesenheit angeordnet, aber nur sehr unvollständig ausgeführt. Nach den neuesten Nachrichten zeigen sich die Samurai wieder bewaffnet.

Fremden ausgeben, sind an der Gewalt. Man will sie schonen, gewinnen, vielleicht sogar ermuthigen auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten. Man ist nicht abgeneigt, innerhalb gewisser Grenzen, ihnen die Erreichung ihrer wohlwollenden und aufgeklärten Absichten zu erleichtern. Allerdings, die Liste der ermordeten Fremden ist lang; sie flößt Entsetzen ein, wenn man die Menge der Opfer vergleicht mit der geringen Zahl der Residenten. Aber in der letzten Zeit, sagt man, sind ähnliche Blutthaten nicht mehr vorgekommen; und wenn, im Jänner dieses Jahres zwei Samurai denen ein dritter zufällig vorübergehender beisprang, zwei Engländer (im japanischen Dienste) auf offener Straße in Yedo niederhieben, so haben die beiden Herren dies Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben. Was hatten sie Nachts auf der Straße zu thun? noch dazu in Begleitung einer Frau, und ohne die Wächter deren sie sich um allein zu sein durch eine List entledigt hatten? Gewiß, Sir Rutherford erzählt in seinem Buche mit Recht daß wer einem mit seinem Gefolge reisenden Daimio begegnet sich in äußerster Lebensgefahr befindet; aber erstlich reisen jetzt die Daimio häufiger zu Wasser als zu Lande, und dann sind die Samurai nicht mehr so schlimm als sie waren. Sie beginnen sich zu civilisiren. — Und der Mordanfall in Kiyôto auf Sir Harry Parkes, als er von seinen Ordonanzen und brittischen Soldaten umgeben

nach dem Palaste des Mikado zog! — O, seither sind drei Jahre verstrichen. Die Zeiten haben sich geändert. — Mit Einem Worte, in den Gesandtschaftskanzleien will man an keine Gefahr glauben.

Die meisten Residenten in Yokohama theilen diese Meinung. Einige haben mir allerdings ihre Unkenntniß der Zustände im Innern eingestanden. Auch die katholischen Missionäre, so wohl unterrichtet in andern Ländern des äußersten Ostens, besonders in China, konnten mir keine Auskunft geben. In Einem stimmen jedoch Alle überein: das Volk ist gutmüthig, freundlich und wohlwollend. Den Zweischwertmännern gehe man aus dem Wege. Das Uebrige weiß man nicht. Gar Vieles ist noch unbekannt. Ein dichter Vorhang verhüllt das Innere. Den Vertretern der Großmächte mag es gelingen diesen Schleier hie und da ein wenig zu lüften, aber die Erkundigungen sind unsicher und lückenhaft; überdies haben sich alle Gesandtschaften, mit Ausnahme der englischen die sich in Yedo befindet, in Yokohama niedergelassen. Auch machen die Umstände den Gesandten Zurückhaltung zur Pflicht. Sie können die Gefahren der Reisen im Innern nicht allzu sehr betonen, ohne die Bewohner der Faktorei in Yokohama in Unruhe zu versetzen; sie dürfen aber auch nicht die wirkliche oder vermeintliche Sicherheit zu laut preisen, denn hieße dies nicht die dem Angelsachsen angeborne Lust an

Abenteuern reizen, ihn mittelbar zu lebensgefährlichen Unternehmungen anspornen, die Verantwortlichkeit für die etwaigen blutigen Folgen auf sich selbst laden? Sie schweigen daher. Aber in ihren Kanzleien, überhaupt in den officiellen, diplomatischen und Konsular-Kreisen, herrscht Vertrauensseligkeit.

(3. August.) Der niederländische Gesandte Herr van der Hoeven hatte mir vorgeschlagen mich ihm auf einem Ausfluge nach dem Fujiyama anzuschließen. Eine kostbare Gelegenheit die noch wenig bekannten Gegenden im Norden und Osten des Vulkans zu besuchen. Wir sind sechs Reisegefährten, darunter Herr Kempermann, ein trefflicher Japanologe und Dolmetsch der Gesandtschaft des Norddeutschen Bundes.

Alle Vorbereitungen sind getroffen, die Befehle der Regierung an die Ortsbehörden durch Eilboten abgefertigt; der Koch im Kangho, die Mundvorräthe, Küchengeräthe und Betten auf den Schultern einer gehörigen Anzahl von Kuli seit gestern unter Weges. Heute Morgens, um fünf Uhr, bei dem herrlichsten Wetter aber schon zu dieser frühen Stunde bei sengender Sonne, besteigen wir einen Char-à-bancs der uns auf dem Tokaido bis zum Flusse Odawara bringen soll. Bis dorthin ist nämlich die Heerstraße fahrbar. Jenseits wird zu Fuß, zu Pferd, zu Kangho gereist. Unsere Schutzengel, die Yakunin, reiten auf magern kleinen

Kleppern neben und vor dem Wagen her. Kaum haben wir Platz genommen als ein jeder, mich ausgenommen da ich immer unbewaffnet reise, seine Pistolen, Jagdgewehre oder Hirschfänger prüft. Der junge Herr neben mir zieht einen gewaltigen Revolver aus der Tasche. Die Art wie er ihn handhabt beweist daß er besser mit der Feder als mit Mordwerkzeugen Bescheid weiß, und zum ersten Male auf diesem Spaziergange um die Welt zittere ich für mein Leben.

Der Tokaido ist, wie immer, belebt. Fast ohne Unterbrechung folgen sich die Reisenden zu Fuß, zu Norimon, zu Kangho, Weiber, Kinder, Zweischwertmänner, glatt geschorene Priester, von Zeit zu Zeit ein Eilbote. Wie die meisten Männer in dieser Jahreszeit trägt er als einzige Bekleidung den Lendengürtel, auf dem Haupt einen großen tellerförmigen Hut, auf der Schulter ein langes dünnes Bambusrohr, von dessen Enden, hier seine Briefschaften dort sein leichtes Reisegepäck herabhängen. Mit anmuthiger Behendigkeit hüpft er an uns vorüber; kaum daß die kleinen mit Strohsandalen beschuhten Füße den Boden berühren. Im Ganzen eine olympische Erscheinung, Gott Merkur; in Wirklichkeit ein armer Teufel im Dienste eines Daimio, oder der Regierung oder der Postverwaltung, denn es gibt eine Briefpost der man sogar musterhafte Regelmäßigkeit nachrühmt. Unsere Yakunin sind hübsche Bursche;

unter ihrem breitkrämpigen schwarzlackirten Papierhut, in dem weiten Seidengewande sehen sie schmuck und stattlich aus. Zu beiden Seiten der Straße folgen sich Dörfer, Häuser und Kaufläden in fast ununterbrochener Reihe. Dazwischen Gärten und einzelne Baumgruppen. Um halb acht Uhr langen wir in der Tempelstadt Fujisawa an. Die Gegend ist reizend: Anhöhen die mit kleinen Thaleinschnitten wechseln; letztere abgeschlossen durch die Berge und gegen die Straße geöffnet; Alles, Berge, Thäler, Schluchten mit dem saftigsten Grün übergossen. Reisfelder beginnen in der Niederung, steigen dann von Terrasse zu Terrasse, von Schlucht zu Schlucht den Grath hinan welchen prachtvolle Bäume krönen: Pinien, Kryptomerien, Bambus, japanischer Lorbeer.

Das Frühstück wird in einem großen Theehause eingenommen. Die Nesan, Fräulein, d. h. prosaisch gesagt, Kellnerinnen, welche alle Reisebeschreiber zu verherrlichen pflegen, kauern um uns am Boden, und obgleich hier die Erscheinung von Europäern keine Seltenheit mehr ist, so füllt sich doch das geräumige Haus mit Neugierigen. Um halb zehn Uhr wird aufgebrochen. Eine Stunde später überschreiten wir die Vertragsgrenze, fahren durch den großen Flecken Oiso, und erreichen gegen Ein Uhr das Ufer des Flusses. Jenseits zeigt sich die Residenzstadt des Daimio von Odawara.

Hier ſpringen wir aus dem Marterkarren, und ein jeder legt ſich rücklings auf ein Brett. Zwei Oeffnungen am Rande geſtatten dem Reiſenden ſich mit den Händen feſtzuhalten. Dies geſchehen, laden vier nackte Kerle die Bahre auf die Schultern, und ſtürzen ſich ſofort in den Strom. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung ſehe ich wie das Waſſer ihnen bis an die Schultern reicht. In der Mitte des Fluſſes reißt ſie die Strömung mit ſich fort, aber glücklich genug verliert keiner den Boden unter den Füßen. Die Ufer ſcheinen zu fliehen wie auf einer Flußſchifffahrt. Wir nähern uns dem Meere, und ſchon fällt der Donner der Brandung in den Geſang der Kuli ein. Auch hier verleugnet ſich das heitere Naturell dieſer Leute nicht; obgleich vollauf beſchäftigt, betrachten ſie uns von Zeit zu Zeit mit neugierigen Blicken, und brechen dann in ein gutmüthiges Gelächter aus. Wo lacht der Japaner nicht? Wir ſelbſt finden unſere Lager minder ſpaßhaft. Mit Leibeskräften klammern wir uns an die ſchwankenden Bretter. Eine eigenthümliche, phantaſtiſche Scene! Endlich erreichen die Männer das jenſeitige Ufer, und laden uns am Strande ab. Noch einige Schritte, und wir ſind in Odawara. Am Eingange der Stadt empfangen uns der Ortsvorſtand und ſeine Adjunkten in vollem Staat, verrichten den Kow-Tow und geleiten uns in feierlichem Zuge nach einem großen Vorhaus wo Herrn van der Hoevens

gestern vorausgesandter Koch den Tiffin bereitet hat. Seit vorigem Jahre wurde Odawara mehrmals von Yokohama-Residenten besucht; dennoch ist die Ankunft weißer Menschen noch ein Ereigniß, und wir haben daher Mühe uns der Neugierigen zu erwehren. Nach Tische bringt ein Mann eine schöne Lackschachtel die, in vier Fächer getheilt, blauen, rothen, schwarzen und weißen Sand enthält. Er streut ihn auf den Boden wie der Landmann den Samen auswirft, und siehe da, es entstehen farbige Zeichnungen, Blumen, Ornamente, Vögel, am Ende erotische Gegenstände die an Pompei erinnern. Frauen und Mädchen lachen mit, was uns keinen hohen Begriff gibt von weiblicher Sittsamkeit im Reiche der aufgehenden Sonne. Aber bewundernswerth ist die Geschicklichkeit des Gesellen: korrekte Zeichnung, ein merkwürdiger Farbensinn, dazu die wunderbare Behendigkeit des Mannes und das eigenthümliche Verfahren! Indem ich ihm aufmerksam zusehe, glaube ich einen Einblick zu gewinnen in das Wesen der japanischen Kunst.

Um vier Uhr Aufbruch, diesmal zu Pferde. Bis hieher sind wir westwärts gereist. Jetzt wenden wir uns gegen Norden. Der Weg zieht am rechten Ufer des Waldstromes hinan, gewährt einen Blick auf das von hundertjährigen Bäumen beschattete Schloß eines Daimio, wird allmälig immer steiler, und schlängelt sich dann das Berg-

gelände hinauf. Eine üppige Vegetation bedeckt die Höhen vom Fuße bis zum Scheitel.

Ein besonders reizendes Landschaftsbild gewährt das kleine, in einer Schlucht gelegene Dorf Yumoto. Hier verlassen wir die Heerstraße nach Kiyôto, erreichen auf schmalen Pfaden, und über gebrechliche Brücken und Stege, zwischen bemoosten Felsblöcken und dunklen Baumgruppen fortwährend steigend, gegen sieben Uhr Abends bei Einbruch der Dämmerung, den Badeort Miyanôshita.

Entfernung von Yokohama vierzehn Ri oder fünfunddreißig englische Meilen.

(4. und 5. August). Miyanôshita*) besteht aus einem Tempel, Mia, und einer Gruppe von Häusern welche über einander emporragend theils in die Felswand eingekeilt, theils über den Abhang einer gen Norden offenen Schlucht verstreut sind. In letzterer Richtung streift der Blick längs den östlichen Abfällen eines Hügelzuges hin; ringsum sieht man nichts als Berge ganz bedeckt mit Kryptomerien, anderem Nadelholze, Ahorn und Eichen. Alles ist grün außer die grauen Hausdächer, die rothen Pilaster welche sie tragen, und die weißen Papierwände. Die Gassen sind in den

*) Wörtlich: Unter dem Tempel.

Granit gehauene Stufen. Die Gärtchen welche die meisten Häuser umgeben steigen terrassenförmig in die Schlucht hinab. Kleine Wasserfäden bilden kleine Kaskaden, beschattet von kleinen Eichen, kleinen Cedern, kleinen Tannen mit künstlich gekrümmten Aesten. Kleine aus Einem Steine bestehende Brücken führen über kleine Gießbäche. Gegen den Geschmack der Anlagen ließe sich Manches einwenden; man möchte sagen Kinder haben sie gezeichnet, aber Kinder mit sinnreicher Phantasie; das Ganze macht einen harmonischen Eindruck. Ich stehe auf dem Balkon und blicke in einen dieser Gärten hinab. Er sieht aus wie ein Park. Nun tritt aber ein Theemädchen ein, die höher ist als die höchsten Cedern. Das stört die Täuschung, man merkt nun daß der Garten nichts Anderes ist als ein Spielzeug, allerdings ein überaus reizendes.

Der Ortsvorstand hat uns in den besten Gemächern des besten Wirthshauses untergebracht. Eine Familie von Eingebornen mußte uns weichen. Ich hasse solche Machtsprüche der löblichen Behörden; aber da es nun einmal geschehen, nehme ich, wie die Andern, von meinem geräumigen Zimmer Besitz. Die Vertriebenen fügen sich übrigens in ihr Schicksal und lächeln uns freundlich zu. Das Theehaus, eigentlich ein großes Hotel, besteht aus mehreren abgesonderten Pavillons. Der Gang der sie verbindet gestattet einen Blick in das häusliche Leben der Japaner.

Faſtalle Anweſenden ſind Badegäſten. Am Ende des Korridors befindet ſich die allgemeine Badeſtube. Man ſitzt traulich beiſammen und begießt ſich abwechſelnd mit heißem und kaltem Waſſer; dann geht ein jeder in ſein Zimmer das in der Regel offen ſteht.

Dort läßt man ſich von einem Blinden oder, wenn man eine beſitzt, von ſeiner Frau kneten. So ſah ich einen dicken Herrn auf der Matte ausgeſtreckt; er rauchte und las, während die Frau, neben ihm kauernd, die breiten Schultern des Gemahls ſtundenlang mit ihren hurtigen, länglichen, feinen Fingern bearbeitete. Die Tochter, ein hübſches Mädchen mit reizendem Kopfputze und geſuchter Toilette, ſpielte dazu auf der Laute. Von Zeit zu Zeit krochen Diener auf allen Vieren in das Gemach um Thee aufzutragen oder die Pfeife des Familienvaters zu ſtopfen. Letzterer iſt, wie ich höre, ein hochgeſtellter Bureaukrat aus Yedo.

In einem anderen Zimmer ſitzen unſere Yakunin im Kreiſe auf den Ferſen, rauchen, ſingen und ſchwätzen mit den Neſan. In der Küche wird fleißig gekocht; Weiber und Mädchen überwachen die Töpfe am Feuer, und zerſchneiden lebendige Fiſche in Scheiben. Alles geſchieht methodiſch und mit muſterhafter Reinlichkeit. Nirgend wird das Auge verletzt. Alle lachen und plaudern; Alle ſind guter Dinge; Sorge oder Verdruß ſcheinen ſie nicht zu

kennen. Da die Gemächer an einander ſtoßen, und nur durch meiſt offenſtehende Papierwände getrennt ſind, ſo dringt der Blick allenthalben ungehindert ein. Hübſch gekämmte Köpfe, nackte Büſten laſſen ſich im Halbdunkel errathen, indeß durch irgend eine Spalte die Sonne einen Strahl ſendet der wie ein Goldregen in die Dämmerung fällt. Weiter hinein, durch die Tiefe des Hauſes hindurch, wird der Tag ſichtbar. Da gewahrt man Bäume, wieder ein Stück Waſſerfall, Vorübergehende welche die Felstreppen hinaufſteigen, im Waldesgrün oder in einer Hütte verſchwinden.

(6. Auguſt.) Kurz vor ſechs Uhr bricht unſere Karavane auf. Könnte man die Beine abſchrauben ſo wäre das Reiſen im Kangho eigentlich nicht unangenehm. Die landesübliche Sänfte iſt ein offener Korb, drei Schuh lang, zwei hoch. Hievon muß der Durchmeſſer des dicken Bambusrohres an dem er hängt abgerechnet werden. Das Dach von Bambusblättern ſchützt nur unvollkommen gegen die Sonne, und iſt ſo niedrig daß der Reiſende am Rücken liegen und ſeine Beine an ſich ziehen muß, da ihn die Nähe des vorderen Trägers hindert ſie auszuſtrecken. Aber man gewöhnt ſich an Alles, und wer dies nicht kann ſoll

nicht nach Japan kommen, wo eben Alles anders ist als in der übrigen Welt.

Von Miyanôshita abreisend, umgehen wir zuerst die erwähnte Schlucht und kommen, immer nordwärts ziehend, durch einen schönen Wald. Nach dritthalbstündigem Marsch wird im Dorfe Sengokunohara gehalten. Abreise um halb zehn Uhr. Wir haben die Schatten verlassen und ersteigen, den Strahlen einer unbarmherzigen Sonne fast erliegend, die letzte Kette welche uns vom Fujiyama trennt. Das Gras erreicht beinahe Manneshöhe und ist auf der einen Seite weiß auf der andern grün, daher die Berge je nach der Richtung des Windes hier lichtgrau dort hellgrün sind. Allmälig wird der Pfad äußerst steil. Hinter uns, im Westen, breitet sich ein dunkler schwarzer Wasserspiegel aus; es ist das nördliche Ende des Sees Hakone. Gegen elf Uhr haben wir, durch einen Engpaß kletternd, den Kamm erreicht. Er ist kaum einige Fuß breit und fällt auf der Nordseite fast senkrecht ab. Unten liegt eine wellenförmige Ebene, bedeckt mit Wiesengründen, besät mit Baumgruppen, Alpendörfern und einzelnen Gehöften. Die Farben sind das lichte und matte Grün des Sammetrasens; das dunkle, auf der Sonnenseite glänzende des Laubes. Jenseits der Ebene, gegen Nord-West, in der Entfernung von vier bis fünf Meilen, erhebt sich, vierzehn tausend Fuß über den Meeresspiegel, ein unge-

heurer Kegel, der heilige Berg, der rieſige Vulkan Fujiyama. Er erinnert an den Aetna von Taormina aus geſehen; nur ſind ſeine Abfälle weniger zerklüftet, die Linien weniger gebrochen; auch ſchmolz in dem ausnahmsweiſe heißen Sommer der Schnee der ſonſt an manchen Stellen das ganze Jahr über liegen bleibt.

Die Reiſenden gleiten ſitzend auf den glatten Grasabhängen in die Tiefe hinab. In wenigen Minuten haben ſie die Ebene erreicht. Hier umweht ſie friſche elaſtiſche Alpenluft; mit Wolluſt ſchlürfen ſie die balſamiſchen Wohlgerüche des Frühlings.

Um Ein Uhr Ankunft in Gotemba und Mittagsruhe in einem netten Theehaus. Die Weiterreiſe iſt ein hübſcher Spaziergang in einem engliſchen Park. Ueberall eine Fülle von Waſſer und Schatten. Allmälig lichtet ſich der Hain. Wir betreten die Steppe welche den Vulkan umfängt. Es iſt ein Gürtel von Grasland und Lavablöcken. Hier liegt Subaſhiri, unſer Nachtquartier. Ankunft daſelbſt um halb ſechs Uhr.

Entfernung von Miyanôſhita ſieben Ri oder ſiebzehn eine halbe Meile.

Die ganze Tagereiſe war unbeſchreiblich ſchön. Wer im Kangho reiſt ſtreift ſo zu ſagen am Boden hin. Als wir am Morgen über die Wieſengründe zogen, da ſtreichelten Gräſer, Schlingpflanzen und Blumen meine Wangen, und

mein Blick drang in geheimnißvolle Regionen die der Fußwanderer zertritt ohne sie zu sehen. Für mich war es eine neue Welt. Die Sonne spielte mit den Schatten der Blumenstengel und Grashalme. Ich beobachtete Bienen und Schmetterlinge und tausend Insecten wie sie heimlich in die Blumenkelche schlichen. Und was für Blumen! Große himmelblaue Glocken anmuthig geneigt über riesige Nelken; Lilien die ihr reines Kleid entfalten unter schirmenden, aus feinen Gräsern gewebten Kuppeln. Alles lächelt in diesem Lande: die Natur und die Menschen. Betrachtet nur Eure armen Träger. Keinen Augenblick schweigen sie, und niemals reden sie ohne zu lachen. Und dennoch fließt der Schweiß von ihren ehernen Körpern. Von drei zu drei Minuten wird die Schulter gewechselt was die Sache eines Augenblicks ist. Ein jeder von uns hat vier Kuli die sich ablösen. An steilen Stellen unterstützen die unbeschäftigten die Kameraden indem sie die Hand gegen ihren Rücken stemmen. Alle zehn Minuten lösen sie sich ab, immer nach einem Wortgefechte von Artigkeiten. „Eure Herrlichkeit muß müde sein. — Nicht im Geringsten, Eure Herrlichkeit irren.“ Darauf neues Gelächter und neue Komplimente.

(7. August.) Von Subashiri aus oder, wenn sie von Hakone kommen, auf einem westlichern Pfade, besteigen die Europäer den Fujiyama, natürlich nur wenn hiezu er-

mächtigt, und immer vorschriftmäßig beschützt, geleitet und bewacht. Dies ist die Jahreszeit der Wallfahrten, und die Pilger strömen in großer Anzahl von allen Seiten herbei; doch ist Yoshida der gewöhnliche Ausgangspunkt. Jenseits Subashiri beginnt das geheimnißvolle, von Weißen wenig gekannte Land. Dort, im Nordosten des Vulkans liegt Yoshida, berühmt durch seine Tempel, durch die Sanctitas loci, durch die ungeheure Menge von Wallfahrern welche vor oder nach Ersteigung des heiligen Berges dort ihre Andacht verrichten. Yoshida ist das Ziel meiner Reise. Den Fujiyama überlasse ich meinen Gefährten. Ich weiß daß der Genuß die Anstrengung nicht aufwiegt. Ein gut erhaltener Pfad mit acht Stationen wo man die Nacht in Hütten zubringen kann, führt zum Rande des erloschenen Kraters empor. Ist, ausnahmsweise, der Himmel klar so genießt man dort einer weiten aber uninteressanten Aussicht. Der große Reiz sehr hoher Punkte besteht, wenn ich nicht irre, weniger in der Ausdehnung als in der Abwechselung der Rundsicht. Du stehst auf einem Gipfel des Hochgebirges. Mit Schaudern siehst Du hinab in die Schluchten und Abgründe die Dich umgeben; dann, gleichsam um das Auge zu beruhigen, blickst Du über die Bergkämme hinweg nach der Ebene. Den Gesetzen der Optik gemäß, überragt sie scheinbar jene Kämme und steigt am Himmel hinan bis sie die Höhe Deines Standpunktes er-

reicht hat. Diese Umgebung von Felsschluchten und Berggipfeln fehlt dem Fujiyama. Die nahen Höhenzüge erheben sich nicht über dreitausend Fuß. Daher kommt es daß das Land vom Krater aus betrachtet aussieht wie ein verkrüppeltes, grünes, weiß gefleckes Stück Papier. Die weißen Flecken sind Yedo, Yokohama und die unzähligen Städte, Märkte und Dörfer des Kuanto.*)

Die Vorbereitungen für die Ersteigung haben den Morgen ausgefüllt. Erst um zwei Uhr brechen meine Freunde auf. Ich selbst, in Begleitung des unschätzbaren Herrn Kempermann, des Einzigen unter uns der die Gabe der Sprache besitzt, steige zu Pferde um sofort in unbekannte Regionen zu dringen. Die Sonne ist grausam und die Gegend, so lange uns der Weg durch eine tiefe Erdspalte führt, ziemlich eintönig. Als wir sie verlassen, erscheint vor uns ein kleiner See; hinter ihm mehrere sich überragende Bergzüge, zu unserer Linken der Vulkan. Richtung Nord-Nord-Ost. Am Seeufer angelangt, genießen wir während einiger Minuten die Gastfreundschaft des Ortsvorstandes von Yamanonaka. Es ist ein kleines Dorf das vom Seerande den Abhang eines Waldhügels hinanklettert. Unsere Ankunft bringt die Bevölkerung auf die Beine. Von allen Seiten stürzen die guten Leute herbei,

*) Dies ist der Kollectiv-Name von fünf Provinzen.

betrachten uns neugierig, und brechen dann in Gelächter aus, aber dies Gelächter hat nichts Beleidigendes. Wir ſind, im Gegentheil, willkommen. Der letzte Theil des Rittes iſt beſonders anmuthig. Dazu breitet der Fujiyama ſeinen wohlthuenden Schatten über uns. Um halb fünf Uhr reiten wir am Eingange des großen Tempels vorüber, und erreichen gleich darauf die erſten Häuſer von Yoſhida. Der Bürgermeiſter harrt unſer bereits. Er hat im großen Gaſthauſe Quartier beſtellt, und führt uns dort mit dem gewöhnlichen Ceremoniel ein.

Entfernung von Subaſhiri ſechs Ri oder fünfzehn Meilen.

(7. bis 10. Auguſt.) Die Stadt Yoſhida ſteht theils auf einer niedern Rippe des Fujiyama, theils im Thale. Ein Gießbach durchbrauſt die Hauptſtraße, mehrere winzige Kaskaden bildend, ihrer ganzen Länge nach. Die Häuſer ſind klein und die Dächer mit großen Steinen belegt. Von ferne geſehen, erinnern ſie an die Sennhütten in unſern Alpen. Man glaubt ſich nach Tyrol oder der Schweiz verſetzt. Blicken wir zurück, gerade in der Richtung der großen Gaſſe durch welche wir einreiten, ſo ſehen wir den ungeheuren Kegel des Vulkans in unmittelbarer Nähe. Ueber den heiligen Hainen welche die nächſten Anhöhen

krönen ragt er in die Luft empor. Gegen Oſt, alſo in entgegengeſetzter Richtung, erſcheint ein Wirrſal von Felsgebirgen, Thälern und zerklüftetem Erdreich, Alles bekleidet mit dem üppigſten Wachsthum.

Unſer Wirthshaus, zugleich auch Tempel, iſt ein weitläufiges Gebäude mit vielen Zimmern die durch bewegliche Wände getrennt ſind. Vorne dehnt ſich ein weiter Hof aus. Ein langer, ſchmaler Raum längs dem Hauſe wird als Garten benutzt, falls einige Zwergbäume mit krampfhaft gewundenen Aeſten und einige Steinlaternen, wie man ſie in den Tempelhainen findet, auf dieſen Namen Anſpruch geben. Ueber die niedere Umfaſſungsmauer blickend gewahrt man dann wieder den Fujiyama. Von meinem Zimmer aus, es iſt das nächſte am Heiligthum, dringt mein Auge durch die ganz oder halb geöffneten Schiebwände in alle Räume dieſes großen Karavanſerai. Da wohnen viele Wallfahrer, darunter einige Herrſchaften mit zahlreichem Gefolge, und in den Zimmern in der Nähe des Hofes eine Unzahl von Dienern und Reiſigen. Letztere ſind bewaffnet und tragen auf ihrem Leibrocke das Wappen des Gebieters. In der Gaſſe ziehen Schaaren von Pilgern unabläſſig vorüber. Alle ſind weiß gekleidet und mit einer Handglocke verſehen welche ſelten ſchweigt. Sie kommen von Fujiyama zurück. Unſer Wirth, zugleich Prieſter des großen Tempels, beſtätigt daß ſie die Wall-

fahrt vollzogen haben indem er seinen Stempel auf ihr Pilgergewand drückt. Das Kleid vererbt sich als kostbare Reliquie von Vater auf Sohn.

Mein geräumiges Gemach stößt an einen kleinen Hof und an das Heiligthum. Letzteres enthält den Altar mit den üblichen Leuchtern und dem heiligen Spiegel, aber weder Ungeheuer noch Götzen. Edle Einfachheit herrscht in diesen Räumen die, einer abstrakten Idee geweiht, die äußerlichen Attribute des buddhistischen Kultus verschmähen. Der verworrene Straßenlärm, das Getöse in der Küche und in den von Bewaffneten und Pilgern besetzten Zimmern dringen, gedämpft durch die Entfernung, in mein entlegenes Gemach. Magische, unerklärliche Lichter irren da im Raume umher, kriechen am Holzgetäfel empor, schimmern durch die Papierwände, spiegeln sich in den lackirten Rändern des Fußbodens, ersterben endlich in den finstern Ecken des Saales.

Wie noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in den italienischen Wallfahrtsorten üblich war, beschenkt hier der Edelmann bei der Abreise die Herberge mit seinem auf Holz oder Leinwand gemalten Wappenschilde. Dies wird dann neben den vielen Votivtafeln des Tempels aufgehängt. Letztere sind höchst interessant. Man sieht da den Donatair mit Familie oder Gefährten, im Hintergrunde gewöhnlich den schneebedeckten Fujiyama, oder geheilte Kranke,

ſiegreiche Krieger, Räuber die im Hinterhalte lauern und wunderbar gerettete Reiſende. Einige dieſer Tafeln mögen dem ſiebenzehnten, höchſtens dem ſechszehnten Jahrhundert angehören. Obgleich ſie keinen Anſpruch auf künſtleriſchen Werth machen können, ſo zeugen ſie doch meiſt von feinem Naturgefühl, und gewähren einen Einblick in die Wandelungen des Geſchmackes, in den Aufſchwung und Verfall japaniſcher Kunſt.

Der Wirth iſt, wie erwähnt wurde, Prieſter oder beſſer geſagt Tempelhüter; denn die Shintoreligion kennt, wie man behauptet, kein eigentliches Prieſterthum. Die heute am Ruder befindlichen Männer ſind ſyſtematiſche Gegner des Buddhismus, obgleich ſich die ungeheure Mehrzahl der Nation zu ihm bekennt. Die Glaubensſätze des Shintoïsm ſind beinahe vergeſſen. Die Gelehrten allein kennen ſie oder glauben ſie zu kennen. Die heutigen Träger der Gewalt wiſſen wenig oder nichts von ihnen, und verwechſeln ſie abſichtlich mit den Lehrſätzen des Konfucius die eigentlich nichts Anderes ſind als moraliſche Maximen. Bekanntlich antwortete der große chineſiſche Philoſoph auf eine Frage über die andere Welt: „Ich war nie dort; ich kenne ſie nicht.“ So oder ähnlich iſt das Glaubensbekenntniß der gegenwärtigen Miniſter des Mikado, und ſo verſtehen ſie den Shintoïsmus. Letzterer wird von ihnen begünſtigt und gewiſſermaßen dem Volke als Staatsreligion

aufgezwungen. Der Shintoïsmus war ohne Zweifel die alte Religion des Landes. Er mußte aber dem Buddhismus weichen der, gegen Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, auf Veranlassung des Kaisers von China von Amtswegen im Reiche der Mitte eingeführt wurde, und fünf Jahrhunderte später in Japan eindrang. Die Mikado fuhren fort sich, der Form nach, zu der alten Religion zu bekennen, aber diese nahm thatsächlich die Glaubenssätze und Gebräuche des Buddhismus in sich auf. Die Shogun waren sämmtlich Buddhisten. Dies erklärt warum die über China aus Indien eingeführte Religion in Japan später so festen Fuß faßte, sowie auch warum die Dogmen der alten Religion zuerst in Mißachtung und endlich in Vergessenheit geriethen: weil nämlich die politische Macht und der Einfluß der buddhistischen Shogune bedeutender waren als die nominale Oberherrlichkeit der Mikado. Der officielle Shintoïsmus des Tages ist einfach die Verleugnung einer jeden Religion und die Abschaffung eines jeden Kultus; er ist die Zerstörung der Buddhatempel (man hat sie bereits begonnen mit der theilweisen Niederreißung des Heiligthums von Kamakura und durch die beabsichtigte Einziehung der Kirchengüter,) aber er ist offenbar nicht die alte Religion des Reiches. In vielen Tempeln war eine Art von Simultankultus eingeführt worden. In andern, die dem Namen nach shintoïsch

blieben, wie zum Beiſpiel die von Yoſhida und der Umgegend, wurden buddhiſtiſche Ceremonien, welche das Volk ſehr liebt, innerhalb gewiſſer Grenzen angenommen. Nirgends haben ſich die Lehr- und Glaubensſätze und der Ritus der alten Religion ohne buddhiſtiſchen Beiſatz bewahrt. Hier und in dem ganzen Gebiete des Fujiyama bekennt ſich die Bevölkerung zur alten Landesreligion, aber thatſächlich iſt ſie mehr oder minder buddhiſtiſch.

Unſer prieſterlicher Wirth gehört einer adeligen Familie an, trägt aber als geiſtlicher Herr keine Waffe. Jeden Nachmittag zieht er ſein amtliches Gewand an und begibt ſich nach dem großen Tempel. Seine Familie beſteht aus der Gemahlin, einer noch ſchönen Matrone der ich etwas mehr Würde wünſchen möchte (leider betrinkt ſie ſich jeden Abend) ſeinen beiden Töchtern, welche die Reiſenden bedienen, und ſeinem Sohne, einem fünfzehnjährigen Knaben. Der junge Samurai, ein hübſches Bübchen, zeigt ſich uns gerne in ſeinem Anzuge als Edelmann mit den beiden Schwertern im Gürtel. Seinen feinen Manieren entſpricht offenbar ein zartfühlendes Herz. Er gab uns hievon eine Probe. Einer meiner Gefährten wünſchte ein Votivbild als Andenken mitzunehmen. Die religiöſen Skrupel des Tempelwirthes wurden, nicht ohne Mühe, durch ein bedeutendes Angebot beſeitigt, und das Bild von der Wand genommen. Da brach der Knabe in Schluchzen aus.

„Vater, sagte er, du hast nicht das Recht das Bild zu verkaufen. Es ist Tempelgut, und eine Zierde unseres Hauses; es gehörte unsern Voreltern; jetzt gehört es Dir, einmal wird es mein sein. Und dies soll verkauft werden, und noch dazu an Fremde! Welcher Schmerz, welche Schande!“ Es versteht sich daß die Tafel wieder an ihren Nagel zurückkehrte.

Der große Tempel liegt wenige Schritte vom Eingange der oberen Stadt in einem Haine von vielhundertjährigen Cedern und Kryptomerien. Eine lange Allee dieser ehrwürdigen Bäume und eine doppelte Reihe von Steinlaternen führen von der Heerstraße zur Gabel, d. h. zu dem freistehenden Thore welches aus zwei aufrechten, nach innen etwas geneigten und aus zwei über einander gelegten Querbalken zusammengesetzt ist, und an einen Galgen erinnert. Solche Thore findet man in allen Shintotempeln. Unter der Furca durchgehend gelangen wir in den Tempelhof, der ein längliches Rechteck ist. In der Mitte des Platzes, gegenüber der Tempelhalle erhebt sich fünf bis sechs Fuß über den Boden eine Estrade deren schwerfälliges Dach einem aufgestülpten Filzhut gleicht. Für die heutige Ceremonie hat man die Estrade durch einen erhöhten Brettergang mit der Tempelhalle verbunden. Zu letzterer, welche das gleichfalls isolirte Hauptgebäude ist, führen Stufen empor. Längs der ganzen Fassade läuft eine Gallerie. Diese durchschreitend gelangt man in die eigentliche Halle

und, jenseits derselben, in das Heiligthum. Es steht dem Blicke des Profanen offen und enthält wie alle Shinto-Tempel den Altar mit den Kandelabern, dem (buddhistischen) Weihrauchgefäß und dem heiligen Spiegel. Die Gesimse des Gebäudes sind reich geschnitzt und tragen noch Spuren von Vergoldung. Im Hofe sehen wir einige Prachtexemplare von Itchô (salisburia adimantifolia) und einen phantastischen Brunnen der durch ein Dach geschützt ist; die Rinne stellt einen Drachen vor; die Arbeit ist offenbar von hohem Alter. Dies ist der berühmte Tempel von Yoshida, den wir täglich besuchten.

Am Vorabende unserer Abreise wurde dort ein großes Fest begangen. Der Hof war mit Volk gefüllt. Auf der Estrade stand ein kleiner blumenbekränzter Altar mit dem heiligen Spiegel, und vor dem Altar tanzte ein Priester. Er war in einen weiten Talar von Seidenbrokat gekleidet, trug am Haupte den Helm des Kriegers, und hielt zwei Schwerter in den Händen. Sein Gegner ist unsichtbar, aber der Kampf darum nicht minder erbittert. Bald greift der Priester an, bald weicht er zurück, dann dreht er sich im Kreise auf den Absätzen, bringt wieder vor, erlegt endlich den Dämon. Da der Kampfplatz kaum zwanzig Fuß im Geviert mißt, ist der Kämpfer häufig genöthigt sich umzuwenden, aber er thut dies mit Grazie und edlem Anstande; dabei regelt er seine Bewegungen nach den klagenden Tö-

nen einer Flöte und den dumpfen Schlägen auf einer Trommel. Die beiden Musiker, ein Greis und ein Knabe, kauern auf ihren Fersen in einer Ecke der Estrade. Endlich zieht sich der siegreiche Krieger über den Brettergang nach dem Innern des Tempels zurück. Auf den Stufen erscheinen jetzt mehrere Priester die den Frauen und Kindern im Hofe kleine Kupfermünzen zuwerfen.

Nun beginnt die zweite Ceremonie.

Ein Bonze erscheint auf der Schwelle des Tempels. Majestätisch, mit dem schleppenden Gange des Tragöden schreitet er über den Bretterstieg nach der Estrade. Sein Anzug ähnelt unsern Kirchengewändern. Ueber einem weiten Talar trägt er eine reich gestickte Stola. Sein ungeschornes Haupt (er ist Shintoïte uud nicht Buddhist) umfängt ein gestreiftes rothes Band dessen Ende sich über seinen Scheitel erhebt. In der Hand trägt er einen Bogen, und am Rücken den Köcher. Tiefes Schweigen herrscht in der, hier wie überall in Japan, dunkelblauen und bronzefarbigen Volksmenge. Nur das monotone Gezirpe der Cicaden und das leise Flüstern der Cedern unterbricht die sonst lautlose Stille. Tausend Augen sind auf den Priester geheftet; aber keine Rührung, keine Andacht oder Sammlung, ja selbst keine Neugierde belebt die Gesichter. Mehr als der Gottesdienst erregen die beiden Fremdlinge die Aufmerksamkeit der ihnen zunächst Stehenden. Sie be-

trachten uns mit dem Ausdruck des Erſtaunens, faſt des Schreckens. Zwei Weiße im Tempel von Yoſhida! Im Augenblicke wo der Prieſter auf der Eſtrade erſcheint beginnt die Muſik. Die Flöte läßt ſeltſame Weiſen vernehmen, oder beſſer geſagt Recitative deren Urſprung ſich offenbar in der grauen Vorzeit verliert. Zuweilen, entferntem Donner ähnlich, fällt die große Trommel ein. Der Bonze, die Augen gen Himmel gerichtet und immer wie am Kothurn einhergehend, bewegt ſich im Kreiſe, verneigt ſich dann plötzlich, holt einen Pfeil aus dem Köcher, richtet ſich auf, zielt nach dem böſen Geiſte den er in der Luft entdeckt hat, und erlegt ihn. Da ſtimmt die Flöte eine Siegeshymne an. Der Prieſter beginnt einen neuen Rundgang, gewahrt und tödtet einen andern Geiſt, und das Orcheſter: die Flöte und die Trommel, malen in ſchrillen oder dumpfen Tönen die Wechſelfälle des Kampfes. Endlich iſt Yoſhida befreit von allen böſen Feinden; der Prieſter ſingt den Lobgeſang, wirft Bohnen in die Luft, ſtürzt vor dem heiligen Spiegel zu Boden und kehrt ſodann, feierlichen Schrittes wie er gekommen, nach dem Tempel zurück.

Ich finde keine Worte um den Ausdruck ſeiner Züge zu ſchildern, das Mienenſpiel, die klaſſiſche Schönheit ſeiner Stellungen, die ergreifende Wirkung der uralten Weiſen, die edle und geheimnißvolle Heiligkeit des Ortes. Die

Stellungen des Celebranten waren, wie gesagt, klassisch, aber sie waren dies nicht nur im allgemeinen Sinne des Wortes; sie erinnerten vielmehr entschieden an gewisse wohlbekannte und hochberühmte Typen der griechischen Kunst. Dagegen trug der Uebergang von einer Stellung zur andern das Gepräge des japanischen Geschmackes. Es waren kurze, heftige, unnatürliche, beinahe verzerrte, aber niemals häßliche Bewegungen. Daß diese Ceremonien älter sind als unsere Zeitrechnung unterliegt wohl keinem Zweifel. Daß gewisse rhythmische Bewegungen sich wiederfinden in dem Schnitzwerk und den Andachtsbildern des Landes, kann nicht Wunder nehmen. Aber wie soll man sich die klassische Reinheit der Stellungen und ihre auffallende Verwandtschaft mit der griechischen Kunst erklären, während dieser Anflug von Klassicität den japanischen Kunstprodukten so gänzlich fehlt? Man spreche mir nicht vom Zufall. Der Zufall erklärt Alles und Nichts. Ich frage mich: Ist während des goldenen Zeitalters der griechischen Kunst einer ihrer Strahlen, für Jahrhunderte belebend, nach dem äußersten Osten gedrungen? Die Geschichte gibt hierüber keinen Aufschluß.

Nachdem die Jagd nach bösen Geistern zu Ende war, erschienen die Priester abermals auf der Tempelschwelle um Geld auszuwerfen. Ermuthigt durch die harmlose Haltung des Volkes, fassen die beiden Fremdlinge ein

Herz, und ſteigen tapfer die Tempelſtufen hinan. Die Prieſter empfangen uns freundlich mit den üblichen Artigkeitsbezeugungen, nehmen eine beſcheidene Gabe an, und verſehen uns mit kleiner Kupfermünze die wir an ihrer Seite, nunmehr in Bonzen verwandelt, unter die Menge auswerfen. Einige Hunderte von Gläubigen balgen ſich um den kleinen Gewinn. Ein burlesker Auftritt der allerdings mit der Sanctitas loci wenig ſtimmte. Wir hielten uns die Seiten. Auch die Prieſter lachten herzlich mit. Unter ihnen erkenne ich den Krieger der den Schwerttanz aufführte und den Geiſterjäger. Sie haben ſich die Schminke abgewaſchen und ihre Waffen abgelegt und ſehen nun aus wie harmloſe, gemüthliche Schildbürger.

Auf den profanen Zwiſchenact folgt die Schlußceremonie. Die Prieſter verſammeln ſich im Heiligthum, ſetzen ſich im Kreiſe nieder und trinken der Reihe nach aus einem Gefäße. Hierauf folgt ein Chorgeſang. Dann erheben ſie ſich, durchſchreiten die Halle, ziehen auf der Tempelſchwelle ihre Schuhe an und gehen nach Hauſe. Alle tragen weiße oder blaue oder rothe Faltengewänder je nach ihrem Range. Die weiße Farbe bezeichnet den höchſten. Das Haupt hatten ſie unbedeckt und nur mit dem geſtreiften Bande geziert, oder ſie trugen den ſchwarzlackirten Papierhut der Höflinge.

Jetzt verſchwindet die Sonne hinter dem Fujiyama

Ihre elektriſchen Feuer vergolden die drei- oder vierfachen Bergreihen im Oſten welche wenige Europäer betraten und die wir, Glückliche, morgen und übermorgen überſteigen werden. Der Himmel iſt roſenfarb mit lichtblauen Wolkenflocken wie ich dies nur in Yokohama, und auch da nur ſelten, ſah. Iſt dies Alles Wirklichkeit oder Traum, eine ideale Welt, ein Zaubermährchen? Noch im Schlafe verfolgen mich die geheimnißvollen Schauer des Tempels von Yoſhida.

(10. Auguſt.) Meine Gefährten ſind geſtern vom Fujiyama zurückgekehrt. Sie haben viel durch die Hitze gelitten, dafür aber die Nacht am Rande des Vulkans zubringen können. Sie beſtätigen was andere Reiſende erzählen. Sie konnten Yedo und Yokohama ausnehmen. Im Uebrigen ſahen ſie nur einen großen dunklen Teppich mit weißen Punkten und einen ungeheuren Meereshorizont. Gegen Nord verhinderte Gewölk die Ausſicht.

Unſer heutiger Tagesmarſch iſt ſehr klein. Abreiſe um zwei Uhr Nachmittags. Richtung Oſt-Nord-Oſt. Den Rücken fortwährend dem Fujiyama zugewandt durchwandern wir ein ſchönes, großes Thal. Die Berge ſind ganz grün. Eine einfache Reihe von Bäumen, zwiſchen denen der Himmel durchſieht, krönt und kennzeichnet die ſchmalen Berg-

kämme. Es ist dies ein in japanischen Landschaften sich in das Unendliche wiederholendes Motiv. Wir kommen durch mehrere wohlhabende reinliche, ich möchte sagen, kokette Dörfer. Ueberall der sorgfältigste Feldbau. In der Tiefe, wo eine schmale Ebene sich zwischen den Thalwänden hinschlängelt, Reisfelder und viele Maulbeerpflanzungen. Die Straße ist eigentlich nur ein, sehr wohl unterhaltener, Gehweg auf welchem sich Reisende, insbesondere Pilger, auf dem Fuße folgen. Letztere ziehen in größeren oder kleineren Banden einher, sind sämmtlich weiß gekleidet und lassen ihr Glöcklein unabläßig ertönen. Wenn Regen droht werfen sie ihre dichten Strohmäntel um. Einige lassen sich von Dienern begleiten. Pilgerinnen sehen wir nur wenige. Auf dem ganzen Wege ergötzt sich das Auge an reizenden Einzelheiten; wie zum Beispiele, am zweiten Ri, unweit eines Theehauses: einige Stufen führen zu Gräbern hinab welche eine Gruppe von Kryptomerien beschattet. Oder weiter unten, bei dem Dorfe Tokaichiba: ein schöner Wasserfall, umrahmt von der üppigsten Vegetation.

Um halb sechs Uhr Ankunft in Yamura. Diese kleine Stadt liegt im Mittelpunkte eines der bedeutendsten Seidendistrikte. Man sieht nichts als Maulbeerbäume. Der Fluß dessen Ufern wir den ganzen Tag gefolgt sind braust hier zwischen kleinen, blumenbedeckten Wiesengründen schäumend und tosend an Felsen vorüber deren Gestein sich

verbirgt unter einer Decke von Moos, Rasen und Bäumen der verschiedensten Gattung. Hinter uns ein Wirrsaal grüner Bergzinken, überragt vom Kegel des Fujiyama.

Unsere Ankunft ist ein Ereigniß. Die ganze Bevölkerung läuft herbei, bleibt jedoch in ehrerbietiger Entfernung. Dieser Auftritt wiederholt sich übrigens überall. Die Babies weinen, die Kinder verkriechen sich hinter den Müttern, die jungen Mädchen fliehen; auch die Männer scheinen davon laufen zu wollen, nur die Matronen erweisen sich herzhaft. Mit ihnen wird das Gespräch angeknüpft; bald ist Jedermann beruhigt, und man hat sich vom ersten Schreck erholt, so sehen wir nur freundliche und lachende Gesichter. Man blickt uns wohlwollend an, man will sich nützlich machen, man kichert, man schwätzt, man umgibt den Reisenden, folgt ihm auf jedem Schritte, verläßt ihn nicht wieder, selbst während er seine Mahlzeit einnimmt oder badet, er müßte denn die Grausamkeit haben die Papierwände seines Zimmers zu schließen. Das meiste Interesse gewährt er während er sich an- oder auszieht. Ich spreche hier von den Volksklassen und nicht vom Adel.

Meine jungen Freunde haben, unweit der Stadt, eine einsame Stelle am Ufer entdeckt, und sind eben im Begriffe sich in die kalte, krystallhelle Fluth zu stürzen, als die gesammte Bevölkerung erscheint: Männer, Weiber, Mädchen, Kinder. Die Yakunin welche uns sonst nie verlassen

sind verschwunden und ihrem Vergnügen nachgegangen. So werde ich denn über die öffentliche Sittsamkeit wachen. Mit einem langen Bambusrohre bewaffnet fasse ich Stellung auf dem engen Damme der nach dem Badeplatze führt. Die Männer werden zugelassen, aber für das schöne Geschlecht bin ich unerbittlich. Ein fruchtloses Beginnen. Auf die Gefahr hin in den Fluß zu rollen, umgehen die Damen meine Position, und klettern, mehrere mit ihren Säuglingen am Rücken, über die steilen Abfälle des Dammes hinweg. Andere greifen mich von vorne an. Es gab sehr hübsche Wesen unter ihnen, und an allen bemerkte ich die größte Reinlichkeit. Da stehen sie vor mir auf ihren kleinen Holzsandalen, mit leicht gebeugten Knieen, die Arme vorgestreckt und die Hände nach rückwärts verdreht, wie dies nur dieser Menschenstamm zu leisten vermag. Den bloßen Kopf ein wenig zurückgeneigt, überschütten sie mich mit einem Wortschwall; dazu verführerisches Lächeln und bittende, sanfte Blicke aus den großen, braunen, weit geschlitzten Augen. Die Verdrehung der Gliedmaßen schadet vielleicht der Anmuth der Stellungen, aber Menschen und Dinge dieses Landes streifen immer an das Groteske. Diese Scene erhöhte meine Bewunderung für die Gewissenhaftigkeit und die Nachahmungsgabe der japanischen Künstler; denn die einzelnen Elemente dessen was um mich vorging waren mir nicht neu; ich hatte sie oft gesehen nicht nur

in Kunstwerken, Elfenbein und Holzschnitzwerk, Lack und Gemälden, sondern sogar in den rohen Bilderbögen die überall um einige Pfennige feil geboten werden. Endlich des Widerstandes müde, öffne ich den Zugang, und die neugierigen Geschöpfe stürzen nach dem Badeplatz, nähern sich den Schwimmern so viel als möglich, weiden sich mit dem Ausdrucke der äußersten Befriedigung an dem nie erlebten, seltsamen, phantastischen Anblicke fünf ganz weißer Männer.

Entfernung von Yoshida nach Yamura vier ein halber Ri oder ungefähr zwölf Meilen.

(11. August.) Abreise um fünf Uhr. Richtung Ost. Das Thal schlängelt sich immer zwischen drei- und viertausend Fuß hohen Bergen hin. Hinter uns erhebt sich der Fujiyama in seiner ganzen wilden Majestät. Zwei Ri von Yamura kurzer Halt in einem heiligen Hain. Um halb neun Uhr Ankunft in dem großen und bedeutenden Marktflecken Saru-Hashi. Hier führt eine höchst eigenthümlich gebaute Brücke über ein Gebirgswasser das in einer tiefen Felsspalte fließt. Sie besteht aus über einander gelegten und an einander befestigten Balken welche allmälig von beiden Seiten des Ufers vorgeschoben wurden bis sie sich über der Mitte des Flusses begegneten. Es

iſt dies die berühmte Affenbrücke die wir in Yoſhida auf mehreren Votivtafeln abgebildet ſahen.

Die Gegend iſt fortwährend lieblich, bewahrt aber dabei den Charakter des Hochgebirges. Ohne die fremdartige Vegetation würden wir uns im Kanton Unterwalden glauben. Auch hier begegnen wir vielen kleinen Pilgerzügen. Ihre Glöckchen läutend und ſingend gehen ſie an uns vorüber. Von Andacht keine Spur. Herr Kempermann behauptet, kein religiöſes Gefühl ſetze dieſe Tauſende von Wallfahrern in Bewegung. Es ſei eine Gewohnheit, Sache der Ueberlieferung, eine phyſiſche Bewegung, und gedankenloſes Plappern von Gebeten. Kopf und Herz blieben davon ganz unberührt. Vielleicht iſt es ſo, vielleicht auch nicht. Der Anſchein dieſer Leute gibt Herrn Kempermann Recht; aber wie wenig iſt Japan noch bekannt. Sind ja doch kaum einige Jahre verſtrichen ſeit ſechs oder ſieben Punkte des Reiches den Fremden zugänglich wurden. Noch iſt man der Sprache nicht vollkommen Meiſter geworden. Wie will man da in die Tiefen des Volkslebens hinabſteigen, die Herzen und Nieren prüfen und über die Seelenzuſtände der Nation ein endgültiges Urtheil fällen? Ich frage, wer hat alle dieſe unzähligen Tempel gebaut, wer hat ſie beſchenkt und mit ſo reichen Stiftungen bedacht? Gewiß nicht das Volk. Es gab alſo eine Zeit wo auch die Reichen und Vornehmen gläubig waren. In Folge

welcher Umwälzungen haben sie den Glauben verloren? Auf alle diese Fragen bleibt man mir die Antwort schuldig.

Schöne und große Dörfer folgen sich in kurzen Zwischenräumen. Die reichliche Bevölkerung, das Leben in den Ortschaften, auf den Feldern, am Wege bilden nicht den geringsten Reiz dieser Gegend. Wir sind hier im Hochgebirge von Kuanto, und dennoch begegnen wir auf jedem Schritte den Spuren der menschlichen Thätigkeit und einer uralten Civilisation. Die Dörfer bieten alle denselben Anblick. Ein krystallreiner Bach fließt in der Mitte der Hauptstraße, meist eingesäumt von Blumenbeeten voll riesiger Balsaminen. Die Häuser sind fast alle neu, ein Beweis daß sie vor Kurzem verheert wurden durch Typhon, Feuersbrunst oder Erdbeben, diese drei Geißeln die, wie bei uns gewisse Epidemien, Japan periodisch heimsuchen. Aber wenn die Natur in ihrem Zorne eine Reihe von Häusern binnen wenigen Minuten dem Erdboden gleich macht, so verstehen es die Menschen die Gebäude binnen wenigen Tagen wieder aus dem Schutte emporzuführen.

Allenthalben sind die Ortsvorstände von unserer Ankunft benachrichtigt worden. Sie empfangen uns am Eingange des Dorfes mit ihren Beiständen, machen die üblichen Fußfälle, stellen sich an die Spitze unserer Karavane und geleiten uns nach dem andern Ende des Dorfes um dort mit demselben Ceremoniel Abschied zu nehmen. Ueber-

all lächelt das Volk uns zu ohne uns zu grüßen; aber die Leute werfen sich zu Boden vor dem Anführer unserer Eskorte weil er, in seiner gegenwärtigen Sendung, die souveräne Macht des Kaisers vertritt. Man frage in Europa einen Bauer, worin der repräsentative Charakter eines Gesandten bestehe. Hier weiß es jeder Kuli; er kennt auch die Gesetze der Etiquette, befolgt sie gewissenhaft gegen Jedermann, und erwartet daß man ihm gegenüber desgleichen thue.

In Saru-Hashi verlassen wir das große Thal das wir von Yoshida an durchzogen hatten. Es bildet das Bett eines Flusses der, ein Emissär des kleinen Sees Yamanonaka, sich zuerst nördlich wendet, sodann von Yoshida an gegen Ost, und bei Saru-Hashi gegen Süd-Ost fließt. Nach meiner großen japanischen Karte mündet er in das Meer bei dem Dorfe Oiso (zwischen Fujisawa und Odawara).

Ankunft in Torisawa um halb zehn Uhr. Abreise um ein Uhr.

Hier gelangen wir in ein Labyrinth von Bergen und zugleich in eine der schönsten Gegenden die ich je gesehen. Der Weg oder vielmehr der Pfad erklettert steile Abfälle bis er den schwindelnden Kamm erreicht der oft gerade breit genug daß ein Mann darauf gehen kann. An gewissen Stellen hätte ich nur auf Händen und Füßen kriechend mich vorbewegt; aber im Kangho ist mein Vertrauen

grenzenlos. Allerdings ſetzt dies einen Köhlerglauben voraus in die Tüchtigkeit und Sicherheit der Füße meiner Träger. Da ſie alle drei oder vier Minuten die Schultern wechſeln ſo ſieht ſich der Reiſende abwechſelnd über dem Abgrunde zur Rechten und dem Abgrunde zur Linken ſchweben. Wer denkt da nicht an Blondin's Schwiegervater! Glücklicher Weiſe weichen etwaige Anwandlungen von Furcht beim Anblicke der Kuli. An den gefährlichſten Stellen lachen und ſchwätzen ſie und überhäufen ſich mit artigen Redensarten. Zu beiden Seiten des Kammes gähnt der Abgrund; Ein Fehltritt, und er iſt Dein Grab, allerdings ein ſchönes Grab, denn Du wirſt unter balſamiſch duftenden Büſchen ruhen, rieſigen Blumen, glänzendem Laubwerk und feinen Schlingpflanzen, Alles auf das Geſchmackvollſte geordnet, auf das Sorgfältigſte gepflanzt und gezogen von der großen Gärtnerin Natur. Aber wenn Du nicht ſchwindlig biſt, ſo wage es, während Dein ſchwankender Korb Dich über dem Abgrunde ſchaukelt, einen Blick in die Tiefe zu werfen und ihn dann allmälig wieder zu erheben. Es iſt eine Rundſicht ohne Gleichen. Nach allen Richtungen ſteigen Bergketten hintereinander empor. An einer Stelle zählte ich zwölf verſchiedene Hintergründe. Die Landſchaft gleicht dem vom Sturm gepeitſchten, plötzlich verſteinerten Meere; darüber als Decke die üppigſte Vegetation. Die große Mannigfaltigkeit der Ausſicht erklärt ſich durch

die verhältnißmäßig kleinen Dimensionen der Bestandtheile der Landschaft und durch die geringe Breite der Bergzüge, die, schon einmal in ihren Grundfesten, steil aufsteigen und in Kämmen von der Breite eines Messerrückens endigen. Die Gegend hat aber nichts Kleinliches; im Gegentheil der Charakter ist großartig, wild, und doch anmuthig; die optische Wirkung schmeichelt dem Auge und erregt zugleich die Neugierde des Reisenden.

Auch in den Hochthälern kommen wir durch zahlreiche Dörfer; doch scheinen sie uns weniger wohlhabend als die von uns am Morgen gesehenen. In den meisten ist Jahrmarkt oder irgend ein religiöses Fest. Der Beweis, die blumengeschmückten Stangen, Bilder, Papierstreifen an Bindfäden, farbige Bänder, und die Masse von Pilgern.

Um halb Sieben Uhr erreichen wir Uyenohara.

Entfernung von Yamura neun ein halber Ri oder ungefähr fünfundzwanzig Meilen.

(12. August.) Es regnet, und die Luft hat sich, Gott Lob, etwas abgekühlt. Um fünf Uhr aufgebrochen. Richtung Ost. Wir setzen in einer Fähre über ein breites fließendes Wasser; weiter unten mündet es in den Fluß der aus dem See Yamanonaka kommt, und dessen Ufern

wir in den letzten zwei Tagen beständig gefolgt sind. Auf sehr steilen Pfaden wird sodann der hohe Engpaß erreicht der über den letzten Berggürtel des Fujiyama nach der Ebene von Yedo führt. Bei klarem Wetter ist er in der Hauptstadt sichtbar. Noch immer bewahrt die Landschaft die charakteristischen Merkmale des Hochgebirges.

Von vier bis eilf Uhr Rast im Dorfe Kamakino; das Theehaus allerliebst. Die Kuli freuen sich Hachôji zu sehen, und tragen uns um die Wette laufend in weniger als einer Stunde dahin. Um fünf Uhr Abends halten wir bei ungeheurem Volksauflaufe unsern Einzug.

Hachôji hat als Stapelplatz für den Seidenhandel einige Bedeutung. Die Einwohner sehen wohlhabend aus, und in der Hauptstraße stehen viele stattliche und elegante Häuser. Auch unser geräumiges, reinliches Wirthshaus hat ein vornehmes Gepräge. Unglücklicher Weise ist unser Kerzenvorrath erschöpft, und wir müssen uns mit landesüblicher Beleuchtung begnügen. Mehr Rauch als Licht, aber seht wie die hübsche Nesan die Kerze mit ihrer Haarnadel putzt. Welche Anmuth, welch' angeborner Adel in Bewegung und Haltung, welche (wahre oder gut vorgestellte) Bescheidenheit! Meine jungen Reisegefährten gerathen in Entzücken.

Auf der ganzen, jetzt zur Neige gehenden Reise fiel mir die Seltenheit der Thiere auf. Wir sahen fast keine

Vögel, wenig Hunde, wenig Pferde, wenig Hornvieh; hier und da einige Hühner und Schweine.

Entfernung von Uyenohara nach Hachôji sieben und ein halber Ri, ungefähr zwanzig Meilen.

(13. Auguſt.) Aufbruch um ein Viertel auf Sieben. Die Hauptſtraße iſt noch menſchenleer, aber ſchon haben die Bewohner ihre großen Regenſchirme von gelbem, geöltem Papier mit großen ſchwarzen Inſchriften auf der Gaſſe zum Trocknen ausgeſpannt. Die Sonne ſteht noch tief, ſie ſcheint uns in das Geſicht und verwandelt die Regenſchirme in leuchtende durchſichtige Scheiben. Von der Morgenluft bewegt beginnen ſie auf ihren Stielen zu tanzen. Kein Landſchaftsmaler dürfte wagen oder vermöchte die doppelte Wirkung des direkten und des durchgelaſſenen Lichtes wiederzugeben: die Tinten von mattem und gebräuntem Golde die am Boden flimmern, auf den erzbraunen Beinen unſerer Träger empor kriechen, das Holzgetäfel der noch geſchloſſenen Häuſer belecken.

Seit Yoſhida ſind wir der Hauptrichtung nach öſtlich gereiſt. Jetzt führt uns der Weg gegen Süden.

Wir haben die Ebene erreicht. Es iſt ein zerklüfteter Boden, hier von prachtvollen Bäumen beſchattet, dort mit dichtem Bambusgehölze bedeckt. Ein Labyrinth von kleinen

Pfaden führt zu den Dorfschaften die buchstäblich im Laube vergraben sind. Ich war in Begleitung eines unserer Gefährten früher als die Karavane aufgebrochen, meinend daß sie uns bald einholen würde. Sie nahm aber einen andern Weg. So setzten wir die Reise allein fort, uns mit der Gebehrdensprache behelfend, und auch bereit den Tag über mit landesüblicher Kost vorlieb zu nehmen. In einem vereinzelten Theehause wurde Halt gemacht. Eine unangenehme Entdeckung erwartet uns im Vorsaale. Da liegen auf dem hiezu bestimmten Möbel mehrere große Schwerter. Ein Beweis daß Samurai im Hause sind. Eine fatale Begegnung; denn diese interessanten Wesen, welche das Ritterthum des Mittelalters so glänzend vertreten, haben bekanntlich die üble Gewohnheit Europäer bei günstiger Gelegenheit niederzusäbeln. Offenbar gibt es keine bessere. Wir haben uns vor dem Hause niedergelassen und mein Freund nimmt, wie gewöhnlich, bei den Nesan Sprachunterricht. Da erscheinen unsere Zweischwertmänner. Es sind ihrer drei; sämmtlich hochaufgeschossene Gesellen; am Kopfe tragen sie eine Kalotte von lichtblauer, weißgestreifter Seide. Ihr Leibrock ist von demselben Stoffe und derselben Farbe und mit dem Wappen ihres Daimio geschmückt. Die jungen Mädchen brechen die Sprachlektion in Eile ab, lassen sich unwillig genug von den Gesellen einen Kuß rauben, und fliehen in das Haus. Die drei

Ritter halten sich mit den Armen umschlungen, wanken auf und nieder, messen uns mit herausfordernden Blicken, und rücken allmälig näher. Sie haben offenbar gezecht, und suchen Händel. Mit Entsetzen bemerke ich daß mein Gefährte die Rechte in seine Hosentasche steckt. Ich weiß was sie enthält: den furchtbaren Revolver der mir schon bei der Abreise von Yokohama die Gänsehaut gab. Wenn die drei jungen Herren der Waffe ansichtig werden, so ist dies unfehlbar das Zeichen zum Kampfe. Ueber den Ausgang hege ich keinen Zweifel. Glücklicher Weise erscheint im kritischen Augenblick der Herr des Hauses, nähert sich den Samurai mit unterwürfiger Gebehrde, und führt die Widerstrebenden, halb in Güte halb mit Gewalt, zurück. Unsere Kangho hatte er in Bereitschaft setzen lassen. In Eile besteigen wir sie. So rasch als die Beine der Kuli vermögen, ziehen wir von dannen.

Um zehn Uhr Ankunft in Tana. In der Nähe fließt ein schöner Fluß, der nach meiner Karte und wie mir später gesagt wurde, derselbe ist dem wir von seinem Ausflusse aus dem See Yamanonaka bis Saru-Hashi gefolgt waren. Eine Fähre bringt uns an das jenseitige Ufer. Dort bieten Schiffer ihren Nachen zur Fahrt nach Atsugi an. Es war eine schöne und erregende Fahrt. Der Fluß bildet eine Reihe von Schnellen. Die Ufer sind mit Schilf und Arbustus bewachsen. Am Rande sitzen große Wasser-

vögel; unbeweglich und mit schläfrigen Augen betrachten sie uns. Mein Gefährte vertieft abermals seine Hand in die bewußte Tasche die sein Arsenal ist, zieht den berüchtigten Revolver hervor, richtet ihn gegen eine Gruppe von Pelikanen, zielt und schießt; aber der Revolver versagt. Wir untersuchen die Waffe. Sie erweist sich als vollkommen harmlos. Wie schade daß diese Entdeckung so spät kommt! Auf der ganzen Reise, jeden Morgen beim Aufbruche, in Mitten der Menge von Aufwärtern, Neugierigen und Dienern, glänzte dies Mordinstrument in der Hand meines Gefährten; nie, ich gestehe es, ohne in mir die schwärzesten Ahnungen zu erregen. Eine jener periodischen Gemüthsbewegungen, welche das Leben friedlicher Staatsbürger verbittern. Nunmehr bin ich beruhigt. Nein, auf dieser Reise vergießen wir kein unschuldiges Blut.

Gegen sechs Uhr Abends zeigte sich zwischen Baumwipfeln eine Masse grauer Dächer. Dies ist Atsugi, eine nicht unbeträchtliche Stadt. Hier haben wir die doppelte Befriedigung unsere Karavane und ein unser harrendes Abendmahl zu finden.

Entfernung von Hachôji nach Atsugi sieben Ri oder achtzehn Meilen.

(14. August.) Wir brechen um halb acht Uhr auf und erreichen um Mittag Fujisawa. Die Gegend trägt

denſelben Charakter wie die geſtern durchreiſte. Ein Wagen bringt uns nach Yokohama wo wir, höchſt befriedigt und nicht allzu müde, um ſieben Uhr Abends eintreffen.

Entfernung zwölf Ri oder dreißig Meilen.*)

III.

Hakone.

Vom 22. Auguſt zum 1. September.

Das Theehaus in Hata. — Eine böſe Nacht. — Der See Hakone. — Naturgefühl und Schönheitsſinn im Volke. — Reiſende Geiſter. — Die Heilquelle von Atami. — Die heilige Inſel Enôſhima. — Daibutſu. — Die alte Hauptſtadt der Shogun. — Buddha in Ungnade. — Eine vornehme Dame. — Kanagawa.

(23. Auguſt.) Geſtern verließen wir Yedo. Meine Reiſegefährten ſind der brittiſche Geſchäftsträger Herr Adams und der Geſandtſchaftsdolmetſch Herr Satow. Bis Yumoto führte uns der Weg durch mir bekannte Gegenden. Dort wendet ſich der Pfad der nach Miyanôſhita führt

*) Da der Weg den wir von Subaſhiri ab verfolgten ſehr ſelten gemacht, und nie beſchrieben worden iſt, ſo hielt ich es für nützlich die Zeit der Abreiſe und Ankunft genau anzugeben. Es iſt dies eine unvollkommene Art die Entfernungen zu meſſen, wobei bemerkt werden muß daß unſere Kuli im Durchſchnitte fünf Kilometer in der Stunde zurücklegten.

gegen Nord-Oſt. Diesmal reiſen wir auf dem Tokaido in weſtlicher Richtung weiter. So erreichten wir heute Nachmittags, einem Waldbach entlang aufſteigend, das Dorf Hata, berühmt wegen ſeiner ſchönen Lage, ſeines guten Theehauſes und ſeiner reizenden Gärten. Es ſind eigentlich immer dieſelben Elemente und dieſelben Motive. Wer das Alles nur ſo recht anſchaulich machen könnte ohne den Leſer durch Wiederholungen zu ermüden! Wer es verſtünde mit der Feder die kleinen Abſtufungen zu malen, die feinen Tinten und Töne die ja eben der vorzüglichſte Reiz dieſer Landſchaften ſind. Die Photographie iſt ganz unvermögend. Da wäre das ſchöne Holzgetäfel des Theehauſes zu beſchreiben, dann die niedlichen, plätſchernden Miniaturwaſſerfälle; die Pfade die ſich über Wieſen, durch dunkelnde Haine, zwiſchen Felsblöcken, den hohen Berg hinaufſchlängeln; die hübſchen Goldfiſche und die Rieſenkarpfen mit bemoosten Häuptern, würdig ihrer Brüder in Fontainebleau, und die hübſchen Theehausmädchen, die Neſan. Alle Abende laufen ſie den Teichen entlang mit den kleinen Händen klatſchend. Die Fiſche wiſſen was das bedeutet, denn auf das Zeichen ſchlüpfen ſie in ihr Nachtquartier, eine Höhlung im Felſen, welche die Mädchen ſodann verſchließen. Eine nöthige Vorſicht gegen die vielen Füchſe und Schakale des nahen Waldes. All dies wurde in den letzten drei Jahren oftmals be-

ſchrieben; aber wie geſagt die Schilderungen ſind blaß und unähnlich und unvollſtändig, im Vergleiche mit der idylliſchen, poetiſchen, phantaſtiſchen Wirklichkeit.

Von Fujiſawa, wo wir die letzte Nacht zugebracht, nach Hata eilf Ri oder achtundzwanzig Meilen.

(24. Auguſt.) Da liegen wir ausgeſtreckt auf einer feinen, glatten, reinen Strohmatte, in einem gegen den Garten offenen Gemache, indeß reichlicher Regen den ganzen Tag über vom Himmel niederrieſelt. Mit Wolluſt pflegen wir der Ruhe, athmen wir die friſche, erquickende Bergluft. Dazu die ſympathiſche Geſellſchaft zweier hochgebildeter Männer die dies Land, ein noch ungelöſtes Räthſel, ſo gut kennen wie irgend ein Europäer. Da werden Fragen und Antworten gewechſelt, bis wir von Japan auf das ferne, liebe Europa zu ſprechen kommen. Ein anmuthiger Tag!

Unſere Diener, der Theewirth, ſeine Ehehälfte, die Neſan nahen uns nie ohne tiefe Verneigungen, kommen auf allen Vieren hereingekrochen, ſtrecken den Kopf vor, während ſie die Arme mit nach innen gekehrten Händen auf den Boden ſtemmen, nehmen am Ende in vertraulicher Weiſe auf ihren Ferſen Platz. Da die Herrſchaft auch am Boden liegt oder kauert, ſo befindet ſich Jedermann am ſelben Niveau. Es ſind eben die Formen einer ur-

alten Etiquette. Aehnliche Ehrfurchtsbezeigungen waren in Europa noch bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts Sitte. Personen desselben Ranges verneigten sich zur Erde ehe sie sich umarmten. Kinder knieten nieder um den Eltern guten Morgen zu wünschen. Edelknaben bedienten knieend ihren Gebieter. Der Handkuß, bei sehr feierlichen Gelegenheiten, hat sich noch an mehreren europäischen Höfen bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber die fremden Kaufleute in Yokohama finden diese Gebräuche sinnlos und entwürdigend, und haben sie in ihren Häusern verpönt. Die Folge ist daß die eingebornen Diener grob und ungeschlacht wurden. Gar leicht zerstört man die Formen einer alten Civilisation; schwer ist es sie durch andere zu ersetzen.

(25. August.) Wir waren gestern Abend kaum zu Bette gegangen, als uns das Heulen des Sturmes und das unheimliche Knarren der Balken und der Holzverkleidung aus dem Schlafe weckten. Zwei hier zu Lande häufige Naturerscheinungen haben zusammengewirkt: einer der furchtbarsten Typhone welche je das Kuanto verwüsteten und ein etwas minder heftiges Erdbeben. Heute herrscht Friede in der Natur. Hata welches auf festem Felsgrund gebaut ist und in einem kleinen Bergkessel liegt hat nur

wenig gelitten; aber nicht sehr angenehm war der Gedanke von dem schweren Hausdache erschlagen zu werden, sowie die Unmöglichkeit zu entfliehen; denn die japanischen Häuser werden Nachts durch eingesetzte Bretterwände in eine verschlossene Schachtel verwandelt.

Das Wetter hat sich aufgeklärt, und um acht Uhr Morgens setzen wir die Reise, zu Fuße, weiter fort. Der Aufbruch in einem Theehause ist immer eine belebte Scene. Zwischen einer doppelten Hecke von Neugierigen schreitet man durch eine Reihe von Gemächern. Die Wirthsleute haben von Eurem Comprador die Bezahlung erhalten, und verfolgen Euch mit ihren Danksagungen und Segenswünschen: lachend und mit einem großen Aufwande von Worten und Geberden laufen die Nesan hinter Euch her, glückliche Reise und baldige Wiederkehr wünschend. An der Schwelle des Hauses angelangt, sucht und findet Ihr Eure dort bei der Ankunft gelassenen Schuhe. Da stehen bereits die löblichen Ortsbehörden, werfen sich zu Boden, und geleiten Euch sodann bis an den Ausgang des Dorfes.

Wir reisen noch immer am Tokaido der hier, sehr schlecht, gepflastert und an manchen Stellen für Pferde beinahe ungangbar ist. Die Landschaft bleibt dieselbe. Große Bäume der verschiedensten Gattungen beschatten den zerklüfteten, mit einem Blumenteppiche bedeckten Boden. Nachdem wir einen Gebirgskamm erklettert, steigen wir in

das Seebecken von Hakone hinab. Am Ufer steht eine kolossale Statue des Buddha. Hinter dem Götzen eröffnet sich eine Allee von prachtvollen Kryptomerien. Bewaldete Vorgebirge und mit weiß und grünem Grase bewachsene Höhen springen in den See vor, und spiegeln sich in seinen stillen, schwarzen Wassern. Dieser Baumgang führt uns nach dem Städtchen Hakone, dem Ziele der Reise.

Entfernung von Hata zwei Ri oder fünf Meilen.

(26. August.) Am östlichen Seeufer befindet sich der hochberühmte, altersgraue Shintotempel Hakone-no-Jinja. Wie so viele andere Heiligthümer ist er so eben „gereinigt" worden; mit andern Worten, zum großen Kummer des Volkes, welches jedoch in stillem Ingrimm geschehen läßt, wurde er ausschließlich dem Shintodienste eingeräumt. Alle buddhistischen Vasen, Statuen und Ornamente sind entfernt oder zerstört worden.

Hakone-no-Jinja liegt am Abfalle eines Berges. Zwei Steintreppen führen zu dem Tempel empor wo wir einige prachtvolle Bäume und mehrere seltsame, offenbar sehr alte Gemälde auf Holz bewunderten. Die Halle ist baufällig, der heilige Ort einsam und verlassen, denn das seiner Götzen beraubte Volk verschmäht es die ihm von Amtswegen aufgedrungenen Gottheiten zu verehren. Ich ent-

halte mich jeden Urtheils. Ich bin weder Buddhist noch Shintoite, und kenne diese Frage nicht hinlänglich. Aber gewisse Dinge gleichen sich überall. Eine weise Regierung vermeidet, so viel als möglich, die Gewissen zu beunruhigen. Sie vermag vielleicht die Landesreligion zu zerstören (an sich trauriger Erfolg); aber schwerlich wird es ihr gelingen die Glaubenssätze ihrer Wahl dem Volke dauernd aufzubringen. Was hier geschieht ist einfach ein Werk der Zerstörung.

(27. August.) Heute fuhr ich über den See. Da fiel mir die große Aehnlichkeit mit den schottischen Hochlanden auf. Allerdings Klima und Vegetation sind verschieden. Auch würde man vergebens nach den Dörfern, Cottages und Schlössern spähen welche die Ufer des Loch Lomond und Loch Catherin beleben. Der See Hakone entfaltet seine schwarzen Wasser zwischen abgerundeten Berghalden deren einzige Bewohner die Thiere der Wildniß sind. Mit Ausnahme der kleinen Stadt und des Tempels denen der See den Namen gab habe ich nicht Eine Hütte erblickt auf seinem einsamen Gestade. Zuweilen verscheucht ein Windstoß die Wolkenhülle vom Krater des großen Vulkans. Dann erscheint über den Bergen die den See einrahmen der Fujiyama: eine himmlische

aber flüchtige Viſion. Die Details der Landſchaft ſind heiter und lieblich, der Geſammteindruck ernſt, faſt finſter, aber großartig und erhaben.

(28. Auguſt.) Ein amerikaniſcher Miſſionär, Doktor B. beſucht mich. Er hat ein Jahr auf der Nordküſte von Niphon, in Niigata, einem der fünf Treaty-Ports, zugebracht. Dort iſt das Klima gänzlich verſchieden. Die von der Manſchurei faſt das ganze Jahr herüber wehenden Winde erkälten die Luft. Im Winter iſt die Stadt im Schnee begraben, und, wie in Hammerfeſt oder den Loffoden, verkehren die Einwohner durch Tunnels. Aber unerachtet der lang anhaltenden Schneeperiode fällt der Thermometer ſelten unter den Gefrierpunkt. Auf Null iſt auch die Anzahl der europäiſchen und amerikaniſchen Reſidenten herabgeſunken; denn Geſchäfte werden dort wenig oder gar nicht gemacht. Der einzige Weiße der ſich jetzt in Niigata befindet iſt ein engliſcher Feldwebel, der Orderly des abweſenden brittiſchen Konſuls.

Ich bewundre meinen Reiſegefährten Hrn. Satow. Er ſchwätzt mit Jedermann, immer mit dem Taſchenbuch in der Hand. Da werden jedes Wort, jede Nüance in Sinn und Anwendung, jede ihm neue Redewendung ſorgfältig verzeichnet. Indem er ſodann ſeine Noten vergleicht,

vermag er den Werth eines jeden Ausdruckes festzustellen. Es ist eine unablässige Spannung des Geistes, ein fortwährendes Lösen von Räthseln und, bei der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der bestehenden Grammären und Wörterbücher, die beste Methode die japanische Sprache zu entdecken.

(29. August.) Die Regengüsse der letzten Tage haben die Flüsse geschwellt, die Brücken zerstört und die Verbindung mit Yedo unterbrochen. Der Versuch sich über die Odawara tragen zu lassen wäre thöricht. Bleibt also der Weg nach Atami, von wo wir zur See die Insel Enoshima und Yokohama zu erreichen gedenken. Dieser Weg steht den Europäern offen, wenn sie die Erlaubniß zur Reise nach Hakone und Atami erlangt haben. Wir ziehen einen andern westlicheren Pfad vor. Der Bürgermeister von Hakone und unser Wirth empfehlen ihn wegen der schönen Gegend, und in diesem Punkte kann man sich auf das Urtheil der Japaner, selbst wenn sie den unteren Klassen angehören, mit voller Beruhigung verlassen.

Um Mittag Abreise im Kangho. Zwischen einer doppelten Reihe von alten Kryptomerien ersteigen wir die Anhöhe welche der See gegen Westen begrenzt. Nach halbstündigem Marsch erreichen wir den Kamm. Die Aussicht

auf die Bai von Suruga ist feenhaft. Am höchsten Punkte liegt ein großes Theehaus, jetzt überfüllt mit Reisenden der verschiedensten Stände. Sie sind alle in Kiyôto zu Hause. Die hohe oder niedere Politik, persönliche Anliegen und Geldgeschäfte führen sie nach Yedo, denn leider, leider sagen sie, hat ihre uralte und eben noch so reiche und blühende Stadt aufgehört die Residenz des Kaisers zu sein. Alle bewundern die schöne Aussicht.

Der Japaner ist Freund der Natur. In Europa bedarf der Schönheitssinn der künstlichen Entwickelung und Ausbildung. Unsere Bauern sprechen von der Fruchtbarkeit ihrer Felder, von dem Ueberflusse an Wasser das ihre Mühlen treibt, von dem Erträgniß der Wälder, aber nicht von dem malerischen Reize der Gegend. Nicht als ob sie hiefür ganz unempfänglich wären; aber was sie empfinden ist eine dunkle, kaum bewußte Befriedigung. Nicht so beim japanischen Landmanne. Ihm ist der Schönheitssinn angeboren. Vielleicht hat er auch mehr Zeit ihn zu entwickeln. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Regen und die Sonne thun die Hälfte der Arbeit. Müßige Stunden bleiben ihm in Fülle. Da liegt er auf der Schwelle seiner Hütte ausgestreckt, raucht seine Pfeife, lauscht dem Gesange der Töchter, läßt seine Blicke über die Landschaft schweifen, und diese Landschaft ist überall schön. Wo möglich, baut er seine Kabane am Rande eines Baches. An gewisse

Stellen legt er ein paar große Steine. So bildet er eine kleine Kaskade, denn er liebt das Plätschern des Wassers. Daneben steht eine junge Ceder. Er bindet einige Zweige zusammen, andere trennt er, wieder andere neigt er, mit Hilfe eines Brettchens, über seinen Wasserfall den sie beschatten sollen. Es ist dies ein Motiv das man auf den illuminirten Bilderbögen immer wieder findet. Daneben pflanzt er einen Aprikosenbaum. Zur Blüthezeit gerathen der Mann und die Familie in Entzücken.

Der Sinn für Naturschönheit zeigt sich besonders in den Erzeugnissen der japanischen Malerei. Weit mehr als in Europa sind hier Kunstgenuß und Kunstgeschmack bis in die untersten Klassen verbreitet. Im ärmlichsten Haushalte findet man hievon die Spuren: eine künstliche Blume, sinnreiches Kinderspielzeug, ein Weihrauchsgefäß, ein Idol, und auch andere Gegenstände die nur den Zweck haben das Auge zu ergötzen. Bei uns ist die Kunst, außer insofern sie der Kirche dient, das ausschließliche Eigenthum der Reichen und Wohlhabenden. In Japan gehört sie Jedermann; und wer zu arm ist um seine Hütte mit einem Bilde des beschneiten Fujiyama und des obligaten Birnbaumes im Vordergrunde zu schmücken; mit der Statue einer Sängerin die auf einem Todtenkopf sitzt; mit einem kleinen gen Himmel fliegenden Vogel, einem Schmetterling der auf einem Regenbogen ausruht; mit einer liebäugeln-

den Schnecke und einer die Huldigung verschmähenden Schildkröte — ei, der betrachtet mit künstlerischem Auge seinen blühenden Aprikosenbaum, seine kleine Ceder, und lauscht mit Wollust dem leisen Flüstern seiner Kaskade.

Nur widerstrebend entreißen wir uns dem Anblick der wunderbaren Fernsicht: ein Labyrinth von Thälern und Hügeln die gegen eine kleine Ebene abfallen; dann der mit grünlichen Klippen besäte Golf; jenseits niedere, gegen Süd auslaufende Vorgebirge: über ihren phantastischen Umrissen eine andere höhere Bergkette die sich gegen Nord erstreckt, dann jenseits noch eine Felsgallerie, und über dieser noch eine andere, aber alle ganz grün, alle vom Fuße zum Scheitel bewaldet, oben im Kamme mit landesüblichen Federbüschen geziert, nämlich mit der Reihe von Bäumen zwischen denen der Himmel durchschimmert. Inmitten des vielfach abgestuften Grün sinken und schwellen die langen, flachen Wogen des stillen Meeres.

Wir verlassen nunmehr den Tokaido, und wenden uns gegen Süd-Süd-West. Der Pfad verliert sich im Grase, und die Halme streicheln die Nasen und Schultern unserer Kuli. Vergeblich suchen sie den Weg; jede Fußspur ist verschwunden. Allmälig trennen sich die Reisenden. Bald haben wir uns ganz aus dem Gesichte verloren. Umsonst schreien die Träger mit aller Kraft ihrer Lungen; nur die Echo der Wildniß geben Antwort. Ich

befinde mich mit meinen Leuten am Rande eines Abgrundes, oder beſſer geſagt eines beinahe ſenkrecht abfallenden Tiefgrabens der mit dichtem Graſe bewachſen iſt. Die Männer ſteigen muthig hinab. Zuweilen fallen ſie; mein Kangho entgleitet ihren Schultern und ſchießt, in einen Schlitten verwandelt, pfeilſchnell in die Tiefe; am Ende aber hält ihn das dichte Gras wieder auf. Zu fürchten iſt da nichts außer Schlangen; aber wenn ſich dieſe braven Burſche, in nacktem Zuſtande, in das Dickicht wagen, ſo kann die Gefahr nicht ſehr groß ſein. In wenigen Minuten ſind wir unten angelangt. Nun heißt es die andere Wand des Abgrundes erklimmen. Auf glattem Graſe zu gehen und zugleich eine ſehr ſteile Anhöhe hinanzuklettern überſteigt meine Kräfte. Beim erſten Verſuch rolle ich unter dem ſchallenden Gelächter der Kuli in den Graben zurück. Sie laden mich alſo auf ihre Schultern, ſchleppen mich den Berg hinan, finden auch wieder nach langem Suchen den Kangho, Alles mit unverwüſtlich guter Laune. Endlich haben wir dies Meer von Sargaß hinter uns gelaſſen, und zu meiner großen Befriedigung gewahre ich in der Ferne Herrn Adams, auf den Flanken eines Abhanges mit ähnlichen Mühſeligkeiten kämpfend. Endlich finden wir einen Pfad der uns auf den rechten Weg führt. Plötzlich brechen die Kuli in wildes Gejohle aus, ſtellen die Kangho auf den Boden, und laufen davon. Nach einigen Minuten

kehren sie zurück einen jungen Bären schleppend den sie mit ihren Bambusstöcken erlegt haben.

Um vier Uhr Ankunft in Karuizawa. Entfernung von Hakone ungefähr vier Ri oder zehn Meilen. Hier finden wir Satow der, ein tüchtiger Fußgänger, schon vor einer Stunde eingetroffen ist. Der Ortsvorstand hat ihm gesagt wir seien die ersten Europäer welche die Einwohner dieses Dorfes zu sehen bekamen. Ihr Benehmen bestätigt dies. Es ist die Wiederholung desselben Auftrittes: Weinende Babies, versteckte Mädchen, die Männer in gehöriger Entfernung, und nur die alten Weiber beherzt genug um uns anzulächeln und sich in ein Gespräch einzulassen. Allmälig wird die Menge zutraulicher, aber auf den ersten Schritt den wir vorwärts thun zerstiebt sie in allen Richtungen. Wer in einem Karpfenteich schwamm kann sich das vergegenwärtigen. Das schöne Dorf liegt halb versteckt zwischen zwei bewaldeten Bergen. Ein Bach durchfließt es; an seinen beiden Ufern sehen wir schöne Blumenbeete mit prachtvollen Balsaminen. Das Haus des Vorstandes bei dem wir abgestiegen sind ist ein Juwel, desgleichen das Gärtchen. Im Hofe steht, auf einem bewimpelten und bekränzten Gestelle, ein offenes Tempelchen, in Wahrheit ein Käfig. Er soll die morgen von einer Reise zurückerwarteten Geister der Abgeschiedenen aufnehmen. Sie haben irgend eine ferne Region der Ewigkeit besucht.

Abreise von Karuizawa etwas vor fünf Uhr. Richtung südwärts. Wir ersteigen einen der beiden Berge zwischen denen das Dorf liegt. Bäume und Unterholz verschlingen sich zu einem Tunnel. Wir brauchen eine halbe Stunde um den Kamm und dann fünfzehn Minuten um den Rand des südlichen Abfalles zu erreichen. Diese Berge sind die Verlängerung der unter dem Namen Hakonegebirge bekannten Kette. Sie ziehen von Ost nach West dem Stillen Meere entlang. Ihre Flanken, die oben sehr steil abfallen, springen langgestreckt in horizontalen Linien vor, und stürzen dann fast senkrecht in die See. Von unserem Standpunkte gesehen erscheinen die Vorgebirge wie die Koulissen eines Theaters. Aber ich glaube nicht daß die Dekorationsmaler der großen Oper in Paris je ein phantastischeres Bild zu ersinnen vermochten. Im Hintergrunde einer kleinen Bucht, gerade zu unsern Füßen, gewahren wir eine weiße Linie. Dies ist Atami. Es war längst Nacht geworden als unsere braven Bursche, immer lachend und schwätzend, uns vor einem stattlichen Gasthofe absetzten.

Entfernung von Hakone sechs ein halber Ri, oder etwas mehr als sechszehn Meilen.

(30. August.) Atami ist schön gelegen am Ufer einer kleinen Bucht, am Fuße der Berge, einer Felsinsel gegen-

über. Die Gassen fallen so steil gegen das Meer ab daß sie sich an vielen Stellen in Treppen verwandeln. Eine Schwefelquelle zieht in der schönen Jahreszeit viele eingeborne und einige europäische Badegäste aus Yokohama herbei. Alle vier Stunden quillt das heiße Wasser mit großer Gewalt aus einer Oeffnung welche mit Felsblöcken umgeben wurde. Innerhalb der Umfriedung hatte ein Engländer den sonderbaren Einfall seinem Hunde ein Grabmal zu errichten. Die Leute aus dem Orte hüten sich es zu beschädigen; einige bezeugen ihm sogar ihre Verehrung. Vorsichtige Leute suchen eben mit den Geistern der Abgeschiedenen, wären es auch Hundeseelen, auf gutem Fuße zu leben. Hier wie in Hata verfertigen die Einwohner hübsche Köfferchen und anderes Geräthe von Kampherholz. Die Preise sind unglaublich niedrig.

Um neun Uhr verlassen wir Atami in zwei sechsrudrigen Booten. In dem einen befinden sich die Reisenden, in dem andern die Dienerschaft. Die beiden Barken werden durch ein Seil zusammengehalten, und steuern nebeneinander. Die Schiffsleute stehen auf den Querhölzern, entfalten ihre athletischen, schmiegsamen, elastischen Gliedmaßen, beugen sich nach vorne, werfen dann den Oberkörper zurück, im Takte eines wilden, weithin hallenden Gesanges. Einige unter ihnen könnten für das Urbild männlicher Kraft und Schönheit gelten. Die meisten haben

allzu magere Beine, aber alle kleine, schön geformte Hände und Füße. Ich sehe nur zweierlei Bewegungen die sich immer wiederholen. Beide sind klassisch. Um die griechische Skulptur aus der goldenen Zeit zu begreifen muß man Japan im Sommer bereisen. Die großen attischen und korinthischen Meister lebten unter wenig oder nicht bekleideten Menschen, und hatten daher das Muskelspiel des menschlichen Körpers fortwährend vor Augen; unsere Bildhauer müssen sich mit Modellen begnügen deren Stellungen immer erzwungen sind.

Zuweilen entfernt man das Seil, und die beiden Mannschaften beginnen eine rasende Wettfahrt. Dann sind sie nicht mehr Menschen sondern Dämone; sie singen nicht mehr, sie heulen. Erst noch klassischen Statuen ähnlich, sind sie plötzlich zu Wilden geworden. Zu beiden Seiten der Boote haben sich die eben noch so friedlichen Fluthen in schäumende Gießbäche verwandelt. Endlich tritt die Natur in ihr Recht. Athemlos halten unsere Athleten inne, sehen sich an, und brechen in Gelächter aus. Da wird es mit Einem Male stille. Man ändert den Kurs, und steuert so geräuschlos als möglich in der Richtung eines schwarzen Baumstammes der im Wasser zu treiben scheint; in der That ist es aber ein ungeheurer Hai den die schwache Meeresschwellung hebt und senkt. Einer der Schiffer ist nach dem Vordertheil gesprungen. Da steht

er, den Körper leicht zurückgeworfen, die Linke auf das Herz gedrückt als wollte er der inneren Bewegung Halt gebieten. Jetzt erhebt er sachte die rechte Hand über das Haupt, wiegt die Harpune in den feinen langen Fingern, holt zum Wurfe aus. Vor uns, in der Entfernung einiger Brassen schläft das Unthier. Welch' klassische, welch' erhabene Scene! Wo ist Phidias um sie wiederzugeben in pariſchem Marmor? Im entscheidenden Augenblicke erwacht das Ungeheuer, und verschwindet in der Tiefe.

Ungeachtet dieſer Episode haben wir ein gut Theil des Weges zurückgelegt. Anfangs steuern wir dem Ufer entlang, welches hier mit fast tropischer Vegetation überwachsen ist: Orangenbäume neben Kryptomerien, dazwischen hohe Mauern zum Schutze der Gärten gegen wilde Thiere, insbesondere Bären.

Wir kommen an Idzusan vorüber welches im Hintergrunde einer kleinen Bucht auf halber Höhe des Bergufers liegt, fast versteckt zwischen Orangen und Bambuswäldern; an Yoshihama, auch einem bedeutenden Flecken, am Vorgebirge Madzu-no-hama und an der Mündung der Odawara. Um fünf Uhr Abends haben wir Oiso in Sicht. Hier treten die Berge zurück, und das immer noch bewaldete Ufer verflacht sich. Unsere Schiffer haben acht Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet. Jetzt ziehen sie die Ruder ein. Eine Hand voll Gerste, denn Reis ist das

Vorrecht der Wohlhabenden, und ein Schluck frischen Wassers machen ihr Mahl aus. Aber wie sie dessen genießen! Arm, ja wohl, sehr arm sind sie aber nicht unglücklich, denn sie kennen weder Elend noch Sorge.

Die Sonne sank bereits als die Insel Enoshima erschien, ihre anmuthige jetzt im Abendrothe glühende Silhouette von dem dunklen Wolkenhimmel im Osten scharf abreißend. Um acht Uhr Abends langen wir an. Da das Boot wegen der Ebbe dem Ufer nicht nahen kann, laden uns die Schiffer auf ihre Schultern. Ein nächtlicher Spaziergang im Wasser der beinahe zehn Minuten währt aber unseren Burschen, die auch jetzt noch lachen können, nicht zu lange vorkommt. Endlich erreichen wir das japanische Paradies. Die Nacht ist pechschwarz; über den Hausthoren hängen große farbige Laternen die ihr sanftes Licht in die enge Gasse werfen. Alle Häuser stehen offen, und sind mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Hier werden Früchte feil geboten, dort sieht man Weiber und Mädchen die Reis sieden und den Fisch auf die Pfanne legen. Pilger ziehen im Lande umher; andere suchen Unterkunft. Ueberall flattern Wimpel in der lauen Luft. Von Haus zu Haus ziehen sich bunte Blumengewinde; denn Enoshima ist das heilige Eiland, und die Feste und heiligen Ceremonien folgen sich hier ohne Unterbrechung. Wir werden nach der besten Herberge geleitet. Sie ist

voll Gäste. Ueberall wird getrunken, gesungen und musicirt. Der Wirth selbst kündigt das Abendmahl an, wobei er die vorgeschriebenen Ehrfurchtsbezeugungen nicht vergißt. Dann überreicht er uns ein kleines, sorgfältig gefaltetes Stückchen Papier welches Zahnstocher und, auf dem Umschlage, folgende Inschrift enthält: „Kaiserliche Zahnstocher; Schiraki Wirth; Hauptstraße, fünftes Haus zur Linken; kaiserliche Nachtherberge, reichliche Kost, prompte Bedienung." Auf der Kehrseite findet man die Entfernungen verzeichnet zwischen Enoshima und Kamakura, Yedo und Kiyôto. Das Wort kaiserlich versinnbildlicht die Vortrefflichkeit von Menschen und Dingen.

Von Atami nach Enoshima sechzehn Ri oder vierzig Meilen.

(31. August.) Leider war das Nachtlager keineswegs kaiserlich. Die Pilger machten furchtbaren Lärm, und an Schlaf war nicht zu denken. Aber die herrliche Morgenfrische erquickt uns, und bald ist die schlechte Nacht vergessen. Wir steigen durch die kleinen Gäßchen den Berg hinan. Die Wallfahrer drängen sich bereits vor den Läden wo Rosenkränze, Votivbilder und Muscheln aller Art verkauft werden.

Enoshima ist mehrmals und zum Theil sehr gut beschrieben worden. Es ist ein liebliches Eiland. Von Ka-

pelle zu Kapelle, auf Felstreppen emporsteigend, erreichen wir die Kuppe. Dort bilden alte Bäume deren Wurzeln sich an den senkrechten Wänden in irgend einer Spalte festklammern einen prachtvollen Baldachin. Die Tempel sind klein und ohne besonderes Interesse, doch fehlt es nicht an schönen Details. So kamen wir zum Beispiele an einem Brunnen vorüber der das Vor- oder Nachbild einer venetianischen Palastcisterne scheint. Er stellt einen cylinderförmigen Felsblock vor über den ein paar Schildkröten hinwegkriechen. Man sollte meinen sie entfliehen bei unserem Anblicke. Darüber erhebt sich der eigentliche Brunnen, unten aus stark bombirten Steinen gebildet welche ein breiter, glatter Reif zusammenhält. In der oberen Hälfte verschwindet das Rustico. Sie ist sorgfältig geglättet und mit Basreliefs und kleinen Kreisflächen geziert. Letztere ganz so wie man deren häufig in byzantinischen Bauten sieht.

Nach West und Süd fällt der Fels senkrecht in das Meer. In kleineren Verhältnissen, der Salto di Tiberio auf Capri. Eine in die Wand gehauene Treppe führt nach dem Meeresrande herab. Wer als Pilger kam und über glatte wogenbespülte Granitblöcke zu springen versteht, besucht die „schwarze Grotte."

Ein natürlicher Damm, der aber nur bei Ebbe gangbar ist, verbindet Enoshima mit dem Festlande. In die-

sem Augenblicke bedecken ihn kommende und gehende Pilgerschaaren. Wir ziehen den Seeweg vor, umschiffen ein kleines Vorgebirge, und landen nach einstündiger Fahrt bei dem Dorfe Sakanôshita. Hier sind wir wieder an der Vertragsgrenze angelangt. Es ist eine der lieblichsten und malerischesten Gegenden Niphons. Wir wollen heute drei berühmte den Residenten von Yokohama wohlbekannte Punkte besuchen: den Daibutsu, Kamakura, die alte Hauptstadt der Shogun, und Kanazawa, gepriesen wegen der schönen Lage und der reizenden Gärten.

Die kolossale Statue Buddha's, der Daibutsu, erhebt sich inmitten einer Baumgruppe unweit eines kleinen Dorfes. Den Gedanken zur Errichtung dieses Werkes gab der große Shogun Yoritomo; aber erst fünfzig Jahre nach seinem Tode, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ward die prachtvolle Statue vollendet und auf dem Platze aufgestellt den sie noch heute einnimmt. Das Antlitz des Gottes athmet vollkommene Ruhe und unbeschreibliche Sanftmuth. Ich frage mich, wie war es möglich mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung zu erzielen? Auch die technische Vollendung, welche eine für jene frühe Epoche merkwürdige Entwickelung der Erzgießerei beweist, ist bewundernswerth. Das Fußgestell ist vier Fuß hoch; die sitzende Gestalt des Gottes fünfzig; der Umfang des Kopfes mißt zweiunddreißig, die Länge der Nase vier Fuß.

Die Luft ist frisch und der Weg allenthalben beschattet. Wir marschiren also zu Fuße weiter, immer zwischen Reisfeldern und Wiesen. Ein einsames Theehaus an dem wir vorüber kommen war Zeuge der vor einigen Jahren an zwei englischen Officieren, Major Baldwin und Lieutenant Bird, verübten Mordthat. Sie kamen wie wir um den Daibutsu zu besuchen, als an dieser Stelle ein Bonze und ein Zweischwertmann sie plötzlich überfielen und niederhieben. Ihre Yakunin hatten nicht die Zeit oder fühlten in sich nicht den Beruf ihnen zu Hilfe zu eilen.

Hier beginnt die lange und prachtvolle Allee die nach Kamakura führt, heute ein Dorf, einst die blühende Residenz der Shogun. Dieser Baumgang ist Alles was blieb von der ehemaligen Herrlichkeit. Er allein deutet darauf hin daß die mit Ackerland bedeckte, auf zwei Seiten von Hügeln eingeschlossene Ebene die zweite Hauptstadt des Reiches trug. Feuersbrünste scheinen sie zerstört zu haben. Ihr Untergang begründete den Aufschwung Yedo's. Das Hauptinteresse dieser verlassenen Stätte bildet der große Tempel von Hachiman den Yoritomo am Ende des zwölften Jahrhunderts gründete. Yoritomo und, nach ihm, Taiko-Sama sind in der japanischen Geschichte die hervorragendsten Gestalten. Ihr Lob ist noch in Aller Munde; ihre Thaten leben fort in den Volkssagen von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wenn Yoritomo der Gründer dieses Tempels war,

so beweist dies nicht daß der Bau, welcher noch vor drei Monaten sich hier in ungeschmälerter Pracht erhob, jener fernen Epoche angehöre. Können überhaupt Holzbauten durch sieben Jahrhunderte der zerstörenden Wirkung des Wetters widerstehen? Es darf bezweifelt werden. Heute liegen die schönsten Theile des Tempels, nämlich die dem Buddha geheiligten, in Trümmern. Die Minister des Tages sind die Urheber der Zerstörung. Nur die dem officiellen Gottesdienste geweihten Gebäude wurden verschont. Welche Verwüstung! Da liegen gestürzte Säulen, Trümmer von reich geschnitzten und vergoldeten Pilastern, von Leuchtern, heiligen Gefäßen und Ornamenten in Vieux-Lack. Der Schmerz, die Wuth der Bevölkerung begreift sich. Der Geschichtsforscher und Kunstliebhaber beklagt die Zerstörung so kostbarer Reliquien; der Christ bedauert daß an die Stelle der Götzenbilder der magische Spiegel trat und nicht das Zeichen der Erlösung; der Staatsmann zuckt die Schultern, der Philosoph sagt sich lächelnd: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Wir wandern weiter durch einen Hohlweg den wundervolle Kryptomerien beschatten. Aus einem Engpasse tretend gewahren wir eine innere Meeresbucht. Sie ist mit lachenden Eilanden besät; ein grüner Gürtel von bewaldeten Hügeln umschlingt sie. Jenseits liegt die Stadt Kanazawa. Hier finden wir Gelegenheit uns in japanischen

Artigkeitsbezeigungen zu üben. Eine junge vornehme Dame aus Yedo — das Haupt ihrer Familie ist mit Herrn Adams näher befreundet — befindet sich hier zum Gebrauche der Seebäder. Kaum hat sie die Ankunft des Letzteren erfahren als sie, in Begleitung ihres alten Arztes, erscheint. Sie ist aus Kiyôto gebürtig, ungefähr achtzehn Jahre alt; eine edle Erscheinung, auffallend schön, weiß wie eine Europäerin, etwas blaß da sie leidend ist, und mit der den Damen vom Stande eigenthümlichen eleganten Einfachheit gekleidet. Sie wirft sich zu Boden, macht den Kowtow das heißt sie berührt die Matte mit ihrer schönen reinen Stirne; liegt dann einige Augenblicke auf den Knieen, vorwärts geneigt und die nach innen gewandten Hände auf den Boden stützend; hierauf erhebt sie sich, bleibt in gebückter Stellung stehen wobei sie die Hände auf die Knie legt, läßt sich sodann auf ihre Fersen nieder. Die Komplimente sind vollendet; die Unterhaltung beginnt. Mein Freund, als galanter Mann der zu leben weiß, hat dieselben Evolutionen ausgeführt. Einen Anfall von Lachlust mit Mühe unterdrückend, bewundere ich immerhin seine Behendigkeit. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die junge Japanerin erhebt sich, wirft mir einen verführerischen Blick zu, stürzt zu Boden und vollzieht sämmtliche Pflichten landesüblicher Artigkeit. Nun kam die Reihe an mich. Die Dame und ihr Arzt, zu wohl erzogen um meine Un-

geſchicklichkeit zu bemerken, nahmen ſodann die Unterhaltung wieder auf: ein Gemiſch von banalen Redensarten, von freundlichen Blicken, von Kichern und Lachen. Später ſandte uns die Dame zwei Körbe mit Früchten und Zuckerwerk.

(1. September.) Abreiſe um ſechs Uhr. Als wir eben unſer Kangho beſteigen wollen, erſcheint die liebenswürdige Nachbarin mit dem Doktor. Sie wollte, ſagt ſie, uns glückliche Reiſe wünſchen. Ihre ganze Toilette beſtand aus einem Hemd von Tafft; an den bloßen Füßchen trug ſie die landesüblichen Holzſandalen, und das Haar war aufgelöſt, da ſie in Eile ihr Lager verlaſſen hatte. Im Ganzen ein reizendes Negligé.

Der letzte Theil der Reiſe, fünf Stunden Weges, verging unter Ausrufen der Begeiſterung über die Schönheit der Gegend und unter Schmerzenslauten welche uns die Kangho entriſſen. Die Kuli liefen die ganze Zeit im Trabe, und wir werden jammervoll geſchüttelt. Dazu überwältigende Hitze. Um die Mittagsſtunde ſetzen ſie uns vor dem Hotel International in Yokohama ab.

Entfernung von Kanazawa fünf Ri oder zwölf eine halbe Meile.

IV.

Yedo.

Vom 26. zum 28. Juli; vom 18. zum 22. Auguſt; vom 2. zum 18. September.

Allgemeiner Anblick. — Die Umgegend. — Beſuch bei dem Miniſter des Aeußern, Sawa. — Die deutſche Schule. — Die Shiba und ihre Kunſtſchätze. Offenbarer aber unerklärlicher Einfluß des italieniſchen Barokism. — Geſpräche mit dem neuen Miniſter Iwakura. — Seine Reformpläne. — Kaufläden, Seidenſtoffe, Kurioſitäten. — Der Tempel von Meguro. — Saigo. — Die Heiligthümer von Ikegami. — Die ſiebenundvierzig Ronin — Ein Abend bei Sawa. — Der Palaſt Hamagoten. — Diner bei Iwakura. — Der Erſte Miniſter Sonjo. — Im Tempel von Aſakuſa. Die dramatiſche Kunſt. Eine japaniſche Poſſe. Das Figurenkabinet. — Yedo zur Nachtzeit. — Im Theehauſe des Yaozen. — Audienz beim Mikado. — Die britiſche Geſandtſchaft. — Abreiſe.

(26. bis 28. Juli.) Mein erſter Aufenthalt iſt einer allgemeinen Betrachtung Yedo's gewidmet. Erſt ſeit zwei Jahren den Fremden eröffnet, wurde die große, noch immer geheimnißvolle Hauptſtadt Japans früher von den Botſchaftern Lord Elgin und Baron Gros, und ſeither von mehreren Europäern beſucht. Die fremden Geſandtſchaften ſchlugen dort für einige Zeit ihren Sitz auf. Unter den verſchiedenen Beſchreibungen, deren Zahl ich nicht zu vermehren gedenke, iſt Richard Lindau's Schilderung*) die bekannteſte und, meiner Anſicht nach, die beſte. Es kom-

*) Gerichtet an die Londoner Aſiatiſche Geſellſchaft; North China branche. December 1864.

men darin zwar viele Lücken vor, denn zur Zeit seines Besuches waren mehrere Tempel, namentlich die Gräber der Shogun, die Shiba, die Perle und das letzte Wort japanischer Kunst, den Ausländern noch unzugänglich. Dies schmälert aber nicht das Verdienst des deutschen Schriftstellers der auch noch mit andern jetzt beseitigten Hindernissen zu kämpfen hatte.

Hier mögen nun einige an Ort und Stelle von mir gesammelte Notizen folgen.*)

Man stelle sich eine wellenförmige Ebene vor. Im Süden begrenzt sie der seichte Wasserspiegel des Golfes; im Osten und Norden ein schöner breiter Strom. Niedere Anhöhen durchziehen sie in ihrem südlichen Theile parallel mit dem Meere. Ungefähr im Mittelpunkte der Ebene, aber näher am Golf, erhebt sich ein isolirter Hügel der ungefähr drei bis vier Meilen im Umfange hat. Im Nord-Osten läuft eine andere Hügelkette, vom Strom ausgehend, gegen Westen.

So ist der Boden beschaffen auf welchem sich Yedo erhebt. Der Strom heißt Sumidagawa. Der isolirte Hügel im Centrum trägt das Schloß der Shogun, seit zwei Jahren die Residenz des Mikado. Der bewaldete Hügel im Nordost ist Ueno, der Tempelgrund und die Be-

*) Sie machen, ich wiederhole es, keinen Anspruch für eine Beschreibung zu gelten.

gräbnißstätte mehrerer Herrscher von Yedo. Der andere Hügel im Süden ist die Shiba mit den prachtvollen Gräbern anderer Shogun.

Zwischen den Anhöhen und rings um den niederen Kegel der das kaiserliche Schloß trägt dehnt sich die Stadt aus. Ihre Grenzen sind im Norden der Sumidagawa welcher nach einer scharfen Biegung südwärts in das Meer fließt; im Osten ein hügeliges Terrain; im Süden der Golf; gegen West kleine seichte mit Nadelholz, Bambus und Reisfeldern bedeckte Thäler und Hügel. Land und Stadt fließen da, sozusagen, ineinander. Oestlich vom Strome ist die große Vorstadt Hondjo; südwestlich von der Stadt das große Dorf Shinagawa, eigentlich nur eine Fortsetzung der Vorstadt Takanawa.

Yedo besteht aus vier Quartieren: dem Jiro, dem Sotojiro, dem Midzi und dem Hondjo.

Der Jiro, das kaiserliche Schloß. Nur die Ringmauern sind sichtbar. Die von dem großen Taiko-Sama vor nicht ganz dreihundert Jahren*) gepflanzten Bäume entziehen dem Blicke der Profanen den Ort welchen heute der Sohn der Götter bewohnt. Ein grüner Sammetteppich von immer frischem Rasen bedeckt die Abhänge des Kegels; ein mit Wasser gefüllter breiter und tiefer Burg-

*) 1598.

graben, jetzt mit blühenden Lotusblumen gefüllt, umfängt ihn. Kein Sterblicher, außer den durch ihr Amt hiezu Berufenen, überschreitet die Schwellen des Palastes. Nur bei den, seltenen, Audienzen haben die fremden Minister Zutritt.

Rings um den Jiro erstreckt sich der Sotojiro. Er enthält die Yashke (Paläste) der großen Hofwürdenträger, der Staatsminister und Daimio, welche letztere unter den Shogunen sechs Monate des Jahres in Yedo zubringen mußten. Seit dem Sturze ihres Gebieters zogen sie sich meist auf ihre Besitzungen zurück. Ein breiter Kanal, ein unregelmäßiger Kreis, bildet die Grenze dieses Quartiers. Nur ostwärts erstreckt es sich bis an den Sumidagawa. Diesen Theil vom Sotojiro durchziehen mehrere lange und, letztere im rechten Winkel kreuzend, eine Unzahl kleiner Gassen. Es ist die Residenz der Handelswelt, die City wie sie die Engländer mit Recht nennen. Die schönen und reichen Kaufläden, das Treiben in den Straßen, wo sich die Menge von früh Morgens bis zu Sonnenuntergang drängt, bilden einen grellen Gegensatz mit den meist geschlossenen Palästen, mit der Stille und Einsamkeit des aristokratischen Quartiers.

Nördlich, westlich und südlich am Sotojiro entfaltet sich der Midzi oder die eigentliche Stadt. Mehrere hochbogige Brücken stellen die Verbindung mit dem Sotojiro

her. Die berühmteſte iſt Niphonbaſhi, oder die „japaniſche Brücke“, ſo genannt weil über ſie die große Kaiſerſtraße läuft, welche die Inſel Niphon von ihrem ſüdlichen Ende gegenüber der Inſel Kiuſhiu bis zur Nordſpitze, gegenüber von Hakodate auf Yezo durchzieht. Innerhalb Yedo heißt ſie Odori, große Straße; zwiſchen Yedo und Nagaſaki Tokaido, Weſtſtraße, von Yedo bis gegenüber von Hakodate, Oſhiukaido oder Nordſtraße. Der Tokaido iſt, ſei im Vorbeigehen bemerkt, faſt überall gut unterhalten, bis zum Fluſſe Odawara ſogar fahrbar, in den Bergen jedoch häufig durch Steintreppen unterbrochen und daher für Pferde kaum überall gangbar. Niphonbaſhi gilt für den geographiſchen Mittelpunkt des Reiches. Auf den amtlichen Tabellen werden die Entfernungen nach allen Punkten des Reiches von der Niphonbrücke aus berechnet. In ihrer Nähe wurde Hr. Heusken, Sekretär der Nordamerikaniſchen Geſandtſchaft, ermordet. Der Midzi iſt ein buntes Gemenge volkreicher und verlaſſener Straßen, von Gärten, Reisfeldern, Tempeln, deren vorzüglichſte die Aſakuſa, der Unno, und die Shiba ſind, von Luſtgärten und heiligen Hainen. Die belebteſten Theile des Midzi ſind Odori und die anderen mit dem Meere parallel laufenden Straßen, die Umgegend der Shiba und der Aſakuſa. An andern Stellen könnte man ſich am Lande glauben. Nördlich von Takanawa, gegen Meguro, geht die Stadt allmälig in

Haine und Reisfelder über. Südlich, am Meeresufer, in geringer Entfernung an der Mündung des großen Stromes entstand in den letzten zwei Jahren Tsukiji, das Fremdenviertel. Von Kanälen umgeben und durchschnitten, ohne Gärten und baumlos, sieht es langweilig und traurig aus. Hier befindet sich das neue, fast immer leerstehende sogenannte amerikanische Aktienhotel, eine französische Garküche mit dem pomphaften Namen Hotel de France, und die Konsulate und die Wohnhäuser von etwa dreißig bis vierzig Europäern und Amerikanern. Weiße Frauen fehlen derzeit noch. In der Nähe, am Gestade des Golfes, erhebt sich das kaiserliche Lustschloß Hamagoten mit seinem prachtvollen Parke. Im nördlichen Theile des Midzi befindet sich das berüchtigte Yoshiwara. Wer hat nicht die lügenhaften oder übertriebenen Schilderungen dieser Anstalten gelesen welche die Regierung überwacht und zum Theil selbst errichtet hat? Einige Reisende haben behauptet in Japan gelte das Gewerbe der Kourtisanen für ehrbar, anständige Männer wählen ihre Gattin in Yoshiwara und dergleichen mehr. Dagegen wird mir von glaubwürdiger Seite versichert, daß dies ganz falsch sei; es möge hier wie anderwärts vorkommen, daß ein Mann sich in eines dieser unglücklichen Wesen verliebe und sie heirathe, aber in Japan wie überall sind diese armen Geschöpfe ehrlos und die Orte, wo sie ihr Gewerbe treiben, Brutstätten von Krankheit, Laster und

Selbstmord. Ein Staatsbeamter, der beim Besuche eines solchen Hauses betroffen würde, verlöre seine Anstellung.

Am linken Ufer des Sumidagawa liegt die große Vorstadt Hondjo, mit ihren vielen Theehäusern und Hatagoya, wörtlich übersetzt, Häusern der Ruhe, in der That aber verrufenen Orten welche hauptsächlich von Studenten besucht werden. Mehrere große Regierungsmagazine und die Paläste einiger Daimio befinden sich im Innern der Vorstadt. Im nördlichen Theile hausen die Eta, der verfluchte Stamm, die Parias von Japan.

So sieht Yedo im Allgemeinen aus. Vier Elemente wiederholen sich in das Unendliche. Sie sind: der Tempel, das Yashke, so heißen die Paläste der Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeste Waarenthurm.

Im Tempel waltet der buddhistische Charakter vor. Yedo ist wesentlich eine Schöpfung der Shogune. Sie haben die Stadt erbaut und zur Hauptstadt gemacht, und waren von jeher Anhänger und Beschützer des Buddhism.

Die Yashke haben mit dem Palast nur den Namen gemein. Es sind Häusergruppen umgeben von einstöckigen, weißgetünchten Nebengebäuden deren Fenster mit einem schwarzen Holzgitter versehen sind. Diese Nebengebäude bilden zugleich die Ringmauer, und werden von den adeligen Zweischwertmännern, den Reisigen und Dienern bewohnt. Es sind immer niedere, weitläufige Parallelogramme

mit einem kasernenartigen Aussehen. Das Dach ist mit schwarzen weißgeränderten Ziegeln bedeckt. Weiß und Schwarz sind die beiden in Sotojiro vorherrschenden Farben.

Hier wie überall in Japan ist das Bürgerhaus ein auf Pfeilern ruhendes, schwerfälliges Dach. Gegen die Straße sowie gegen den Hof steht die Behausung bei Tage gänzlich offen; während der Nacht wird sie durch verschiebbare Bretterwände nach außen geschlossen. Die Zwischenwände im Innern sind gleichfalls bewegliche mit weißem Papier bespannte Holzrahmen. Von der Straße aus dringt also der Blick ungehindert in die Häuslichkeit der Inwohner. Der Japaner hat für Niemanden ein Geheimniß; zwei oder drei, in dieser Jahreszeit vom Gürtel aufwärts unbekleidete, Weiber gehen ihren häuslichen Verrichtungen nach; ein oder mehrere nackte Männer liegen rauchend oder schlafend am Boden ausgestreckt; im Halbdunkel spielen die Kinder. In einer Ecke brennt das Feuer, in einer andern eine Lampe zu Ehren des Hausgötzen; seinen Altar schmücken weiße Papierschnitzel und Blumen. Auf einem viereckigen lackirten Theebrett stehen die winzigen Tassen von feinem Porzellan, am Heerde der Theekessel mit stets siedendem Wasser. Keine Einrichtungsstücke, außer der schönen am Boden ausgebreiteten Matte. Alles äußerst reinlich. Ist das Haus zugleich Kaufladen, so besitzt es meist ein Obergeschoß das als Waarenlager dient.

Endlich der unverbrennbare Thurm, der aus Holz gebaut, meist sehr niedrig, mit einer dicken Schichte Cement bekleidet und schwarz übertüncht ist. Die sehr kleinen Fenster werden durch Läden von massivem Eisen geschlossen. Dies ist der Sicherheitsort. Wenn Feuersbrünste, Erdbeben oder Thyphone wüthen, schafft der Eigenthümer seine werthvollen Gegenstände eilends in den Thurm, verschließt ihn, und rettet sich sodann wie er kann. Seine Habseligkeiten sind in Sicherheit; Sturm, Feuer, Erdbeben können ihnen nichts anhaben.

Dies sind die vier Elemente welche der Physionomie von Yedo ihren eigenthümlichen Charakter verleihen. Man stelle sich vor, daß die Tempel in der ganzen Stadt verstreut sind, die Yashke sich hauptsächlich in der Nähe des kaiserlichen Schlosses zusammendrängen, im Hondjo hie und da, im Südwest der Stadt selten vorkommen; man stelle sich sodann ein Meer vor von unter einander vollkommen ähnlichen kleinen Häusern und, in Sotojiro, neben den meisten Kaufläden, den niederen schwarzen Thurm; in den langen und nicht breiten aber wegen der geringen Höhe der Häuser breit scheinenden Straßen, eine Menge von Männern und Weibern aus den unteren und mittleren Klassen, denn die vornehme Dame zeigt sich selten oder nie; von Kindern, von Blinden in entsetzlich großer Zahl, von Norimon, Kangho und Jinrikisha. Bekanntlich ist der

Norimon ein geſchloſſener, der Kangho ein offener Korb welcher an einem dicken Bambusrohr hängend von Kuli getragen wird. Beide, der Norimon und der Kangho, erſetzen den indiſchen Palankin. Der Jinrikiſha beſteht erſt ſeit einem oder zwei Jahren, und zählt man deren in Yedo bereits über zwanzigtauſend. Er iſt ein zweirädriges Fuhrwerk, mit lackirtem Kaſten und einem Oberdache von Segeltuch, nach Art unſerer Kaleſchen. Ein Mann vertritt die Stelle des Zugviehs. Der Name bezeichnet dies.*) Der Erfinder iſt ein reicher Mann geworden. Der Kuli legt im kleinen Trab drei bis vier Meilen die Stunde zurück. Wer ſich des Fuhrwerkes bedienen will, vermeide die Berührung mit dem dienſtbaren Geiſte der zugleich Kutſcher- und Pferdeſtelle vertritt, ſitze aufrecht und ziehe Füße und Kniee an ſich. Er ſei auch auf häufige kleine Unfälle gefaßt. Ein verlorenes Rad, ein zuſammenbrechender Sitz, der Verluſt des Daches wenn es an einem Aushängeſchilde hängen bleibt, gehören zu den gewöhnlichen Ereigniſſen. Alſo dieſe Fuhrwerke ſtelle man ſich vor, in ununterbrochener Reihe auf einander folgend und gefüllt mit Weibern, Bonzen, Tänzerinnen und Sängerinnen, — ſind an dem übertriebenen Haarputze erkenntlich — kurz mit Japanern und Japanerinnen, genau wie ſie auf den

*) Jin, Mann; riki, Kraft; ſha iſt das verdorbene engliſche Wort car Ein durch Menſchenkraft bewegter Karren.

tausend Vasen, Fächern und Bilderbögen die Jedermann gesehen hat vorkommen, und man bildet sich, ohne allzu großen Aufwand von Phantasie, eine ziemlich richtige Vorstellung von der großen Hauptstadt des Ostens. In den reicheren Stadtvierteln, wo die mögliche Beute die Diebe anzieht, vervielfältigen sich die Wachtposten und Straßengitter welche Nachts geschlossen werden zur großen Unbequemlichkeit der ehrlichen Leute und ohne allzu großen Nachtheil für die Strolche. Aber eine Schattenseite des Gemäldes darf nicht unerwähnt bleiben: die Männer die den Dünger in großen Körben nach den Gärten und Feldern tragen. Rasch den Kopf gewandt und die Nase zugehalten! Auch die Gossen verbreiten keine Wohlgerüche; aber, dies ausgenommen, gibt es in Asien keine, in Europa gewiß nur wenige Städte die im Punkte der Reinlichkeit mit Yedo den Vergleich aushielten.

Es ist nicht nur eine reinliche, es ist auch eine heitere, wohlhabende Stadt. Kein Tag vergeht wo nicht in irgend einer Gasse dem Lokalgötzen gehuldigt würde. Vor den Häusern erheben sich Fahnen und hohe Bambusrohre an deren Spitze Wimpel flattern. An Bindfäden sind Papierschnitzel gebunden. Künstliche Blumen und natürliche im Ueberfluß. Vor dem Tempel beflaggte Stangen. Bonzen in Menge. Musik und Trommel. Die ehrsamen Bürger, an der Schwelle ihrer Buden die Procession erwartend.

Für Jedermann eine treffliche Veranlaſſung den Tag über nichts zu thun. Was liegt auch daran! Reis oder mindeſtens Gerſte hat man ja doch, und der Reis oder die Gerſte genügt; im alten Japan gibt man ſich mit Wenigem zufrieden. Ueberfluß und Elend ſind unbekannt. Man hält die Mitte. Es iſt dies das Loos der Glücklichen und, trügt der Anſchein nicht, das Loos der Mehrzahl der Bewohner dieſer Stadt. Nur wenige Bettler ſah ich. Es gibt deren am Tokaido und gewiß auch in Yedo. Aber ſie drängen ſich nicht auf. Die welche mir vorkamen ſchienen eher ein Gewerbe auszuüben und ſahen eigentlich nicht elend aus. In den Theehäuſern kamen Kinder an uns heran um zu betteln. Sie waren dazu abgerichtet ihren großen raſirten Kopf zu ſchütteln, dazu die Händchen hin und her zu bewegen um das Lob des Reiſenden zu ſingen. Die Wirkung war überaus komiſch. Iſt dies nicht ſeltſam? Das Elend, welches um Mitleid einzuflößen als Karrikatur auftritt! In Europa will der Bettler rühren, hier will er heiter ſtimmen. Die Seufzer laſſen uns kalt, denn wir halten ſie für erkünſtelt. Aber die Schwänke des armen Japaners rühren zuerſt die Milz und dann das Herz. Der Gedanke iſt nicht ſchlecht; er iſt praktiſch, ich möchte beinahe ſagen tief.

Ich habe umſonſt nach einem Höhepunkte geforſcht von welchem man die ganze ungeheure Stadt überſehen

könnte. Die Beschaffenheit des Bodens und der Mangel an Thürmen machen dies unmöglich. Vom Dache des großen Hotels im Fremdenviertel sieht man ein Dreieck dessen Scheitel das Schloß ist. Gegen Nord und Südwest begrenzen der Ueno und die Shiba den Horizont. Südlicher zeigen sich die Seeforts welche bei Annäherung des amerikanischen Geschwaders in Eile errichtet wurden*), das Vorgebirge von Kanagawa und der Golf. Jenseits desselben fließen Luft, Erde und Wasser in einander.

In Sotojiro, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, erhebt sich zu ungefähr gleicher Höhe mit letzterem ein Hügel den ein ärmliches Theehaus krönt. Von da übersieht man denselben Theil von Yedo, aber in entgegengesetzter Richtung. Blicken wir um uns: von Nord nach Süd, zu unserer Rechten ist die Aussicht durch eines der Schloßthore und eine Baumgruppe beschränkt; links durch die Anhöhen von Ueno; vor uns zu unsern Füßen entrollt sich ein Bild das einzig ist in seiner Art. Ich habe schönere Fernsichten gesehen aber keine so seltsam eigenthümliche. Auch die Verhältnisse sind überwältigend, eine Beschreibung kaum möglich: in einen ungeheuren grünen Teppich sind weiße Linien, graue und weiße Punkte eingewebt. Je mehr sie sich dem Horizonte nähern je dichter

*) 1854.

erſcheinen ſie dem Auge. Eine natürliche Wirkung der optiſchen Geſetze. Kein Anfang, kein Ende. Ich weiß daß hinter dem Ueno zu meiner Linken, hinter dem Schloſſe zu meiner Rechten, ſich ein Gemiſche von niedern Häuſern, Bäumen, Gärten, Feldern ausdehnt. Ich ſehe es nicht, aber ich weiß es. Vor mir rollt ſich daſſelbe Bild auf. Nichts was den Blick beſonders feſſelte. Hie und da ein ragendes ſchwerfälliges Tempeldach; viele Fahnenſtangen und Holzpfeiler an welchen die Verordnungen, darunter die das Chriſtenthum verpöhnenden Dekrete, angeſchlagen werden. Die kleinen unverbrennbaren Thürme ſind zu niedrig um bemerkt zu werden. Nur zwei Gebäude erheben ſich über das allgemeine Niveau: das Aktienhotel und das Zollhaus welches ein engliſcher Architekt für die japaniſche Regierung eben aufführt. Die Entfernung mildert die ungefällige Wirkung dieſer beiden fremdartigen Elemente. Nichts ſtört alſo den Eindruck des Geſammtbildes. Ueber der Stadt herrſcht tiefes Schweigen. Der Geſang der Laſtträger und Beto verhallt ungehört. Kaum daß ich das dumpfe Dröhnen der Tempelgong vernehme. Vögel, ſoviel ich weiß, gibt es nicht. Einzelne ſchwache, verworrene Töne dringen zwar zuweilen an mein Ohr, aber ſie ſind ſo verſchieden von dem Straßenlärm unſerer Städte daß ſie in dem Europäer die Empfindung des nie Dageweſenen nur erhöhen. Das Ganze hat etwas Un-

erklärliches, Geheimnißvolles, beinahe Unheimliches! Ich verzichte auf den Versuch dies Etwas zu beschreiben.

Im Nord-Osten der Stadt gewährt die Anhöhe Atagoyama den Blick nach einem andern Theile Yedo's. Zwei steinerne Treppen führen zu ihr hinan. Prachtvolle Kryptomerien krönen den Scheitel, und werfen ihre breiten Schatten über ein elegantes Theehaus. Man muß gegen Sonnenuntergang hingehen. Südwärts dehnt sich der westliche Theil des Midzi aus. Nach der entgegengesetzten Richtung gewandt, erfreut sich das Auge, in unmittelbarer Nähe, an niedern Waldhügeln, kleinen mit Rasen bekleideten Schluchten, schönen Baumgruppen und saftgrünen Reisfeldern. Ein überraschender und unbeschreiblich reizender Gegensatz. Hier eine unermeßliche Stadt, dort, hart daneben, eine Gebirgslandschaft. Beides ist Yedo.*)

Niemand unterlasse Oji zu besuchen. So heißt ein kleiner Belustigungsort außerhalb und im Nord-Westen der Stadt. Kleine Hügel, ehrwürdige Kryptomerien, kühle Schatten, ein rieselnder Bach, Wasser in Menge, hübsche,

---

*) Ich gebe absichtlich keine statistischen Einzelheiten, weil ich den vorhandenen nur wenig Glauben schenke. Gewöhnlich wird der Flächenraum Yedo's auf 85 Quadrat-Kilometer, die Bevölkerung sehr verschieden auf zwei, anderthalb Millionen, ja nur auf 800,000 Einwohner berechnet. Ich verbürge keine dieser Zahlen.

zierliche Theemädchen die die Gäste anlächeln, ihnen Thee, Tabak und köstlischen Fisch serviren, im Kreise sitzend Unterricht ertheilen in der schwierigen Kunst, statt Messer und Gabel, die kleinen Elfenbeinstäbe zu handhaben; die nach vollendetem Mahle niedere, schmale Schemmel bringen. Ein jeder ist mit einer kleinen Rolle von Baumwolle versehen die, in ein frisches Blatt Papier gewickelt, als Kopfkissen dient. So strecken wir uns auf der leuchtenden, glatten, reinen Strohmatte aus. Die Nesan schieben die Papierwände zusammen, und entfernen sich die Reisenden der Ruhe überlassend. Nur die dem Garten zugewendete Seite des Gemaches ist offen geblieben. Da entschlummern wir. Ein frisches Lüftchen ist in die Schlucht gedrungen, spielt mit den Wasserfällen, mit den riesigen Blättern der Lotusblume, mit den flüsternden Zweigen uralter Zwergeichen, fächelt und kühlt unsere brennenden Wangen. All dies ist reizend und hundertmal beschrieben worden. Die Nesan sind, wie gesagt, Aufwärterinnen die sich wie vornehme Damen kleiden, und die Formen der großen Welt angenommen haben. Nicht mehr und nicht weniger. Was man sonst von ihnen erzählt beruht auf Vermuthungen, vielleicht auf Verleumdungen. Wer an solchen Geheimniß-Gefallen findet möge die Wahrheit ergründen.

In geringer Entfernung von Oji, etwa zwanzig Minuten Weges, befinden sich Theepflanzungen. Ich vergaß

den Namen des Ortes. Ein gewaltiger Bach stürzt von einem Fels herab. Alte Pinien haben mit ihren Aesten über den schäumenden Wassern eine immergrüne Kuppel gebaut. Hier werden Douchebäder genommen. Daneben sah ich ein mir neues Spielzeug*), wie es nur der Genius dieser Nation zu erfinden vermochte. Ein ausgehöhlter, kugelförmiger, rothlackirter Kürbis wird in den Wasserstrahl eines Springbrunnens gebracht. Die Kugel dreht sich um sich selbst, steigt durch die Wasserkraft in die Höhe, sinkt am Scheitel des Strahles angelangt durch ihr eigenes Gewicht herab bis wo sie, überwältigt durch letzteren, wieder nach oben getrieben wird.

Der Rückweg führt uns durch eine Allee von Zwergbäumen mit künstlich verschränkten Aesten. Eine schöne junge Frau, mit einem Kinde auf dem Rücken, einem anderen an der Hand, tritt uns lächelnd entgegen. Plötzlich stößt sie einen Schrei aus. Tödtliche Bläße übergießt ihr Antlitz. Wir eilen herbei, und gewahren auf einem nahen Baum eine Schlange. Den Schweif hat sie um einen Ast geschlagen, den flachen Kopf und den schwarzgesprenkelten Oberleib streckt sie gegen die junge Mutter aus. Diese steht wie festgebannt, zitternd und unfähig zu entfliehen.

*) Ich höre daß es vor einigen Jahren nach Europa gebracht wurde.

Unsere Wächter entfernen sich mit den Kindern, und verneigen sich bis auf den Boden vor dem Thiere welches die Nähe so vieler Menschen nicht zu beirren scheint. In der That es hat nichts zu befürchten. Schlangen sind heilig und zwar aus guten Gründen. Weiß man nicht daß Drachen zuweilen die Gestalt von Schlangen annehmen, und Götter in Gestalt von Drachen zu uns irdischen Wesen herabsteigen? Wer eine Schlange tödtet begeht vielleicht einen Göttermord. Darum befinden sich diese Thiere so wohl im Reiche der aufgehenden Sonne.

(18. August.) Ich genieße hier der liebenswürdigen Gastfreundschaft des Herrn Adams, und kehre von meinen verschiedenen Ausflügen mit immer neuem Vergnügen nach der brittischen Gesandtschaft zurück. Heute Morgens hier angekommen, fand ich den englischen Richter Herrn Hannen und seine liebenswürdige Gemahlin, die andern Glieder der Legation und Doktor Wheeler. Welcher Abstand zwischen diesem Kreise angenehmer und unterrichteter Menschen und dem wilden Treiben im Gasthaus zu Yokohama!

(19. August.) Langer Spaziergang in der Umgegend. Ein englischer Park mit japanischer Vegetation. Alles ist

hier anders als in der übrigen Welt. Zum Beispiel: wir verlassen den in einer sehr belebten Straße gelegenen Gesandtschaftshotel: wir treten in die nächste Nebengasse. Allmälig gewinnt sie das Ansehen eines Dorfes. Noch einige Schritte und ländliche, schweigsame Abgeschiedenheit umfängt uns. Wieder einige Schritte weiter, und wir befinden uns mitten in einer volkreichen Stadt. Uebrigens hört man wenig Lärm, selbst in den bevölkertsten Stadttheilen: denn es gibt kein Pflaster, keine Wagen, fast keine Pferde. Die Strohsandalen der Fußgänger dämpfen den Schall des Trittes. Eigentliches Gedränge ist selten, und wo es vorkommt, gleiten die Menschen sanft an einander vorüber. Sie sind nicht schweigsam; im Gegentheil es wird fortwährend geschwätzt, aber nicht überlaut, und man vernimmt mehr Gelächter als Worte.

(20. August.) Heute ist Sonntag. Im Tsukiji, dem europäischen Quartier, gibt es weder Priester noch Prediger, weder Kirchen noch Kapellen. Dagegen liest man an allen Orten wo die Regierungserlasse angeschlagen sind das Verbot gegen die Ausübung der christlichen Religion. Die gegenwärtigen Träger der Gewalt, obgleich Männer des Fortschrittes, sind insofern Konservative, als sie die christliche, besonders die katholische Religion hassen. Die

Ausübung ihres Kultus ist den fremden Residenten in den Treaty-Ports gewährleistet. Aber wie verhält es sich mit Yedo und Osaka? Diese Frage wird bei der bevorstehenden Revision der Verträge wohl eine befriedigende Lösung erhalten.

Heute Nachmittag war ich bei Sawa Nabuyoshi, dem Ersten Minister des Aeußeren. Er ist nur fünfzig Jahre alt, sieht aber wie ein Greis aus. In Japan wird rasch gelebt. Sein Gesicht gefällt mir; offen, wenn er scherzt, ein wenig satirisch aber wohlwollend und gemüthlich. Man kann den alten Herrn nicht ansehen, ohne ihm gut zu sein. Er und sein Sohn tragen eine einfache Tunika von leichtem Seidenstoffe. Ihr Benehmen ist würdevoll und ungezwungen. Das Gemach, in dem wir uns befinden, entbehrt aller Einrichtungsstücke, den Tisch ausgenommen den der Minister für die fremden Diplomaten aufschlagen ließ. In einer Nische steht eine Vase von böhmischem Krystall, ein Andenken der österreichischen Gesandtschaft welche Japan im vorigen Jahre besucht hat. Auf Befehl seines Vaters bringt der Sohn die Gallakleider seiner Mutter herbei und legt sie unter vielem Lachen an. Es sind reiche schwere Gold- und Seidenstoffe. Sawa ist Gelehrter und erzählt uns viele interessante Dinge. In den alten Gebräuchen, in Geschichte und Archäologie gilt er für sehr bewandert. Seine Liebhaberei für Alterthümer benutzend

bringe ich meinen Wunsch an Kiyôto (Miako) zu besuchen. „Was wollen Sie in Kiyôto machen?“ sagte er mit verlegener Miene. „Es ist eine alte Stadt; ein wenig herabgekommen seit der Kaiser seine Residenz nach Yedo verlegt hat, und überdies unlängst durch Feuersbrünste theilweise zerstört. Wenn Sie nach Kiyôto gehen, werden andere Europäer dasselbe thun wollen. In Kiyôto gibt es böse Leute. Es könnte Ihnen ein Leid geschehen. Gehen Sie nicht hin. Sind ja doch gerade die neuen, die schönsten Häuser abgebrannt.“ — „Ich bin überrascht, antwortete ich, Sie so sprechen zu hören. Nicht der neuen Häuser wegen will ich nach Kiyôto reisen; die alten Gebäude und Tempel, die schönsten und berühmtesten in Japan, möchte ich besichtigen. Sawa, ein so großer Kenner der Alterthümer, ein so feiner Würdiger der Architektur, könnte er ernsthaft behaupten daß Kiyôto nicht die älteste Stadt des Reiches ist?“ Die Bemerkung wirkte. Der Minister lächelte, gab mir Recht, und erbat sich nur einige Tage, um „die nöthigen Gründe zu finden mit denen er im Ministerrath meinen Wunsch zu unterstützen“ gedenke.

Sawa ist ein aufgeklärter Geist, er begünstigt die Reformen und huldigt dem Fortschritt, wenn er gleich zu verständig ist um die Ueberstürzungen der gegenwärtigen Rathgeber des Mikado zu billigen. Dennoch ist ihm der Gedanke unangenehm daß ein Europäer die heilige Stadt

betrete, und nicht ohne Schwierigkeit wird es ihm gelingen die Zustimmung seiner Kollegen zu erhalten. So tief wurzelten hier, während der letzten drei Jahrhunderte, die Furcht vor den Fremden und der Grundsatz ihrer Ausschließung. Dies hindert aber die neuerungssüchtigen Minister keineswegs junge Leute massenhaft nach Europa zu schicken, unsere Tracht anzunehmen und den Eingebornen aufzudrängen, und das Studium unserer Sprachen zu begünstigen. Soeben haben sie in Yedo eine deutsche Schule errichtet.

Ich besuchte sie unlängst und fand ein Dutzend Knaben und Jünglinge, welche folgende zwei Sätze im Chor wiederholten: „Der arme Mann will sein wie der reiche Mann" und „Der reiche Mann will nicht sein wie der arme Mann." Zuweilen irrten sie sich und sagten, der Reiche will sein wie der Arme. Der Lehrer, das Urbild des deutschen Schulmeisters, gerieth in Entrüstung: „Arimazen", rief er mit strengem Tone, „arimazen, nicht, nicht!" Und die Knaben fielen wieder im Chore ein: „Der — ar — me — Mann — will — nicht — sein — wie — der — reiche". Hierauf neuer Zornesausbruch des Schulmeisters. Das Wort reich bereitete den japanischen Kehlköpfen unüberwindliche Schwierigkeit. Ich glaube in meinem Leben nicht herzlicher gelacht zu haben. Das Komischste war aber der Herr Lehrer. Diese Jungen werden wahrscheinlich das

Deutſche wieder vergeſſen; noch wahrſcheinlicher werden ſie es nie erlernen; aber der Grundſatz wird in ihren Gemüthern eingeprägt bleiben — es ſteht nicht im Evangelium — daß Reichthum mehr werth iſt als Armuth.

(21. Auguſt.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöſter. In dieſem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren, theilweiſe, ihres Beſitzthums beraubt. Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man ſie ab. Die mit Beſchlag belegten Klöſter werden in Kaſernen verwandelt. Dies iſt die neueſte Maßregel, ſchwerlich die letzte ihrer Art. Im Miniſterrathe erheben ſich Stimmen welche die Abſchaffung des Buddhism von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöſter und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere enthalten bekanntlich, mit denen von Kiyôto, die äußerſten Leiſtungen japaniſcher Kunſt. Heute beſtehen ſie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt ſich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem ſchweren Dache bedeckte Eſtrade; zwiſchen alten Bäumen ein mehrſtöckiger, vierſeitiger Thurm. Dieſe Gebäude ſind im gewöhnlichen

Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle andern übertreffen sie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verschwenderischen Anfwand an Vergoldung. Die unbeschreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbarische der Architektur, das Groteske der Bildhauerei übersehen. Gewiß, die Gottheit herrscht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwigs XIV. in Versailles.

Die wahren Schätze der Shiba sind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen sie sich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verschiedener Art, wurden zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die ältesten Gräber reichen nicht über das erste Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe sie alle zu wiederholten Malen besucht und aufmerksam besichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunst. Dies ist wenigstens mein Eindruck. Erst nach dem Besuche der gleichfalls von Taiko-Sama herrührenden großen Tempel und des Schlosses von Kiyôto werde ich mir ein Urtheil bilden können.

Die Mausoleen der Shiba bestehen aus drei verschiedenen Elementen: diese sind der Hof, die Tempelhalle und, hinter dem Tempel, das Grabmal.

Der Hof ist von dem großen soeben erwähnten Baum-

gange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie bildet. Die Fenstergitter dieser Mauer sind durchbrochene Hautreliefs in Holz geschnitzt, Pfauen, auf Wolken sitzende Fasanen, schwimmende Wasservögel vorstellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine seltene technische Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieser kleinen Meisterstücke in denen die Naturwahrheit der schuldigen Rücksicht für den idealen und symbolischen Charakter des Gegenstandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewissen Grade geopfert wird.

Im Hofe sind hohe Steinlaternen, wie sie in keinem Tempel fehlen und in den meisten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgestellt. Bei jedem Schritte, neues Erstaunen über die Verschwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

Gegenüber dem Eingange steht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an seine Macht, seinen Reichthum, seinen mystischen Glauben. Zu beiden Seiten der Thüre gewahrt man die, in Buddhatempeln selten fehlenden, zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit roth lackirtem Gesichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anständigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün

lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder scheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Diese Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geschnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thüre führt in das Innere. Bei meinem ersten Besuche stand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit um sich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in seiner vollen Majestät, unter den goldkantigen Balken und Gesimsen des Heiligthums, hinter dem blumengeschmückten Altartisch, Gott Buddha, das Symbol der äußersten Unempfindlichkeit, der absoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'é il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geschmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, technische Vollendung, eine schöpferische Phantasie und das zarteste Naturgefühl, beide beschränkt und zurückgehalten durch die Ansprüche der indischen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies sind die charakteristischen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnstätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewisse Skulpturen ein offenbares Gepräge des italienischen Barokism tragen? So lange der Künstler

mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er sich strenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er sich weniger Zwang auf, verläßt er gerne die alten Pfade, bewegt er sich, wenn er es wagen darf, mit aller Freiheit, und schafft Werke die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu stammen scheinen. Erkläre das wer kann!

Hinter dem Tempel ist das Grab: eine Steinsäule die in einen Federbusch ausläuft. Zwei concentrische mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben sie. Einige Stufen führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbarisch. Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unabläßig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlassenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden.

(3. September.) Während unseres Ausfluges nach Hakone verloren die Neuerer ihre Zeit nicht. Durch das Dekret vom 29. August haben sie mit einem Federstrich die Han abgeschafft. Bekanntlich theilen sich die japanischen Städte in drei Klassen: die Fu, deren es nur drei gibt: Kiyôto (Miako) bis zum vorigen Jahre die Residenz des Mikado; Yedo bis zur Aufhebung des Shogunats Haupt- und Residenzstadt des Shogun; endlich Osaka, die Perle

der japanischen Städte und das große Emporium des Binnenhandels. Die übrigen Städte sind entweder Han, d. h. Lehenstädte der Daimio, oder Ken, welche unter der unmittelbaren Landeshoheit des Mikado stehen. Die Verordnung durch welche die Minister die Lehensherrlichkeit der Daimio aufheben ist ein Gewaltstreich von äußerster Tragweite, denn sie zerstört Zustände deren Ursprung in das graue Alterthum zurückreicht, sie eröffnet eine Epoche der radikalsten, socialen und politischen Umwälzungen. Auch in den obersten Kreisen der Regierungen sind Veränderungen eingetreten. Unter Anderem wurde der alte Sawa seines Postens enthoben.

Dieser große Herr von altem Schlage, Freund und Beschützer der Wissenschaft, Kenner der Kunst und selbst Künstler, trägt seine Ungnade mit edler Ergebung. Heute kam er mit seinem Sohne auf die Gesandtschaft, und blieb zu Tische. Er war sehr gut aufgelegt, schwätzte und lachte viel, und sagte, von seinem Rücktritt sprechend: „Nun, so wären wir denn wieder zu unsern Büchern zurückgekehrt."

(4. September.) Heute erschien Iwakura Tomomi im Gesandtschaftshotel. Es war sein erster Besuch seit er Sawa im Ministerium des Aeußeren ersetzt hat, und derlei Antrittsvisiten dauern, nach Landesgebrauch, mindestens ein paar Stunden. Dies bot mir Gelegenheit die Bekanntschaft dieser einflußreichen Persönlichkeit zu machen.

Iwakura gehört der Klasse der Kuge an, d. h. dem alten und hohen Hofadel der Mikado. Dem ungeachtet lebte er zu Kiyôto in freiwilliger Zurückgezogenheit. Erst die Revolution von 1868 führte ihn auf die politische Schaubühne. Seither spielte er eine große Rolle, und heute gilt er für den bedeutendsten Mann im Ministerium. Er ist, wie er mir sagte, achtundvierzig Jahre alt. In Japan wie in China ist es Artigkeitspflicht nach dem Alter einer neuen Bekanntschaft zu fragen. Sein Gesicht hat nichts Ausgezeichnetes, doch beleben es die, wenn er spricht, feurigen Augen und zuweilen ein sarkastisches Lächeln. Seine Art zu reden ist kurz und trocken, seine Manieren die des Mannes der großen Welt: einfach, ungezwungen, natürlich.*)

Eine Unterhaltung entspann sich sofort über die neuesten Vorgänge. Was mir Iwakura sagte ist kein Geheimniß.

Ich sprach ihm zuerst von meinem Wunsche Kiyôto zu besuchen. Kiyôto, die „Hauptstadt des Ostens", ist die heilige Stadt, und als solche Fremden ganz besonders unzugänglich. Als der englische Gesandte, Sir Rutherford Alcock, Niphon bereiste von Nagasaki bis Osaka und von Osaka nach Yedo, ließ man ihn bitten Kiyôto nicht zu

*) Iwakura hat seither als Botschafter die meisten Höfe Europa's besucht.

berühren, und er hat es nicht gesehen. Baron Richthofen, der bekannte Chinareisende welcher sich auch in Japan viel bewegte, war nicht glücklicher, und als vor drei Jahren die Gesandten Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande sich, auf den Wunsch des Mikado dahin begaben, ereignete sich der bekannte blutige Mordanfall auf den brittischen Minister Sir Harry Parkes. Die Legationen eilten nach Osaka zurück. Die heilige Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu besehen hatte man weder Lust noch Zeit. Herr von Brants und einige andere Diplomaten haben dort unlängst eine kurze Erscheinung gemacht, aber außer diesen officiellen Persönlichkeiten und zwei Europäern im Dienste der japanischen Regiernng scheint bisher kein weißer Fremdling nach Kiyôto gedrungen zu sein. Jedenfalls hat Niemand eine Schilderung geschrieben oder veröffentlicht, ausgenommen Doktor Kämpffer der die Stadt am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts besuchte und ihr in seinem unschätzbaren Werke über Japan einige Zeilen widmete. Bekanntlich war er Arzt der holländischen Faktorei auf Detsima, und begleitete eine der Botschaften welche die Kolonie, alle vier Jahre, nach Yedo schicken mußte. Unter Weges wurden die Deligirten als Staatsgefangene behandelt; sie mußten im geschlossenen Norimon reisen, durften die Herrberge nicht verlassen, und wurden Tag und Nacht bewacht. Kiyôto ist also bis

zur Stunde eine Terra incognita und ich wünsche lebhaft sie zu besichtigen. Ich brachte also dies Anliegen zur Sprache, und Iwakura bereits hievon verständigt, sagte seine Unterstützung im Ministerrathe zu.

Noch einen andern Gegenstand hatte ich mit ihm zu verhandeln: meine Audienz beim Mikado. Als allgemeiner Grundsatz, ist der Sohn der Götter Sterblichen unzugänglich. Ausnahmen werden nur gemacht für seine Diener und, seit Amerikaner und Europäer an der Küste Fuß faßten, für die fremden Gesandten. Bei solchen Gelegenheiten wurden auch die fremdem Admiräle empfangen. Herr Seward, ehemaliger Minister des Aeußern der Vereinigten Staaten, ist der einzige Ausländer ohne amtlichen Charakter welcher dem Kaiser vorgestellt ward. Dank der indirekten aber einflußreichen Unterstützung des englischen Vertreters, wird mir dieselbe Gunst zu Theil werden.

Wir kamen sodann auf die brennende Tagesfrage zu reden, die Aufhebung der Lehensrechte.

„Die Daimio, sagte Iwakura, wurden durch den Shogun im Zaum gehalten. Mehrere von ihnen standen unter seiner unmittelbaren Herrschaft, die andern unter der des Mikado. Nach der Aufhebung des Shogunat wähnten sich die einen wie die anderen vollständig unabhängig. Sie thaten was sie wollten. Dies durfte nicht geduldet werden. Man mußte das Ansehen und die Macht

des Mikado wieder herstellen. Dies Werk haben wir unternommen. In drei Jahren wird es vollendet sein. Die Han wurden abgeschafft. Die ehemaligen Daimio werden nicht einmal unter dem Titel von Statthaltern in ihren Dominien gelassen werden. Wir werden sie zwingen mit ihren Familien nach Yedo zu kommen. Fähige Leute, ohne Rücksicht auf ihre Kaste, sollen zu Statthaltern ernannt werden. Nur unter der Bedingung daß sie die nöthigen Fähigkeiten besitzen können auch Daimio in Zukunft solche Posten bekleiden. Die kleinen Klane werden mit größeren verschmolzen; auch wollen wir eine kaiserliche Armee bilden, und zwar aus den Kriegsmännern und Rittern der ehemaligen Daimio.

„Unsere Gegner beschuldigen uns Feinde der Volksreligion zu sein. Dies ist unrichtig. Wir beabsichtigen nicht den Buddhismus auszurotten. Aber die ehemaligen Shintotempel müssen gereinigt werden. Die Shogune hatten nicht das das Recht sie in Buddhatempel zu verwandeln oder den Buddhadienst neben dem Shintokultus einzuführen. Letzterer war von Altersher Religion des Mikado, also Staatsreligion."

„Die Steuern betreffend, gebe ich zu daß die Daimio sie dem Bauer in Mißjahren erließen, was die kaiserliche Regierung nicht thun kann, weil die Verwaltungskosten in guten wie in schlechten Jahren dieselben sind. Aber wir werden die Last die auf den Bauer drückt zu erleichtern

ſuchen, indem wir den bisher abgabenfreien Kaufmann und Handwerker an der Steuerlaſt betheiligen."

(5. September.) Morgenbeſuch in mehreren großen Kaufläden. In Yokohama findet man vorzugsweiſe Waaren für den europäiſchen Markt. In Yedo richten ſich die Producenten nach dem Geſchmacke der Eingebornen. Wozu all' dies Geräthe deſſen Zweck und Beſtimmung ſich nicht errathen laſſen? Welcher Widerſpruch mit der Einfachheit eines japaniſchen Haushaltes! Wiſſen doch Reich und Arm nicht was Möbel ſind. Aber nichts iſt intereſſanter als eine eingehende Betrachtung all' dieſer Gegenſtände. Da findet man eine ſeltene Erfindungsgabe die ſich aber in Phantaſtereien gefällt; ein Schönheitsgefühl das fortwährend mit dem Hange zur Karrikatur zu kämpfen hat; ein augenſcheinliches Beſtreben große Wirkungen mit kleinen Mitteln hervorzubringen; den Kultus der unbelebten Natur mit abſichtlicher Uebertreibung; dabei eine große Freiheit der Bewegung vereint mit einer noch größeren Ehrfurcht für die überlieferten Vorbilder und die ererbte Routine. Vergleicht man die Kunſtwerke, von denen ich an einem andern Orte ſprechen werde, mit den Induſtrieerzeugniſſen, ſo findet man eine gewiſſe Analogie mit unſeren mittelalterlichen Zuſtänden; der Künſtler hat hier viel vom Handwerker, und der Handwerker iſt, binnen gewiſſer Grenzen, weſentlich Künſtler.

Nichts unterhaltender als ein Besuch der vielen Spielzeugbuden. Ich frage wie ist es möglich so viel Geist, Erfindung, Geschmack und Wissen zu verschwenden für Kinder welche diese kleinen Wunderwerke ja nicht zu schätzen vermögen. Darauf wird geantwortet: In diesem Lande ist Jedermann Kind; in jedem Alter unterhält man sich mit Spielzeug. Ich sah Großvater, Vater und Sohn mit einem fliegenden Drachen beschäftigt. Damen von Stand, welche ihre Wohnung selten verlassen, verbringen ihre Tage spielend wie Kinder. Gegenwärtig ist der Tôsenkio, das Fächerspiel sehr in der Mode.*) Eine kleine Schachtel von leichtem Holz wird auf den Boden gestellt, und auf die Schachtel ein Figürchen von Rohr welches mit Seide überzogen ist und einen Schmetterling vorstellt. Die Spieler, gewöhnlich Damen, liegen oder kauern in einer gewissen Entfernung auf der Matte, und schleudern ihre Fächer nach dem Schmetterling. Die Aufgabe ist diesen zu treffen ohne die Schachtel umzuwerfen. Gewinn und Verlust werden durch eine Tabelle geregelt welche die verschiedenen Lagen des Fächers und des Schmetterlings bildlich darstellt. Den Gemahlinnen und den Hofdamen des Mikado hat dies Spiel seine große Beliebtheit zu verdanken. Für unglaublich wenig Geld kaufte ich eine Menge kleiner

*) Tô heißt schlagen oder treffen; sen Fächer, kio Spiel.

Gegenstände deren einige wirklichen Kunstwerth besitzen, wie zum Beispiele kleine Thiere, Gruppen von Schildkröten und dergleichen in Bronze. Die Absicht ist augenscheinlich eine komische Wirkung hervorzubringen. Aehnliche Arbeiten fand ich in andern Butiken. Die Motive waren dieselben aber es waren doch keine Kopien. Nicht dasselbe Modell wird mechanisch wiederholt, wohl aber derselbe Gedanke verwerthet. Dabei bleibt dem Arbeiter, ich möchte beinahe sagen dem Künstler, ein gewisser Spielraum. Er bildet nach, aber zugleich komponirt er.

Vergessen wir nicht die feinen reinen Hände mit den langen zarten Fingern der Weiber die die gekauften Gegenstände mit großer Sorgfalt in weiches Reispapier wickeln.

Wir sind auch in den zwei berühmtesten Seidenhandlungen gewesen. Man führt uns in einen geräumigen niederen Saal im Obergeschoß. Er ist überfüllt mit Kunden, darunter mehrere vornehme Damen. Alles, Herren und Frauen, sitzt auf den Fersen um einen niederen kaum einen Fuß hohen Tisch auf welchem die Waare gezeigt wird: feine Krepe und sehr schwere Stoffe, ohne oder mit Dessein. Die Farben schienen mir sehr lebhaft. Die Brokate könnten, wenn sie nicht so theuer wären, als Möbelüberzüge oder für Kirchengewänder gebraucht werden. Hier macht man aus ihnen Prachtanzüge für beiderlei Geschlecht.

Uebrigens ist die Seidenkultur in Verfall gerathen, und auch dies Uebel kommt von Europa. Die vorzüglichste Seidenzucht wird in den Provinzen Oshiu und Shinshiu getrieben. Die Städte Yonesawa, Uyeda, Choshu und Shimamura dienen als Magazine. Nirgend ist das Klima günstiger für die Eiererzeugung welche eine trockene Luft erheischt wie sie sich, hier zu Lande, nur auf den seltenen und wenig ausgedehnten Hochebenen findet. Noch bis vor Kurzem holten die Seidenproducenten aus anderen Gegenden Japans ihren Bedarf an Eiern in diesen beiden Provinzen. Aber seit die italienischen Graineure in Folge der Krankheit des lombardischen Seidenwurmes, die Eier von Oshiu und Shinshui um fabelhafte Preise aufkaufen, haben die Fabrikanten im Süden und in anderen Theilen des Reiches aufgehört ihren Eiervorrath aus diesen zwei Provinzen zu beziehen. Man begnügt sich mit den an Ort und Stelle erzeugten Eiern von mittelmäßiger Qualität. Daher kommt es daß die japanischen Stoffe so sehr an Gehalt und Werth verloren haben.*)

Nach dem Tiffin langer reizender Spaziergang nach Meguro. Dies Dörfchen liegt nordwestlich von Yedo und

---

*) Siehe hierüber die Berichte des Herrn Adams, der die Frage an Ort und Stelle studierte, im englischen Bluebook, Japan 1870 und 1871.

verdankt seine Berühmtheit einem großen Tempel und mehreren von der eleganten Jugend vielbesuchten Theehäusern. Herr Mitford gibt in seinen Tales of old Japan eine gute Schilderung. Dies Buch ist soeben in London erschienen, und ein Exemplar macht auf der Gesandtschaft die Runde. Die Besucher der achtundvierzig Ronin und die schauerliche Scene des Harakiri, welcher der Verfasser im Auftrage seines Gesandten beiwohnte, wird man auch in Europa mit Interesse lesen. Die übrigen Erzählungen setzen einige Ortskenntniß und besonderes Gefallen an japanischen Dingen voraus. Sehr gelungen sind die kleinen Feenmährchen des zweiten Theiles.

Meguro verlassend suchen und finden wir einen isolirten Hügel der Shinfuji heißt und einen Rundblick über die idyllische Umgegend von Yedo gewährt. Es sind am Ende immer dieselben Elemente: ein längliches flaches Thal e die es begrenzenden Hügel wellenförmig und bewaldet; im Thalgrund Reisfelder; weiter hinauf und rings um di Tempel die, im Laube versteckt, immer auf halber Höhe stehen, ungeheure Kryptomerien und Pinus massericana und retinispora; anderwärts Riesen-Zwetschkenbäume, letztere wegen ihrer Blüthe hochgeschätzt, dann Lorbeer- und Lerchenbäume. Wesentlich geistlichen Charakters sind die Acer japonica und die Salisburia adimantifolia, in Japan Itchô genannt. Man findet sie fast in allen Tempelhainen.

Hiezu denke man sich eine Ueberfülle von Kamelien und Azalien und, als Abwechselung, die blaßgrünen federigen Blätter des Bambus. Gewiß diese Landschaft wiederholt sich, aber es gibt keine reizendere, keine sanftere, keine poetischere Monotonie.

Heute dürfte in den Theehäusern von Tôkei viel geschwätzt werden. Tôkei ist der neue Name für Yedo.*) Er ist eine Erfindung der jungen Elegants und der Männer des Fortschrittes. Das Ereigniß des Tages ist in der That geeignet Aufsehen zu erregen. Eine hohe Dame speist heute Abends auf der englischen Gesandschaft. Herr Adams hat diesen revolutionären Akt am Gewissen. Er wußte mit einigen der großen Familien des Landes in näheren Verkehr zu treten, und so weit ist die Vertraulichkeit gediehen daß er Matsune und seine Gemahlin, eine Tochter des jetzt in China als Botschafter verweilenden Uwajima, zu Tische laden konnte. Eine unerhörte That! Die junge Dame zählt vierzehn Jahre, ist sehr klein, hat große braune, nur wenig geschlitzte Augen, köstliche zarte Händchen und Füßchen. Vielleicht ist der Kopf etwas zu groß für die winzige niedliche Person, aber daran trägt wohl der überreiche Haarwuchs die Schuld; und wie dies Haar schön ist, wie zierlich in glatte Bänder gelegt welche

*) To heißt Ost und kei Hauptstadt.

zwei große Nadeln von Schildkrot zusammenhalten. Ueber dem weißen Hemde trägt sie ein eng anschließendes Kleid von lichtgrauer Seide. Ein breiter Gürtel von der Farbe der Theerose umschlingt ihren Leib, und endet am Rücken in einem bauschigen Knoten der fast bis an die Schultern hinansteigt. Ein Porcellanfigürchen von Vieux-Saxe in der Tracht des ersten Kaiserreiches. Beim Diner sitze ich neben dem Gemahl, ihr gegenüber. Nichts ist ergötzlicher als sie zu beobachten. Wie sie heimlich ihre leuchtenden, gescheidten Augen über den Tisch schweifen läßt; wie sie uns beobachtet, wie rasch und gut sie, ein echtes Kind ihres Landes, uns nachzuahmen weiß. Als der Braten servirt wurde hatte sie uns bereits abgelernt wie man Messer und Gabel handhabt. Allmälig ward sie zutraulich; nach Tisch im Salon wo ihr Alles neu war lief sie wie ein Kind umher, besah und betastete die verschiedenen sonderbaren Gegenstände, setzte sich dann auf ein Taburet zu Füßen des Gemahls, rauchte ein Cherut, vergaß gewissermaßen unsere Gegenwart.

Matsune, ungeachtet seiner unregelmäßigen Züge ein schöner Mann, ist, wie heute so viele seiner Landsleute, in einem Umgestaltungsproceſſe begriffen. An den Endpunkten seiner Persönlichkeit ist er bereits zum Europäer geworden. Er trägt Pariser Stiefletten, und hat sein Zöpfchen am Scheitel abgeschnitten. Dafür läßt er, gegen die Landes-

ſitte, ſein Haar wachſen; es iſt dicht, kraus und ſtruppig, und gibt ihm ein ordinäres Ausſehen. Ich frug ihn, warum er nicht die japaniſche Mode beibehalte. Die Antwort war, er leide häufig an Schnupfen. Die Wahrheit iſt daß der junge Herr den Ideen der Neuzeit huldigen möchte, aber noch nicht wagt es zu geſtehen. Er ſchwimmt zwiſchen zwei Waſſern. Wie ſo viele ſeiner Landsleute iſt er nicht mehr Codino und noch nicht Mann des Fortſchrittes. So viel ſteht feſt: wer hier zu Lande ſein Zöpfchen abſchneidet iſt Progreſſiſt, und die Zahl derſelben nimmt zu. Japan bewegt ſich.

(6. September.) Heute Abends machte ich die Bekanntſchaft Saigo's. Von Geburt einfacher Samurai (Zweiſchwertmann) des Fürſten von Satſuma, iſt er auf der Inſel Kiuſhiu der einflußreichſte Mann geworden. Seine Mitwirkung ſchien den Männern der Bewegung unentbehrlich. Daher begab ſich Iwakura zu ihm, beredete ihn für die Reform Partei zu nehmen und nach Yedo zu kommen.

Saigo iſt ein Herkules. Seine Augen verrathen Geiſt, ſeine Züge Thatkraft. Er hat eine kriegeriſche Haltung und die Manieren eines Landedelmannes. Sein Anzug ſchien mir mehr als vernachläſſigt. Dieſer, jetzt ſehr wich-

tige und einflußreiche, Herr langweilt sich bei Hofe und leidet am Heimweh.

(7. September.) Die Religion scheint so ziemlich ein überwundener Standpunkt zu sein. Nur Weiber und Greise sieht man Morgens und Abends aus den Häusern treten, um sich vor der auf- oder untergehenden Sonne zu verneigen. Sonst wird nur gebetet um eine besondere Gunst zu erhalten. Die Weiber flehen die Götter an, auf daß ihr Mann die eheliche Treue bewahre; Kranke beten um Gesundheit; junge Mädchen um ein neues Kleid, einen Schmuck, einen Freier oder Gatten. Wer in den Tempel geht, ruft den Gott dessen er bedarf indem er auf den Gong schlägt oder mit den Händen klatscht und sich dabei tief verneigt. Auf den dritten Ruf erscheint die Gottheit, der Betende stürzt auf sein Antlitz, bleibt einige Augenblicke in Anbetung versunken, und wirft sodann eine Hand voll kleiner Kupfermünzen in den Sammelkasten. Hiemit hat die Sache ein Ende. Im Tempel von Asakusa befindet sich ein eherner Gott den die Kranken besuchen. Sie reiben die Hand an dem Gliede des Götzen welches ihrem kranken Theile entspricht. Kurz, viele Ceremonien, viel Aberglaube, aber in den höheren Klassen und bei den Literaten häufiges Erlöschen aller religiösen Ueberzeugungen.

So wird mir hier gesagt, und dasselbe hörte ich in Yokohama behaupten. Mehrmals befragte ich vornehme Japaner über diesen Gegenstand. Sie antworteten immer lachend, das sei dummes Zeug. Nur der alte Sawa machte eine Ausnahme. Er lächelte still vor sich hin und sprach mit einer gewissen Zurückhaltung.

Die Heiligthümer von Ikegami, unweit Yedo, im Westen der Stadt, reichen in ein hohes Alterthum zurück. Wir fuhren heute Nachmittags hinaus. Ich verzichte sie zu beschreiben. Erkläre mir wer kann den eigenthümlichen Reiz japanischer Tempel. Es ist immer dieselbe Sache und doch immer neu und anziehend: prachtvolle alte Bäume umgeben mehrere Holzpfeiler, die ein hohes, schwerfälliges, breitgekrämptes Dach tragen. Von Architektur keine Spur. Es sind im Grunde riesige Hütten, ein Giebeldach auf Stangen. Was ich aber bewundere ist das richtige Gefühl des Baumeisters der genau wußte, was mit Holz zu leisten sei, und der in den Bedürfnissen der Holzkonstruktion die Elemente der Ornamentirung fand. Man betrachte nur dies Gesimse. Es verbindet die Pfeiler, dient den Balken die den Plafond bilden als Unterlage und ist zugleich der natürliche Uebergang zu den vorspringenden Dachrändern. Die immer in doppelter Schichte übereinander liegenden Horizontalbalken sind verschränkt und verhindern, indem sie eine fest zusammenhängende

Maſſe bilden, die Tragpfeiler unter der Laſt des Daches zu weichen. Ihre Enden ſind mit einfachem, ſchönem Schnitzwerk geziert; ſie brechen, in einer dem Auge wohlthuenden Weiſe, die Einförmigkeit des Frieſes.

Wir ſchlendern im Tempelgrunde umher und gelangen zu einem iſolirten Tempietto. Es enthält die koloſſale Statue eines Götzen, iſt kreisrund und ſehr zierlich gezeichnet. Seine Farben, matt roth, matt grau, matt grün, ſtimmen wundervoll zu dem kräftigen Schwarzgrün der alten Cedern, zum ſaftigen Grün der Itchô die es umgeben. Als wir ankamen, ſang eben der alte Tempelbonze eine Hymne. Mehrere Gläubige lagen vor dem Götzen auf den Knieen. Eine ſo recht eigentlich japaniſche Scene. Um ſie zu vervollſtändigen dringen unſere Yakunin, die Pfeife im Munde, in das Heiligthum, ſchwätzen und lachen laut, verhöhnen den Bonzen und ſeinen Gott.

(8. September.) Die Sage von den ſiebenundvierzig Ronin lebt noch immer im Volke fort.*) Sie wirft auf die feudalen Sitten des Landes ein merkwürdiges Streiflicht.

Der Ronin iſt, in der Regel, ein verkommener Menſch. Meiſt ſind es Leute aus der Militärkaſte die ihr Daimio

---

*) Der Vorfall hat ſich um das Jahr 1727 zugetragen.

entlaſſen hat. Zuweilen ſind ſie Ronin geworden weil ſich ihr Gebieter zu Grunde gerichtet hat. Nun gab es einen Daimio, Takumi-no-Kami, der mit einer Botſchaft des Mikado an den Shogun betraut nach Yedo gekommen und dort von einem der Großwürdenträger des letzteren, Namens Kotſuke, eine ſchwere Beleidigung erfahren hatte. Da wer immer im Palaſte das Schwert zieht den Tod und Verluſt ſeiner Güter erleidet, ſo ertrug Takumi lange Zeit ſchweigend die geringſchätzige Behandlung ſeines Gegners. Aber eines Tages riß ihm die Geduld. Er zog vom Leder, ſtürzte auf Kotſuke der, die Flucht ergreifend, mit einer leichten Wunde davon kam. Takumi aber wurde verhaftet, vor Gericht geſtellt und zum Tode verurtheilt. Er ſchlitzte ſich alſo dem Geſetz gemäß den Leib auf. Sein Vermögen wurde eingezogen, ſeine Familie in das Elend geſchickt; ſeine Vaſallen und Ritter zu Ronin herabgeſetzt. Es geſchah mit ihnen was gewöhnlich in ſolchen Fällen geſchieht. Die Einen ſtiegen in die Kaſte der Kaufleute herab; die meiſten nahmen Dienſt bei anderen Daimio. Aber Kuranoſuke, Takumi's erſter Rath, und ſechsundvierzig Ritter des unglücklichen Fürſten ſchworen ihren Gebieter zu rächen. Davon erhielt Kotſuke Kunde; er verdoppelte daher ſeine Leibwache. Sollte das Unternehmen gelingen, ſo mußte vorerſt ſein Argwohn beſchwichtigt werden. Die ſiebenundvierzig Ronin wußten daß ſie Kotſuke

in Kiyôto bewachen ließ; sie trennten sich also als Handwerker oder Kaufleute verkleidet. Kuranosuke ergab sich, scheinbar, einem lasterhaften Lebenswandel. Man sah ihn nur mehr in Weinhäusern oder an andern verrufenen Orten. Eines Tages wurde er in trunkenem Zustande auf offener Straße in einer Gosse liegend gefunden. Ein Mann aus dem Klan der Satsuma der vorüberging rief aus: „Ist das nicht Kuranosuke, einst der Rathgeber des unglücklichen Takumi? Statt seinen Herrn zu rächen, kennt er nur Wein und Weib! Oh, Elender, der Du den Namen eines Samurai entehrest!" Hiemit stieß er ihn mit dem Fuße, und spie ihm in das Gesicht. Der Vorfall ward ruchbar und wurde Kotsuke von seinen Spähern gemeldet. Letzterer begann sich für sicher zu halten, aber der treue und kluge Minister Takumi's spielte seine Rolle weiter; überhäufte sein Eheweib mit Unbilden und verstieß sie am Ende mitsammt den Kindern; nur den ältesten Sohn, der damals kaum sechzehn Jahre zählte, behielt er bei sich. Als Kotsuke dies hörte, wähnte er jede Gefahr sei verschwunden, und entließ den größten Theil seiner Leibwache. So nahte denn der Tag der Rache. Der Rath entwich heimlich aus Kiyôto und schlich nach Yedo wo die Gefährten seiner bereits harrten.

Es war tiefer Winter, und in einer kalten finstern Nacht, bei heftigem Schneegestöber, schritten die Verschwornen

an das Werk. In zwei Schaaren getheilt, deren eine Kuranoſuke, die andere ſein Sohn befehligte, zogen ſie ſchweigend und ohne bemerkt zu werden durch die menſchenleeren Gaſſen nach dem Yaſhke des Fürſten. Sie waren übereingekommen in den Palaſt zu dringen, kein unſchuldiges Blut zu vergießen, die Diener welche keinen Widerſtand leiſteten zu verſchonen, endlich Kotſuke zu tödten, und ſein Haupt auf das Grab ihres Gebieters zu legen. Nach vollendeter That würden ſie ſich ſelbſt den Gerichten überliefern und das Urtheil, welches nur auf Tod lauten konnte, in Ergebung abwarten. Dies waren die letzten Gebote ihres Führers, und alle ſchwuren ſie treu zu erfüllen. Die hohe Ringmauer des Yaſhke wurde raſch überſtiegen, das innere Palaſtthor mit Hammerſchlägen geſprengt. Um einen Angriff der Nachbarleute zu vermeiden, ſandte ihnen Kuranoſuke folgende Botſchaft: „Wir, die Ronin, einſt im Dienſte Takumi-no-Kami's, gedenken dieſe Nacht in den Palaſt Kotſuke-no-Suke's zu dringen um unſern Herrn zu rächen. Wir ſind weder Diebe noch Wegelagerer. Den Nachbarn ſoll kein Leid widerfahren. Haltet Euch ruhig.“ Dies ließen ſich die Nachbarn nicht zweimal ſagen; der dem Tode geweihte Herr war wenig beliebt in ſeinem Stadtviertel; daher ſtörte Niemand die Ronin in ihrem blutigen Werk. Letztere drangen nun auch in das Innere des Palaſtes. Hier entſpann ſich ein

erbitterter Kampf mit den Samurai des Hausherrn. In wenigen Minuten bedeckten Todte und Sterbende den Boden. Kein Ronin war um das Leben gekommen. Der Sohn ihres Anführers, der sechzehnjährige Knabe, hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet. Aber wo ist Kotsuke? Umsonst ward er gesucht in dem Labyrinthe von Zimmern, Gängen, Kabinetten, abgesonderten Pavillonen und Häusern des Yashke. Schon fürchtete man er sei entkommen, schon wollten sich die Ronin verzweifelnd den Bauch aufschlitzen, als man bemerkte daß die Bettdecke des Fürsten noch warm sei. Letzterer konnte also nicht ferne sein. Endlich wurde in einem Wandschranke ein Greis entdeckt. Er war in einen Ueberwurf von weißer Seide gehüllt und von edlem Ansehen. An der Narbe der Wunde welche ihm Takumi beigebracht wurde in ihm Kotsuke erkannt. Da ließ sich der Anführer der Verschwornen vor ihm auf die Knie nieder, vollzog die einem Greise von so hohem Range schuldigen Ehrfurchtsbezeigungen und sprach: „Herr, wir sind die Männer Takumi-no-Kami's. Im vorigen Jahre hatten Eure Hoheit Streit mit ihm. Er mußte sterben, und seine Familie gerieth in Elend. Als gute und getreue Vasallen sind wir heute Nacht gekommen um ihn zu rächen. Ihr müßt die Gerechtigkeit unseres Unternehmens anerkennen. Und nun, o Herr, beschwören wir Euch den Harakiri an Euch zu vollziehen. Ich werde die

Ehre haben Euch hiebei als Beiſtand zu dienen*), und Euer Haupt mit der ſchuldigen Ehrfurcht nach dem Grabmale des Herrn Takumi zu übertragen.“ Aber Kotſuke begann zu zittern; er war zu feige um den Tod eines Edelmannes zu ſterben.

Da die Zeit drängte, und jeden Augenblick Hilfe kommen konnte, ſchnitt ihm Kuranoſuke den Kopf mit dem Dolche ab mit dem ſich ſein Gebieter den Leib geöffnet hatte. Bevor die Ronin abzogen löſchten ſie, um eine zufällige Feuersbrunſt zu vermeiden, alle Lichter und Feuer im Palaſte. Sodann legten ſie den Kopf in einen Korb und traten den Rückmarſch an. Der Morgen graute, und bereits hatte ſich die Kunde von dem nächtlichen Ereigniß in Yedo verbreitet. Das Volk ſtrömte herbei und begrüßte mit lauten Zurufen die ſiebenundvierzig Männer die, mit blutigen, zerriſſenen Kleidern, in feierlichem Aufzuge, nach dem Tempel Sengakuji in der Vorſtadt Takanawa gingen. Jeden Augenblick erwarteten ſie der Schwiegervater ihres Opfers würde ſie angreifen laſſen; aber einer der achtzehn großen Fürſten des Reiches, ein Freund und Verwandter Takumi's, hatte ſeine Samurai in Eile geſammelt um

*) Das heißt: um die Todesqual zu verkürzen, werde ich Euch den Kopf abhauen im Augenblicke wo Ihr Euch den Dolch in den Leib ſtoßt, ein Dienſt den in der Regel ein naher Verwandter oder ſein beſter Freund dem Sterbenden leiſtet.

nöthigen Falles die Siebenundvierzig zu schützen. Als sie vor dem Yashke des Fürsten von Sandai vorüberzogen, bat sie sein Haushofmeister einzutreten; und sie wurden mit Reis und Wein bewirthet. Im Tempel wo Takumi ruht angekommen, wuschen sie ihre blutige Trophäe in einem noch heute bestehenden Brunnen und legten sie sodann auf dem Grabe ihres Herrn nieder. Kuranosuke übergab seine ganze Baarschaft dem Priester, sagte daß sie Harakiri machen würden, und bat ihn sie in der Nähe ihres Gebieters zu begraben. Der Bonze brach in Thränen aus. Die Ronin erwarteten die Beschlüsse der Behörden. Vor den obersten Rath beschieden, vernahmen sie ihr Urtheil. Sie hätten die der Stadt und Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, daher müßten sie sterben, als Edelleute durch Harakiri. Sie wurden, in vier Gruppen getheilt, vier Daimio zur Aufsicht überwiesen. In den Häusern der letzteren und in Gegenwart von Regierungskommissären des Shogun, gaben sie sich den Tod. Sie hatten ihr Leben im Vorhinein geopfert, und starben muthig. Ihre Leichen wurden nach Sengakuji gebracht und neben der irdischen Hülle des Herrn Takumi begraben. Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag verehrt und besucht das Volk diesen Ort, verbrennt Weihrauch an den Gräbern und schmückt sie mit grünen Zweigen. Einer der ersten Besucher war der Satsumamann der Kuranosuke mißhan-

delt hatte als jener, ſcheinbar betrunken, in einer Goſſe lag. Er erklärte, er ſei gekommen um dem heiligen Martyrer Abbitte und für ſein eigenes Benehmen Buße zu thun. Bei dieſen Worten zog er ſein Kurzſchwert und öffnete ſich den Leib. Er ward in derſelben Umfriedung begraben.

So lautet die Tragödie von den treuen Ronin, gemeinhin die Siebenundvierzig genannt. In Yedo und, wie man behauptet, in einem großen Theile von Japan iſt die Sage allgemein bekannt; ſie lebt noch heute im Volke fort. Aus ihr hat wahrſcheinlich Herr Mitford die Einzelnheiten ſeiner einfachen und rührenden Erzählung geſchöpft.*) Aber die weſentlichen Thatſachen begründen ſich auf Schriften von unzweifelhafter Echtheit. Im Tempel Sengakuji werden die Waffen und Kleider der Siebenundvierzig als Reliquien aufbewahrt. In ihren vermodernden Gewändern entdeckte Herr Mitford beſchriebene Blätter, darunter eine kurze aber vollſtändige Darlegung des Thatbeſtandes ſowie der die Thäter beſtimmenden Motive. Abſchriften dieſes Memoirs fanden ſich in den Taſchen eines jeden der ſiebenundvierzig Ronin. Es iſt dies übrigens eine hier zu Lande übliche Vorſicht. Wer ſich in ein lebensgefährliches Abenteuer einläßt, trägt zur

*) Tales of old Japan, bereits oben citirt.

Wahrung seiner Ehre eine Schrift bei sich in welcher er seine Beweggründe darlegt. Verschiedene Schriftsteller haben dieser blutigen Episode erwähnt; der junge englische Japanologe hatte, der Erste, das Verdienst sie zu beschreiben und in ihrer ganzen Bedeutung bekannt zu machen. Gegen meine Gewohnheit in diesem Tagebuche Anderes als was ich sah und erlebte zu verzeichnen, gab ich hier einen Auszug aus Herrn Mitforts Erzählung.

Ueber den Gedankenkreis der Nation, über die Sitten des Landes so wie sie vor noch nicht langer Zeit bestanden, so wie sie bei der ungeheuren Mehrheit des Volkes gewiß noch heute bestehen, verbreiten die Geschichte der Siebenundvierzig und die Verehrung deren sie genießen reichliches Licht. „Wir haben", sagen sie in ihrer an die Manen Takumi's gerichteten auf ihren Leichen gefundenen Rechtfertigung, „wir haben dein Brot gegessen." Dies ist ihr Beweggrund. Als treue Diener und als lehenspflichtige Ritter mußten sie den Tod des Herrn rächen. Dann kommt die Rechtfertigung. Sie entlehnen sie einer der Maximen des Konfucius: Du sollst nicht leben unter demselben Himmel noch betreten denselben Boden mit dem Feinde Deines Vaters oder Deines Herrn. „Wie hätten wir, fragen sie, diesen Vers sprechen können ohne zu erröthen?" Die öffentliche Meinung billigt ihr Verhalten.

Das Volk und die Daimio bewundern dieſe an die äußerſte Grenze getriebene Treue. Vor drei Jahren kam ein Mann nach Sengakuji, betete am Grabe des jungen Chikara, ſo hieß der ſechzehnjährige Sohn Kuranoſuke's, und öffnete ſich den Bauch. Da die Wunde nicht tödtlich ſchien, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Ein in ſeiner Taſche gefundenes Blatt Papier beſagte, er ſei Ronin, habe im Klan der Fürſten von Chôſhiu vergeblich Aufnahme geſucht, wolle keinem andern Herrn dienen, und ſei daher gekommen um bei den Gräbern dieſer Tapfern zu ſterben. Dies trug ſich im Jahre 1868 zu. Wie kann man, im Angeſichte ſolcher unbeſtrittener Thatſachen, behaupten daß die geſchichtliche, im Verlaufe von Jahrtauſenden entſtandene Verfaſſung des Landes in Trümmer gefallen ſei? daß die Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen welche ihre Grundlage bilden mit Einem Male erſtorben und erloſchen ſeien, und daß man, wie der Arzt des Molière, „das Alles geändert habe" mit einigen Dekreten auf Reispapier?

Heute waren wir an Ort und Stelle. Von der Geſandtſchaft ſind es nur wenige Schritte. Als wir die Anhöhe hinanſtiegen, kamen wir an dem Brunnen vorüber in welchem Takumi's Kopf gewaſchen wurde. Eine Inſchrift erinnert daran. Weiter oben befindet ſich der Kirchhof der Getreuen, ein kleiner durch ein Gitter abgeſchloſſener, ſehr ſorgfältig behaltener Raum den ſchöne Bäume um-

geben. Dort sieht man achtundvierzig*) kleine längs dem Gitter senkrecht aufgestellte Grabsteine. Vor einem jeden steht eine mit Wasser gefüllte Schale. In ihr wird auch der Weihrauch verbrannt. Bei dem Eingange erhebt sich das etwas reichere Grabmal Takumi's. Grüne Baumzweige welche die häufigen Besucher mitbringen zierten die letzte Ruhestätte der Siebenundvierzig.

In einer Art von Kapelle bewahrt man die Bildsäulen dieser volksthümlichen Helden und ihres Gebieters. Sie sind in voller Rüstung und kämpfend dargestellt. Als farbiges Holzschnitzwerk ausgezeichnet. Einige der Statuen sind sogar wahre Meisterstücke. Sie erinnern an die wunderbar realistischen, gemalten Holzstatuen**) der spanischen Bildhauer des siebenzehnten Jahrhunderts.

(9. September.) Heute Abend Diner bei Sawa. Es ist schon erwähnt worden, daß dieser Staatsmann, seines hohen Postens enthoben, als Philosoph, Gelehrter und Künstler in der Zurückgezogenheit lebt. Sein schöner Yashke ist vier Meilen von der brittischen Gesandtschaft, in der Nähe des europäischen Viertels gelegen.

Die Einladung war für fünf Uhr, und wenig später stiegen wir am Hauptthore des Palastes ab. Wie in allen

*) Im achtundvierzigsten Grab ruht der Satsumamann.

**) Die besten sind in Valladolid und Sevilla zu sehen.

Behauſungen der Großen, iſt der Hof mit Steingerölle beſchottert auf dem es unmöglich iſt geräuſchlos zu gehen und ohne die Aufmerkſamkeit der Wachen auf ſich zu ziehen. Ein kleiner Pfad führt zwiſchen dem Gerölle nach dem Hauptgebäude. Wir betreten es durch ein breites Thor ſchreitend. Unbeweglich wie Statuen ſitzen dort drei oder vier Diener auf ihren Ferſen. Ein großer Schirm hinter ihnen, hemmt den Blick nach innen. Hier empfangen uns zwei Zweiſchwertmänner und führen uns durch verſchiedene Korridore, gleichſam wie durch die Zugänge einer Feſtung, nach demſelben Gemache im Obergeſchoß wo mich Sawa das erſte Mal empfangen hatte. Es iſt auf der Gartenſeite vollkommen offen, der Garten ſelbſt eigentlich nichts als ein von Bäumen umgebener Teich. Man hat da kleine Buchten und Vorgebirge angebracht. Auf einem der letzteren ſteht eine prachtvolle Ceder. Vom Dache des Palaſtes iſt ein gutes Stück Yedo zu überſehen; aber am meiſten überraſcht mich die Anſicht des Yaſhke in Vogelperſpektive. Es iſt ein Labyrinth von verſchiedenen unter ſich durch enge Gaſſen getrennten Gebäuden. Die Verbindung wird durch gedeckte Gänge hergeſtellt deren niedere Dächer ſich zwiſchen den großen Häuſern hinſchlängeln. Dem Auge ſtellt ſich das Ganze wie ein verworrener aus ſchwarzen, ſchweren Blöcken geſchürzter Knoten dar. Mehr oder minder iſt dies landesüblicher Palaſt-

ſtyl. Die Bauart gewährt, wenn nicht volle Sicherheit, ſo doch eine letzte Möglichkeit bei einem plötzlichen Angriffe ſich zu verſtecken oder zu entfliehen. Noch bis ganz kürzlich ereigneten ſich derlei Vorfälle. Vendetta oder politiſche Nebenbuhlerſchaft ſind die gewöhnliche Veranlaſſung.

Sawa führte uns in ein an den Gartenſalon ſtoßendes Zimmer. Ein niedrer Tiſch war hier aufgeſchlagen, und auf ihm lagen in abſichtlicher und geſchmackvoller Unordnung Schälchen mit aufgelöſten Farben, chineſiſche Tuſche und große Papierſtreifen. Eine junge Frau, die Gattin eines Samurai, macht ſich alsbald an das Werk. Ein Blatt Papier wird mittelſt eines ſchweren Blockes von Bergkryſtall auf dem Tiſche befeſtigt. Die junge Frau zeichnet und malt zugleich darauf, mit ſicherer und kühner Hand, Knospen, Blumen, Blätter; dann verbindet ſie die getrennten Glieder, indem ſie mit dem Stengel und den Zweigen endigt. Indem ſie den Pinſel mehr oder minder auf das Papier drückt, und dadurch die Farbe die ſich an ſeiner Spitze befindet mit dem in ſeinem oberen Theile enthaltenen Waſſer mehr oder minder miſcht, wirft ſie mit demſelben Strich zwei, auch drei verſchiedene Töne auf das Papier. Auffallend iſt die Sicherheit und Schnelligkeit mit welcher ſie zugleich zeichnet und malt. Binnen zehn, fünf, drei Minuten iſt die hübſche Skizze begonnen und vollendet. Allerdings ſpielen da Handgriffe eine große

Rolle. Der Künſtler, wenn er dieſen Namen verdient, hat offenbar eine gewiſſe Anzahl Motive auswendig gelernt und reproducirt ſie mechaniſch aber, in Folge fortwährender Uebung, mit merkwürdiger Korrektheit. Dieſe Motive bilden die Beſtandtheile ſeiner Zeichnung. Die Weiſe in der er ſie anbringt hängt von ihm ab. Es iſt eine Art jeu d'esprit, welches aber eine bedeutende techniſche Fertigkeit vorausſetzt. Der Maler ſucht den Zuſeher, während er arbeitet, ſo lange als möglich in Unwiſſenheit über den Gegenſtand des Gemäldes zu laſſen, ſeine Neugierde zu reizen ohne ſie zu befriedigen, ihn auf falſche Fährte zu führen und durch den letzten Pinſelſtrich zu überraſchen. Zum Nachdenken darf dem Zuſeher keine Zeit bleiben; daher die Eilfertigkeit bei der Ausführung beſonders gewürdigt wird.

Die junge Frau löſt der gute alte Sawa ab. Unter fortwährendem Lächeln und Lachen arbeitet er mit großer Schnelligkeit. Die Pinſel deren man ſich bedient ſtehen, an Feinheit und Feſtigkeit der Spitze, den Cheriaut nicht nach. Unſer Gaſtfreund ſenkt den ſeinigen abwechſelnd in die Farbentöpfchen und in ſeinen Mund, und vollendet binnen wenigen Minuten eine ſehr ſchöne Skizze die eine Gruppe von Reitern vorſtellt. Er hat zuerſt einen Pferdekopf gemalt, dann das Antlitz eines Menſchen, dann die Füße der Pferde und ſo fort. Am Ende, mit einem Paar

kühnen Strichen, verbindet er die getrennten Theile. Jetzt erſt iſt der Gegenſtand klar, und zugleich auch das Bild vollendet.

Die Dunkelheit machte dieſem Spiel — ich finde keinen andern Namen — ein Ende. Unſer Wirth führte uns nach dem Gartenſalon zurück. Wir ſetzten uns zu Tiſche und das Diner wurde aufgetragen. An dem Holzgetäfel waren Laternen aufgehangen, im Garten auf verſchiedenen ſorgfältig gewählten Punkten Leuchter in der Art angebracht daß ſie ſich im Teiche ſpiegelten. In derlei Dingen iſt man in Japan Meiſter. Es war eine ſchöne, ſonderbare Dekoration.

Wir ſind ſechs: der Amphitryon, ein Beamter des Miniſteriums des Aeußern, ein Hausfreund, Hr. Adams, Hr. Satow und ich. Sawa's Sohn iſt durch Krankheit verhindert. Das Mahl beſtand aus einer Menge Gerichte welche in kleinen Porzellanſchalen von der Dicke eines Blattes Papier ſervirt wurden: ſchmackhafte Hühnerſuppe, Eierſpeiſen die unſern Gaumen mehr überraſchen als befriedigen, gekochter Fiſch, gebratener Fiſch, geröſteter Fiſch, dann eine Reihe anderer Schüſſeln deren Subſtanz mir ein Räthſel blieb; dazu eine ſtarke, aromatiſche Fiſchſauce. Man iſt zu wohlerzogen um uns zum Eſſen zu nöthigen aber die vorkommenden Bemerkungen der Fremdlinge über dieſe oder jene Speiſe verurſachen dem Hausherrn und

seinen japanischen Gästen sichtliches Vergnügen und werden von ihnen wiederholt und besprochen. Der Wein, Sake, ein fades und berauschendes Getränk, wird in Porzellanfläschchen auf den Tisch gestellt und in kleine Tassen gegossen. Wir sind zwei volle Stunden gesessen; dies ist der Augenblick wo Gäste die zu leben wissen den Reis verlangen, das heißt den Wunsch ausdrücken daß die Tafel aufgehoben werde. Der Reis wird uns auf schönen rothlackirten Theebrettern servirt, zugleich mit verschiedenen Suppen und dem köstlichen Tay, dem schmackhaftesten Fisch der japanischen Gewässer. Es ist der Glanzpunkt des Festes. Auch sprachen die zwei japanischen Gäste ihre Bewunderung aus.

Während des Diners musicirten fünf Blinde in einem Nebenzimmer welches sich der ganzen Breite nach in den Gartensalon öffnet. Einige weiße Papierlaternen werfen ihr sanftes Licht über das kleine Orchester. Die Instrumente ähneln unserer steyerschen Zither und der Geige. Zuweilen begleiten sich die Virtuosen mit einem monotonen aber anmuthigen Gesang. Es ist eine Reihe von Recitativen; gleichsam ein fruchtloses Suchen nach Melodie. Der Flötenspieler zeichnet sich vor allen aus. Später erschien eine weibliche Gestalt. Lautlos glitt sie in das Gemach und ließ sich auf den Fußboden nieder. Obgleich sie uns den Rücken kehrte, erkannten wir in ihr die vor-

nehme Dame. Sie ist, in der That, Sawa's Schwiegertochter und war vermuthlich nicht ohne Widerstreben vermocht worden ihre Kunst vor Fremden zu zeigen. Sie spielte auf einer Laute einem Instrumente welches ich bereits mit unserer Zither verglich, und zwar mit merkwürdiger Kraft und Reinheit des Anschlages. Zugleich dirigirte sie das Orchester. Der alte Sawa gerieth in Entzücken über die Maestria der jungen Frau und brach wiederholt in begeistertes Lob aus. Leider ließ sie uns nur ihr Kunstspiel und nicht ihre Schönheit bewundern; denn als das Stück zu Ende gespielt war, verschwand sie ohne den Speisesaal durch ihre Gegenwart beehrt, ja ohne uns eines Blickes gewürdigt zu haben. Es war aber doch ein reizendes Bild. Da saß die junge Frau in anmuthiger Stellung den vier Blinden gegenüber, in ihrem lichtgrauen Seidenkleid mit dem hochrothen breiten Gürtelbande, den Kopf leicht geneigt über ihre Laute. Wir konnten die sanften Linien einer schwellenden Wange, ein kleines zierlich gezeichnetes Ohr sehen, während ihre weißen Händchen über die Saiten dahin glitten.

Nach Tische wurden wieder Farben und Pinsel gebracht und der Hausherr und die junge Gattin des Samurai vollendeten und vermehrten die vor Tische begonnenen Skizzen. Sie wurden uns zum Geschenke gemacht, und wir theilten die kostbaren Andenken.

Doch es ist halb zehn Uhr, nach hiesigen Begriffen wenigstens Mitternacht. Wir nehmen also Abschied, durchschreiten die Vorzimmer und Gänge, die jetzt durch dicke Kerzen in Bronzeleuchtern erhellt sind, und finden im Hofe Herrn Adams Ponychaise, seinen Orderly, die japanischen Wachen und die Beto der Gesandtschaft.

Ein beträchtlicher Theil der Stadt muß durchfahren werden. Ich sehe Yedo zum ersten Male bei Nacht, denn nächtliche Spaziergänge vermeidet man möglichst. Außer mit besonderer Erlaubniß und wichtiger Ursachen halber, dürfen die Europäer in Tsukiji ihr Viertel nach Sonnenuntergang nicht verlassen. Die Regierung hat diese Anordnung im Interesse der Fremden getroffen. Auch auf der englischen Gesandtschaft bleibt man während der dunklen Stunden zu Hause. Noch im Beginn dieses Jahres wurden, wie bereits erwähnt, zwei Engländer im Dienste der japanischen Regierung hier bei Nacht schwer verwundet und für Lebenszeit verstümmelt. Raubanfälle sind nicht zu besorgen, aber ein paar vom Sake erhitzte Samurai können sich berufen fühlen den ersten Europäer dem sie begegnen niederzuhauen. Wir bewerkstelligen also die Rückfahrt mit der nöthigen Vorsicht. Der englische Feldwebel, hoch zu Roß und selbst ein Riese, reitet unmittelbar hinter dem Wagen. Fünf japanische Ritter bilden die Nachhut. Ein anderer reitet an der Spitze. Von drei zu drei Minuten

wird er von einem seiner Kameraden abgelöst. Diese Edelleute spaßen nicht im Punkte der Ehre. Ein jeder will den Posten einnehmen wo die Gefahr am größten ist, und dieser Platz befindet sich an der Spitze und nicht am Schweif der Karavane; denn greift man uns an, so geschieht es von vorne. Es ist etwas Ritterliches in dieser japanischen Gesellschaft. Zuweilen glaubt man sich in die Kreuzzüge versetzt. Zu beiden Seiten des Wagens laufen Hai, hai! rufend die Beto oder Reitknechte. Sie wie die Männer zu Pferde tragen kugelförmige Laternen von gefärbtem Papier. Die Luft ist lau, der Himmel schwarz, doch funkelt hie und da ein einsamer Stern. Fast alle Häuser sind geschlossen. Vor wenigen noch offenen Thüren brennt eine farbige Laterne deren unsicheres Licht die einzige Straßenbeleuchtung bildet. An den Ausgängen der verschiedenen Stadtviertel sitzen Bewaffnete vor ihren Wachthäusern. Ueberall anders, tiefes Dunkel. Herr Adams fährt tapfer in die Finsterniß hinein, hat das Glück keine der verspäteten Passanten, Männer und Weiber zu Fuß und im Jinrikisha, zu rädern und setzt uns endlich glücklich und ohne Unfall an der Schwelle der Gesandtschaft ab.

(10. September.) Das Wetter ist kühl geworden. Wir benutzen es zu einem Besuche von Hamagoten, wörtlich übersetzt „der Palast am Strande." Das ehemalige Lustschloß der Shogune erhebt sich am Meeresufer, in der

Mitte eines schönen, von hohen Mauern umfangenen Parks. Ein befestigtes Thor gestattet den Zugang. In Japan ist eben die Burg noch nicht zum Palast geworden. Für den Herzog von Edinburg, der hier wohnte, wurde das Schloß in europäischem Style eingerichtet. Es ist nur ein Jahr her; aber damals wehte noch ein andrer Wind. Niemand dachte an Reformen und Nachahmung der Europäer. Man fragte sich noch, ob die weißen Eindringlinge zu dulden oder auszurotten seien. Der Wahlspruch der Revolution von 1868 war Restauration des Mikado und Vertreibung der Fremden. Aber die Klugheit gebot den Sohn der Königin von England mit Artigkeit zu empfangen, und zu seinen Ehren erhielt das Schloß Hamagoten seine plumpen Mahagonimöbel aus Hongkong, seine Glasservice, Silbergeschirre und Tafelaufsätze. Wenn der Minister des Aeußeren die zuweilen von Yokohama nach Yedo kommenden Gesandten bewirthet, so liefert Hamagoten die gastronomischen Geräthschaften und der französische Garkoch in Tsukiji das Diner. Diesem Künstler und dem Besuche des englischen Prinzen verdanken die hohen Würdenträger des Mikado ihre Kenntniß der Mysterien europäischer Kochkunst. In Hamagoten lernten sie Messer und Gabel handhaben und auf einem Stuhle sitzend das Gleichgewicht bewahren. Das Hotel de France und Hamagoten sind die Wiege der Neucivilisation von Jung-Japan.

(11. September.) Diner bei Iwakura. Wir kommen gegen ſieben Uhr vor ſeinem Palaſte im Sotojiro an, fahren — auch eine Neuerung — in den großen Hof, ſchreiten an einer Gruppe von etwa zwölf am Boden kauernden Dienern vorüber und werden von Zweiſchwertmännern nach den Wohngemächern des Miniſters geführt. Ein runder Tiſch und vier Stühle, zu Ehren der fremden Gäſte aufgeſtellt, ſodann die gewöhnliche Konſole auf welche die Beſucher ihre Schwerter legen, bilden das Mobiliar. Das Diner kam aus dem Hotel de France und wurde von eingeborenen Dienern aufgetragen. Ich bewunderte die Geſchicklichkeit mit welcher ſie die Teller und Beſtecke wechſelten: behend, geräuſchlos und voll zärtlicher Sorgfalt, wie barmherzige Schweſtern die einen Verband anlegen.

Diner und Geſpräche verlängerten ſich bis tief in die Nacht. Aber dieſe fünf Stunden vergingen wie eben ſo viele Minuten. Iwakura drückt ſich mit Leichtigkeit, kurz und klar aus. Er war bei ſehr guter Laune und ſagte unter Anderem:

„Mein Zweck iſt gute Verhältniſſe zum Auslande zu unterhalten und große Reformen im Innern zu erzielen.

„Es iſt unwahr daß Japan immer verſchloſſen war. Zwei Urſachen haben die freiwillige Iſolirung des Reiches herbeigeführt: zuerſt die Uſurpation der Shogune welche

ihre Macht durch die Berührung mit dem Auslande zu gefährden glaubten; ſodann die Rebellion der Chriſten.*) Der in ſeine alte Macht wieder eingeſetzte Mikado hat nicht, wie die Shogune, die Neugierde der Fremden zu ſcheuen. Es ſteht ihnen frei ſeine Rechte zu prüfen, denn dieſe ſind unangreifbar, und Niemand wird ſie in Frage ſtellen.

„Der glückliche Erfolg der Revolution von 1868 und die Opferwilligkeit der beiden großen Klane Satſuma und Chiôſhiu erklären ſich durch die allgemeine Verehrung deren der Mikado genießt. Sie beſteht in Aller Herzen. Eine mehrhundertjährige Uſurpation war unvermögend ſie zu vertilgen.“

Von den Reiſen der jungen Japaner nach Europa und Amerika ſprechend, erlaubte ich mir die Bemerkung daß es vielleicht nützlicher wäre unterrichtete und reife Männer dahinzuſenden, ſtatt der jungen Leute denen es an Vorkenntniſſen und Erfahrung gebreche, die daher die europäiſchen Zuſtände nicht aufzufaſſen vermögen, dagegen den Gefahren und Verführungen unſerer Großſtädte um ſo mehr ausgeſetzt ſeien.

Iwakura entgegnete: „Dies ſind die Worte eines

*) Anſpielung auf den Aufſtand der Chriſten von Arima und Shimabara (öſtlich von Nagaſaki 1638). Die Veranlaſſung gab die Grauſamkeit des Gouverneurs.

Weiſen. Aber die jungen Leute greifen neue Ideen auf, bringen ſie nach Hauſe und verbreiten ſie im Lande. Darum ſind ihre Reiſen immerhin von Nutzen."

Dann unter fortwährendem Gelächter, dem eigenthümlichen Gelächter der Japaner, fuhr er fort:

„Wir ſind als Lügner verſchrieen. Lügner waren die Shogune indem ſie ſich für Souveräne ausgaben."

Nicht nur uns hat Iwakura ſeine Reformpläne mitgetheilt. Gegen Alle die ihm nahen ſpricht er ſich hierüber ohne Rückhalt aus. „Ihr fürchtet", ſagt er ihnen, „oder einige von Euch befürchten daß wir zu viel unternehmen, zu viel für unſere Kräfte, und daß, wenn das Werk mißlingt, es den Fremden übel ergehen könnte. Beruhigt Euch. In Europa wählen die Völker ihre Könige; in Japan glaubt Jedermann daß der Kaiſer vom Himmel herabſtieg, und daß die Menſchen ſeine Diener ſind. Daher haben Fürſten und Samurai den Mikado von jeher als ihren Herrn betrachtet dem ſie blinden Gehorſam ſchulden. Dieſe Ueberzeugung iſt die Grundlage unſeres öffentlichen Rechtes. Meine Freunde und ich haben ſeit Langem die Abſchaffung der Daimiate im Sinne geführt; doch ſchien es gefährlich mit Einem Schlage zweihundertſechzig große Herren ihrer Würde zu berauben. Sie waren aber ein fortwährendes Hinderniß für unſere Reformpläne im Innern und wollten von einem näheren Verkehr mit

dem Auslande nichts wiſſen. Daher bin ich, wie Jedermann bekannt, zu den Satſuma und Chiôſhiu gegangen und habe ihre einflußreichſten Männer dazu beredet zur unmittelbaren und gänzlichen Auflöſung der Klane ihre Zuſtimmung zu geben. Die Toſa traten bei. Nun wollen wir zehntauſend Mann Gardetruppen und eine kaiſerliche Armee bilden. Die drei Klane haben bereits ihre Kriegsleute geſchickt. Die anderen werden gezwungen werden dem Beiſpiel zu folgen. Derart haben wir uns in den Stand geſetzt jeden Widerſtand zu brechen.

„Die kaiſerliche Regierung hat Yedo zu ihrem Sitze gewählt und in Yedo ſollen alle Zweige der Staatsverwaltung zuſammenlaufen. Einfuhrzölle und Steuern fließen fortan allein in die Kaſſen der Regierung. Unſer Einkommen beträgt zwölf Millionen Riv. Die in den Häfen erhobenen Zölle ſind unbedeutend. Unſere Aufgabe iſt ſchwierig aber wir werden ſie löſen. Die Shogune mußten lügen, wir können die Wahrheit ſagen.“

Die beiden Söhne Iwakura's ſtudieren in New-York. Dies iſt jetzt die große Mode. Vornehme Leute ſchicken ihre Kinder nach Europa oder nach den Vereinigten Staaten. Die Zurückkehrenden tragen europäiſche Tracht die, nichts für ungut, ihnen ſo wie den armen Soldaten einen affenartigen Anſtrich verleiht. Wir würden eben ſo lächerlich ausſehen, wenn wir uns den Scheitel raſiren ließen, das

kleine Vertikalzöpfchen trügen und im Sommer in landesüblicher Weise einhergingen, das heißt mit Lendengürtel und Fächer als einziger Bekleidung. In den Gassen von Yedo sieht man Leute im Cylinderhut, andere mit elastischen Stiefletten oder im Frack aber ohne Beinkleider. Einige haben die europäische Tracht vollkommen angenommen, nur unsere Kopf- und Fußbekleidung widerstrebt ihrem Geschmack. Sie bleiben also bei der lackirten Papiermütze und den Holzsandalen. Am meisten entstellt sie das auf europäische Art getragene Haar welches von Natur steif und struppig ist. Bis jetzt bilden die Neuerer noch eine sehr kleine Minderzahl. Das Volk macht sich über sie lustig, aber sie haben von sich selbst eine hohe Meinung, und die Regierung gibt ihnen den möglichsten Vorschub. Gewiß, nichts ist löblicher als der Wunsch fortzuschreiten, das eigene Dasein zu verbessern, die Errungenschaften anderer weiter gediehener Nationen sich anzueignen: aber diese edlen Bestrebungen ermangeln der richtigen Leitung, erzeugen eine bedenkliche Verwirrung der Begriffe und führen vielleicht zu einer gewaltigen und blutigen Reaktion.

(12. September.) Besuch bei dem Premier-Minister Sanjo. Sein Yashke gleicht den Palästen Sawa's und Iwakura's. In den Gemächern fallen mir einige pracht-

volle große Schirme von Vieux-Lack auf. Sie sind vor den Thüren aufgestellt, eigentlich vor den Oeffnungen zwischen den verschiebbaren Wänden. Zwei Edelknaben führen uns ein. Alle großen Herren, Kuge und Daimio, lassen sich von Kindern bedienen. Auf ein Zeichen des Gebieters erscheinen die Kleinen, gleiten hurtig und geräuschlos zu seinen Füßen, erhalten seine Befehle und entfernen sich in vollem Laufe. Die Ehrfurcht, die Treue, der Eifer, die Ergebenheit malen sich im Antlitz und den Bewegungen der Pagen.

Sanjo empfing uns in großem Hofkostüme: eine reich gestickte Tunika von schwerem Seidenstoffe mit steifen, sehr weiten Aermeln die wie Flügel aussehen. Er trug den officiellen schwarzen lackirten Papierhut der nur den rasirten Theil des Kopfes bedeckt und nach rückwärts sich aufbiegt. Der Minister ist, wie er mir sagte, einunddreißig Jahre alt. Er gehört einer der ältesten Familien von Kiyôto an und verdankt die hohe Stellung welche er einnimmt seinem Antheil an der Revolution von 1868 indem er sich, einer der Ersten, gegen den Shogun erklärte. So wie Saigo, durch seine Anwesenheit in Yedo, den Klan von Kiushiu in reformfreundlicher Stimmung erhält, so wirkt in ähnlichem Sinne Sanjo durch seine Theilnahme an den Regierungsgeschäften auf den alten Hofadel. Die Bedeutung dieses Herrn liegt weniger in seiner Persön-

lichkeit als in seiner socialen Stellung und in dem alten, erlauchten Namen seiner Familie.

Unsere Unterredung wurde durch die Pagen unterbrochen welche Erfrischungen auftrugen; sie kamen und gingen schwebend und schienen die Matten kaum mit den Fußspitzen zu berühren. Nach dem Imbiß ward das, wenig interessante, Gespräch wieder aufgenommen. Nur ein für die Zustände des Tages bezeichnendes Wort verdient erwähnt zu werden. Sanjo sagte mir: „Geben Sie mir Ihren Rath über die Kunst zu regieren; denn ich nehme einen hohen Posten ein und besitze noch wenig Erfahrung." Eine Artigkeitsphrase die aber nicht ohne Bedeutung ist weil sie der herrschenden Stimmung entspricht. Denselben Gedanken wird mir der Mikado bei meiner Audienz ausdrücken. Ich weiß es weil mir die Ansprache Seiner Majestät bereits mitgetheilt wurde. Man will von den Europäern lernen, und man macht dessen kein Hehl.

(13. September.) Wieder einmal den Tempel von Asakusa besucht. Wir verlassen das Gesandtschaftshotel, steigen nach dem Strande hinab und miethen eines der für Lustfahrten üblichen Boote. Junge Elegants benutzen diese Barken zu ihren nächtlichen Ausflügen, gewöhnlich in Begleitung von Sängerinnen oder anderen Dämchen dieses

Gelichters. Wäre nur die Decke nicht ſo niedrig! Nur kriechend gelangt man in die Kabine; dann muß man auf den Ferſen kauern, was die Geſchmeidigkeit japaniſcher Beine vorausſetzt. Wir Europäer ſtrecken uns der Länge nach auf der reinen Matte aus. Bei Nacht wird eine Laterne am Plafond aufgehängt. Vom Ufer aus betrachtet, ſehen dann die ſchwankenden Boote wie fliegende Leuchtkäfer aus.

Ein friſcher Wind kräuſelt die Waſſerfläche des Golfes. Zu unſerer Linken niedere in das Meer vorſpringende Anhöhen, bedeckt mit üppiger Vegetation, Cedern und Pinien, Feldern und Gartenanlagen. Darunter der prachtvolle Schloßpark von Hamagoten. Von Häuſern keine Spur. Zu unſerer Rechten, im Süden der weite Golf. Hinter uns, gegen Weſten, entweichen die grünen Hügel von Takanawa; oben weht die engliſche Flagge. Weiter ſüdlich ſteigen die gegen die Amerikaner errichteten Baſtionen aus dem Meer, und im Hintergrunde, Grau in Grau, die Anhöhen von Kanagawa. Wolken verhüllen gewöhnlich den Fujiyama; doch haben ſie zuweilen die Gefälligkeit den Krater oder die Seiten des rieſigen Kegels durchſchimmern zu laſſen. Unſer Kurs iſt fortwährend Oſt bis wir, hart am amerikaniſchen Aktienhotel vorüberſegelnd, uns gegen Norden wenden und in die Mündung des großen Stromes von Yedo einlaufen.

Man vergleicht den Sumidagawa mit der Themſe, und wegen der geringen Höhe der Häuſer am Ufer ſieht er ſogar breiter aus. Die Einfahrt gewährt ein heitres und großartiges Schauſpiel. Den Ufern entlang reiht ſich Haus an Haus. Daneben hie und da prachtvolle Bäume. Im Strome ſelbſt, zu beiden Seiten, eine dreizuweilen vierfache Reihe von Schiffen aller Art. Große Djonken mit Waaren und Mundvorräthen beladen, die ungeheuren Rohrſegel von der Süd-Weſt-Briſe gebläht, fahren den Fluß hinan; andere, auf die Ruder angewieſen, treiben ſtromabwärts. Die große Bewegung erinnert in der That an die Themſe; weiter hinauf verliert ſie ſich allmälig. Der Strom ſieht da aus wie ein ſtiller See. Auf den beiden Ufern ſieht man nur Gärten, einige wenige fürſtliche Paläſte und mehrere Theehäuſer. Dazu das tiefe Schweigen ländlicher Einſamkeit. Während wir raſch ſtromaufwärts ſegeln, paſſiren wir unter den vier großen Holzbrücken welche die eigentliche Stadt mit der Vorſtadt Hondjo verbinden und deren eine der letzte Typhon zerſtört hat.

Wir haben in kaum fünf Viertelſtunden ungefähr zehn Meilen zurückgelegt. Jetzt landen wir am rechten Ufer, im nördlichen Theile des Midzi. Einige Stufen führen uns in ein Seitengäßchen, dieſes in eine lange, ſchmale Gaſſe, und letztere, zwiſchen Kaufläden und Theehäuſern, zum Hauptthore des Tempels. Nur mit Mühe

können wir vordringen. Hier werden Votivbilder, Heiligenbilder und Roſenkränze verkauft, daneben aber auch profane Gegenſtände, insbeſondere Photographien; denn dieſe Kunſt, in welcher die Japaner binnen kurzen Meiſter geworden, iſt im ganzen Reich verbreitet und wird in Gegenden geübt welche nie der Fuß eines Europäers betrat.

Wir laſſen uns von der Menge fortſchieben und überſchreiten mit ihr die Schwelle des Großen Portals, gemeinhin das Prinzenthor genannt. Dieſe Prinzen ſind eigentlich Götter, und heißen Niô. Ihre Geſichter ſind rothlackirt, und die Züge ſcheußlich. Gegenüber dem Haupteingange ſteht der der Göttin Kwanon gewidmete Tempel. Herr Beato in Yokohama hat ihn photographirt und mehrere Reiſende haben ihn beſchrieben, aber weder die ſehr ſchönen Photographien Beato's, noch die beſten Schilderungen geben einen Begriff von dem myſtiſchen Zauber dieſes Ortes. Im Heiligthume herrſcht Zwielicht. Goldflimmer kriecht im Halbdunkel am Altar hinan, koſt mit der Göttin, erliſcht allmälig im Hintergrunde. In der Halle ſehn wir rieſige Blumen und bizarre Ornamente, groteske ſchauerliche Götzenbilder. Auf einigen kleben kleine Papierſchnitzel. Gläubige haben ſie gegen die Statue geſpieen. Bleibt das Papier an dem Gotte hängen, ſo iſt die Bitte erhört. Zwei Farbentöne herrſchen in der Halle vor: die rothen und braunen. Die reiche Vergoldung erhöht die Wirkung.

Vor dem Altare der Kwanon drängen ſich Andächtige. Die Kniee ein wenig gebeugt, den Kopf nach vorne geneigt, den ſtieren Blick auf das Heiligthum gerichtet, klatſchen ſie dreimal mit den Händen. Sie verlangen Buddha zu ſehen. Auf den dritten Ruf erſcheint er. In ihren Mienen hat die Erwartung plötzlich der Verehrung, der inneren Sammlung Platz gemacht. Sie ſtürzen auf das Antlitz oder neigen es bis auf den Boden; ſagen ein kurzes Gebet, werfen einige Kupfermünzen in den in Fächer getheilten Almoſenſchrank und ziehen ſich zurück. Andere nehmen ſogleich ihren Platz ein. Man bleibe während einer halben Stunde in der Nähe der Gläubigen, man beobachte den Ausdruck ihrer Phyſionomie, die Inbrunſt ihrer Gebete, und man wird dann ſchwerlich behaupten daß dieſe Leute irreligiös ſeien. Gewiß ihr Glaube iſt Aberglaube, aber ſie glauben, und indem ſie beten, erheben ſie ſich zu Gott. Sie bitten um irdiſche Vortheile, aber das ändert nichts an der Sache. Sie beten, alſo glauben ſie. Im Volke, bei Allen die man beten ſieht, lebt offenbar, wenn auch in dunklem, verworrenem Zuſtande, ein religiöſes Gefühl. Anders mag es ſich mit den höheren Ständen verhalten. Adelige Herren zeigen ſich ſelten im Tempel, vornehme Damen niemals.

Auf die Sammlung folgt die Zerſtreuung. Man hat

ſich zu Gott erhoben, beſſer geſagt, zu den falſchen Göttern, aber man hat ſich erhoben. Jetzt beeilt ſich ein jeder wieder in das Alltagsleben herabzuſteigen. Aus dem Heiligthume der Göttin ſchreitend, eilt man in die Theehäuſer, in die Trinkſtuben wo Sake ausgeſchenkt wird, in andere der Luſt gewidmete Orte, in das Theater oder in das Figurenkabinet. Alle dieſe Anſtalten befinden ſich am Tempelgrunde.

Bei meinem erſten Beſuche in der Aſakuſa wohnte ich einer theatraliſchen Aufführung bei. Eine galante Dame genießt des Schutzes eines kahlköpfigen hinfälligen Greiſes. Ein junger Herr ſteht gleichzeitig in Gunſt bei der Gemahlin und der Geliebten des Greiſes. Die Geliebte iſt eiferſüchtig auf die Dame, die Dame auf ihren Gemahl, der junge Elegant auf den Greis und der Greis auf den jungen Elegant. Der Stoff gehört, wie man ſieht, zu den leichteſten dieſer Art, die Handlung könnte nicht ungebundener ſein; aber der Knoten iſt gut geſchürzt, und die Aufführung trefflich. Ich ſah im Palais Royal eben ſo ſchlüpfrige, nur weniger geiſtreiche Vaudeville; aber wenn in unſern Theatern heut zu Tage Alles geſagt werden darf, ſo geſchieht hier Alles auf der Bühne. Das Publikum gehört den Volksklaſſen an und beſtand hauptſächlich aus Weibern und Mädchen welche die anſtößigen Scenen laut belachten.

Wir sehen uns nun auch die sogenannten Wachsfiguren an. Eigentlich sind diese lebensgroßen Gestalten nicht von Wachs sondern von Holz und Papiermaché gefertigt, mit Seidenstoffen bekleidet und zu hübschen Gruppen vereinigt. Da werden Göttererscheinungen vorgestellt, Kämpfe, wunderbare Rettungen, Anfälle von Räubern, und andere wohlbekannte, in der Volkssage noch fortlebende Ereignisse. Jede solche Gruppe nimmt eine Nische ein; die Dekorationen entsprechen dem Gegenstande. Das Verdienst des Künstlers besteht in dem Bestreben die Natur so getreu als möglich nachzubilden, in einer merkwürdigen Kenntniß des menschlichen Körpers, in einer erstaunlichen Fertigkeit mit geringem Aufwand von Mitteln die Bewegungen der Seele, die Affekte und Leidenschaften, Zorn, Schreck, Ungeduld, sinnliche Liebe in realistischer Weise darzustellen. Auch hier tritt die Neigung zur Karrikatur hervor. Der Künstler beabsichtigt das Gemüth des Betrachtenden zu erschüttern, weit mehr als ihn zu unterhalten. Aber unwillkürlich überträgt er den ihm angebornen Humor, Humor im englischen Sinne des Wortes, seinen humour, auch auf das tragische Gebiet; gleichsam als wollte er sagen: Nehmt Euch die Sache nicht zu Herzen. Ihr braucht nicht Alles zu glauben was ich Euch erzähle.

Um den sehr bewegten Golf möglichst zu vermeiden, nehmen wir auf der Heimkehr den Weg durch die innern

Kanäle deren Netz sich über die ganze Stadt verbreitet. Unsere Schiffsleute lassen ihre Ruder wacker spielen; wir liegen auf der Matte; die Fenster der Kabine sind geöffnet, und rasch entfliehen die Ufer.

Schon steht die Sonne tief. Ein mattes gelbliches Licht übergießt die Dächer der Häuser, senkt sich in die Gassen, flimmert über der leicht bewegten, bald schmalen, bald breiten Wasserfläche der Kanäle. Zwischen endlosen Häuserreihen gleiten wir dahin, an elenden Hütten vorüber — viele hat der letzte Typhon*) umgeworfen —, an gewaltigen Daimiopaläſten, deren schwarzen Unterbau der Kanal badet, deren weiße Obermauern das schwerfällige Dach zu erdrücken scheint. In diesen äußeren Gebäuden wohnen, wie bereits erwähnt, die Ritter und Diener des Fürsten. Die Fenster sind viereckige, breite und niedere, mit schwarzen Holzgittern versehene Oeffnungen. Bei Tage vermag das Auge nicht in das dunkle Innere zu dringen. Aber Nachts, wenn die dicken rauchenden Kerzen angezündet sind, sieht man da Scenen die eines Hobbema oder Meissonnier würdig wären. Das Hauptthor dieser Burgen ist in einer Mauervertiefung angebracht. Die beiden Thürflügel sind aus schwerem, hartem Holz gezimmert und mit

*) Der von mir in Hata erlebte Typhon vom 24. August verwüstete mehrere Stadtviertel Yedo's und verwandelte ganze Gassen in Trümmerhaufen.

Eisen- oder Erzplatten und vielen Nägeln beschlagen und durch ein kleines Dach von Ziegeln oder Schiefersteinen überragt. Aehnliche kleine Schutzdächer springen im rechten Winkel gegen die Mauer nach innen vor um die Thorflügel, wenn sie offen stehen, gegen den Regen zu schützen. Die einförmigen weißen Gebäude haben ein kasernenartiges Ansehen, aber das große Portal mit den schönen massiven Metallbeschlägen und dem fein gemeißelten Wappen verleiht ihnen einen palastähnlichen Anstrich. Das Ganze entspricht der geselligen und politischen Stellung des Daimio, das heißt eines großen Feudalherrn, den die Umstände in einen Höfling verwandelt haben und der für alle Fälle seine Vorsichtsmaßregeln trifft.*)

Wir haben nun ein minder aristokratisches, aber belebteres Stadtviertel, den vom Handelsstande bewohnten Theil des Sotojiro, erreicht. Allenthalben Bürgerhäuser mit gegen den Kanal gerichteter Rückseite: ihre Fassade mit den Kaufläden wenden sie der Gasse zu. Auf den Quais, längs denen wir hinfahren, in den sich auf die Kanäle öffnenden Querstraßen, herrscht große Bewegung, aber nirgend ein eigentliches Gedränge. Da sieht man in ununterbrochener Reihe Jinrikisha, Kangho welche Kuli unter dem

*) Es wurde bereits erwähnt daß die dem Shogun lehenpflichtigen Daimio sechs Monate des Jahres in Yedo wohnen mußten.

fortwährenden Geschrei Hai im Eilschritte tragen; Frauen und Mädchen, auf ihren stelzenartigen Holzsandalen, immer ein wenig vorgeneigt einherwandelnd; glattköpfige Bonzen im weiten Talar von violettem oder gelbem Krep; viele europäisch uniformirte Soldaten der neuen kaiserlichen Armee; Samurai die, mit ihren zwei Schwertern im Gürtel, sich keck auf den Hüften wiegen, wohl wissend, daß ihnen Jedermann Platz macht.

Die Luft ist lau und fieberhaft bewegt. Sanft gewiegt, lassen wir uns vorwärtstragen; fast zwei Stunden plätschern die Ruder in beschleunigtem Takte, und noch haben wir Takanawa nicht erreicht. Die Sonne ist dem Untergang nahe und verschwindet jetzt hinter einem schwarzen, goldgeränderten Wolkenstreifen. Vor uns rollt sich der Kanal auf wie ein breites perlfarbiges Band von Moire antique. Die schwarzen Silhouetten andrer Barken mit den, am Hintertheil stehenden, Gondolieren fliehen vor uns einher wie Schatten. Zu unserer Linken senkt sich ein durchsichtiger, schwärzlicher Spitzenschleier herab. Schwacher Purpurschein flimmert im Dunkel. Zu unserer Rechten verschwimmen Häuser uud Bäume, unter dem magischen Dämmerlichte dieses Himmelsstriches, in einem Glanzmeere von unbeschreiblichen Tönen.

Mittlerweile sind die Boote verschwunden. Einsamkeit herrscht über dem Wasser. Auf den unzähligen Brücken

sehen wir noch einige verspätete Fußgänger. Sie verdoppeln den Schritt; sie scheinen Eile zu haben; sie wollen vor Einbruch der Nacht ihren sichern Herd erreichen. In den gegen die Kanäle geöffneten Gassen werden die Papierlaternen über den Hausthüren angezündet. Die Gehwege und die Quais haben sich geleert. Wir sind allein. Endlich kommen die Gartenmauern von Hamagoten und gleich darauf der Golf in Sicht. Vom Südwest gepeitscht, läßt er die kleine Barke weiblich tanzen; aber sie hält sich tapfer. Von Krik zu Krik, von Vorgebirge zu Vorgebirge rudernd, erreichen wir endlich den Landungsplatz und, eine Viertelstunde später, den brittischen Gesandtschaftspalast.

(14. September.) Es regnet in Strömen. Also der Herbst im Anzug. Eine schlimme Zeit für die Bewohner japanischer Häuser. Die Feuchtigkeit dringt ein und beschädigt die Papierwände. Diese halten den Wind nicht mehr ab, und in den kalten Zimmern fühlt man sich unheimlich. Im Sommer gewähren diese Bauten keinen Schutz gegen Hitze, im Winter keinen gegen Kälte. Aber während des kurzen Frühlings und im Spätherbste, wenn die ersten Regen vorüber sind, gibt es keine angenehmere Behausung.

Ich habe mich heute in verschiedenen Buchhandlungen

umhergetrieben. In den letzten Jahren iſt der Preis der Bücher von japaniſchen Schriftſtellern bedeutend gefallen. Man kauft nur mehr Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen oder Deutſchen; meiſt Encyklopädien. Ich zahlte für eine illuſtrirte Beſchreibung der Stadt Kiyôto in elf Bänden vier Bu, etwas mehr als fünf Franken. Noch im vorigen Jahre koſtete dies Buch ſechs Rio oder achtnnddreißig Franken.

(15. September.) Wir haben heute ſchönes Wetter und benutzen es zu einer Luſtpartie bei Yaozen. Yaozen iſt der Eigenthümer des berühmteſten Theehauſes in Yedo, und ſein Etabliſſement liegt unweit der Aſakuſa. Die Entfernung von der Geſandtſchaft beträgt alſo elf oder zwölf Meilen.

Die Wirthin führt die drei Europäer in ein ſchönes Gemach des Obergeſchoſſes und fordert ſie, in allen Ehren, auf, ihre Toilette nach Belieben zu vereinfachen. Der Japaner macht es ſich bei Tiſche bequem. Nur der Gürtel gilt für unentbehrlich; die übrigen Kleidungsſtücke ſind mehr oder minder Luxusſache, man entledigt ſich ihrer, je nach Jahreszeit oder Wetter. Der Genius der Nation erheiſcht möglichſte Einfachheit. Man liebt zwar zu ſpielen, und umgibt ſich daher mit Spielzeug, mit tauſenderlei nutz-

losen Kleinigkeiten; aber man bedarf ihrer nicht und verſagt ſie ſich wenn es ſein muß ohne Leidweſen. Das Nöthige fehlt ſelten, denn in guten wie in böſen Zeiten iſt Jedermann an die möglichſte Einſchränkung gewöhnt.

Das Diner läßt nichts zu wünſchen übrig: mehrere Gerichte von Fiſchen, theils roh in Scheiben geſchnitten, theils gekocht oder gebraten, eine köſtliche Fiſchſuppe, verſchiedene Konfitüren und zum Schluß aus einer, mir unbekannten, Wurzel bereitete Macaroni, Alles in Porzellanſchalen vor jedem Gaſte auf einem lackirten niederen Tiſchchen aufgetragen. Vier junge Mädchen laſſen ſich neben uns auf der feinen Matte nieder. Sie ſind in reiche Seidenſtoffe gekleidet und ſingen oder ſpielen auf der Laute. In den Zwiſchenakten des Koncerts wird geſchwätzt und, beſonders, viel gelacht, Alles in Ehren. Dieſe jungen Mädchen, ſagt man mir, benehmen ſich immer ſehr anſtändig wenn man ihnen nicht zu viel Sake vorſetzt und ſündigen auch dann nur durch eine etwas zu laute, mit der kurzen Wirkung des Weines raſch vorübergehende Heiterkeit. Arme Weſen! Blumenknospen am Rande eines Düngerhaufens! Zwei andre Mädchen tanzen. Ihre Aufgabe ſcheint durch Gebehrden und Stellungen die Worte der Sängerinnen zu verſinnlichen. Der Tanz begleitet gewiſſermaßen die Muſik und vervollſtändigt den Geſang. Es wurden natürlich Liebesſcenen vorgeſtellt. Ein junger

Mann ſchleicht zu ſeiner Schönen. Das Geheimnißvolle der Zuſammenkunft und den Widerſtand gegen das Flehen ihres Geliebten drückt die Tänzerin aus indem ſie ſich zurückneigt und Antlitz und Oberleib hinter ihrem großen Fächer verbirgt. Am Ende wird der Jüngling erhört. Dann ahmt das Mädchen die Bewegungen des ſcheidenden Samurai nach der ſeine beiden Schwerter in den Gürtel ſteckt und den Hut aufſetzt. Ihr Glück beſchreibt die Schöne indem ſie die Anzahl der Rendezvous auf den Fingern abzählt. Die Tänzerin konnte kaum vierzehn Jahre alt ſein, war aber bereits vollſtändig gereift. Sie hatte ſehr ſchöne Augen, ein zartes Ausſehen und, ſoweit dies der mongoliſche Typus geſtattet, regelmäßige Züge. Dazu ein ſanfter, melancholiſcher Ausdruck, und ein äußerſt ſittſames Benehmen. Die Stellungen, obgleich nicht ganz frei von der Verzerrung welche uns in japaniſchen Kunſtwerken zuweilen unangenehm berührt, waren von unbeſchreiblicher Anmuth. Ihr Anzug beſtand aus einem eng anſchließenden Kleide von blaugrauer Seide und einem breiten Scharlachgürtel. Sie und ihre Gefährtinnen zogen ſich während des Abends mehrmal zurück und erſchienen immer wieder in neuen Toiletten.

Keinen Augenblick geräth das Geſpräch in Stockung. Den Hauptantheil nahm die erſte Sängerin. Sie war etwas älter als die anderen, ſehr hübſch und entſchieden

elegant. Dabei das ungezwungene Benehmen der vornehmen Welt! Wir erfuhren durch sie das große Ereigniß des Tages. Ein Schauspieler hat eine in diesem Stadtviertel lebende verheirathete Frau entführt. Das Pärchen wurde verhaftet und eingesperrt. Nun weiß man was Gefangenschaft in Japan bedeutet. Meistens den Tod, immer das äußerste Elend. Zwar läßt die Regierung in diesem Augenblicke das englische Pönitentiarsystem in Hongkong studieren, aber bis jetzt sind ihre Gefängnisse scheußliche Höhlen wo die Sträflinge dem Hunger, der Kälte oder den Krankheiten erliegen.*) Ein Gefangener ist also mit Recht der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns. Auch unsere Sängerinnen beklagten das Loos des Schauspielers; aber, und dies ist das Bezeichnende für ihren Ideenkreis, sie billigten die Bestrafung der Frau; „denn", sagten sie, „wenn eine Dame einem Herrn sagt daß sie ihn liebt, was kann der Aermste thun, als sich ihrem Wunsche fügen? Anders handeln wäre ungalant, gemein und feige." Eine eigenthümliche Moral.

Noch ein anderer Zug, als charakteristisch für die Bewegung welche jetzt die Jugend der höhern Stände ergriffen hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Der unermüd-

*) Seither wurden im großen Bagno zu Yedo bedeutende Verbesserungen eingeführt.

liche Satow ſchrieb den Text der Geſänge die wir hörten in ſein Taſchenbuch. „Warum", heißt es in einem derſelben, „kann ich nicht mit dem Telegraphen reiſen? Denn wie langſam kriecht der Jinrikiſcha! Er ſchleppt mich mühſelig einher; er verletzt meine Glieder, und wenn er fällt, ſo erſchlägt er mich." Ein Echo aus Jung-Japan: Fortſchritt, Nachäffung Europa's, Verachtung der heimatlichen Zuſtände.

Am Heimwege kamen wir nahe an dem Hauſe vorüber welches der Häuptling der Eta bewohnt. Es ſteht unweit der Aſakuſa am jenſeitigen Ufer des Sumidagawa und ſieht, im Widerſpruche mit der geſellſchaftlichen Stellung des Beſitzers, nett und freundlich aus. Unmöglich die Schwelle zu überſchreiten. Wir wären verunreinigt für das Leben. Unſere Beto hätten uns auf der Stelle verlaſſen. Die Eta ſind die japaniſchen Paria. Sie leben unter einander, verdingen ſich als Todtengräber und verrichten die für unehrlich geltenden Dienſte.

(16. September.) Meine für heute feſtgeſetzte Audienz beim Mikado hat Herrn Satow und Iwakura viele Mühe verurſacht. Die Anrede welche der Kaiſer an mich richten würde wurde mir mitgetheilt, und ich mußte meine Antwort ſchriftlich liefern. Auch ein Plan des Pavillon

in welchem die Audienz ſtattfinden ſollte wurde mir geſchickt; darauf waren der Thron und die Plätze der Anweſenden verzeichnet. Im Uebrigen wurde ausgemacht daß ich mit derſelben Feierlichkeit empfangen werden ſollte wie Herr Sewart, ehemaliger Miniſter des Aeußern der Vereinigten Staaten.

Dieſen Morgen wurden wir von einem Kammerherrn in einem in Hongkong gebauten Phaeton abgeholt, ich vermuthe dem einzigen Fuhrwerke welches der Kaiſer beſitzt, denn an ſeinem Hofe bedient man ſich keiner Wagen, und der Mikado geht nie aus.*)

Am Mittag verließen wir, Herr Adams, Herr Satow und ich, das Geſandtſchaftshotel. Die engliſchen Ordonnanzen und einige zwanzig japaniſche Reiter umgaben den Wagen. Die Beto liefen zu Fuße neben her. Wir hatten ungefähr vier Meilen zurückzulegen. Auf der ganzen Strecke waren die Querſtraßen durch Seile abgeſperrt, und Schildwachen in kurzen Zwiſchenräumen aufgeſtellt. Das Militär präſentirte das Gewehr; eine ungeheure Volksmenge, zugleich neugierig und gleichgültig, drängte ſich hinter den Seilen.

Am Thore der erſten Ringmauer fanden wir die Truppen unter den Waffen. Ebenſo am Eingange der

*) Dies iſt im vorigen Jahre anders geworden (1873).

zweiten, und an den Zugängen des Schlosses. Die Soldaten waren mit europäischen Waffen versehen und theilweise europäisch gekleidet; sie sahen, obgleich offenbar noch nicht an die neue Tracht gewöhnt, im Ganzen ziemlich gut aus. Dagegen boten die Yakunin und andere Reiter aus dem Militär- und Civilstande mit ihren landesüblichen Waffen und Anzügen einen malerischen und wahrhaft prachtvollen Anblick. Als wir über die letzte Brücke gefahren, stiegen wir am jenseitigen Ufer des großen Schloßgrabens aus, und wurden in den Privatgarten des Mikado geführt. Bekanntlich ist hier der Zutritt, sehr seltene Gelegenheiten ausgenommen, dem Sterblichen versagt.

Dieser Garten oder Park bildet zwischen dem Schloß und dem es umgebenden Graben einen schmalen Ring. Aber weder Schloß noch Graben sind sichtbar. Sie verschwinden hinter einem doppelten Vorhange von Bambus und prachtvollen, von Taiko-Sama gepflanzten Bäumen. Da sieht man gewaltige Koniferen mit rothen Stämmen und krampfhaft gekrümmten Aesten; dazwischen die feinen sternförmigen Blätter des Ahorn, immergrüne Eichen, Kryptomerien, Lorbeer und Obstbäume, letztere wegen ihrer Blüthen hochgeschätzt. Andere Blumen sah ich in diesem Feengarten nicht. Nur Ein Pfad schlängelt sich auf dem weichen, grünen Rasen dahin. Er führt an Wald und Felsen, an Kiosken und Sennhütten vorüber. Die japa-

niſche Gartenkunſt feiert hier ihre höchſten Triumphe. Nachdem wir an fünf Minuten gegangen waren, kamen uns die Großwürdenträger entgegen: der Miniſter-Präſident Sanjo, Iwakura, die drei Geheimräthe Kido, Okuma, Itagaki, welche zugleich die Abgeordneten der Klane von Chôſhiu, Hizen und Toſa ſind und die, mit dem jetzt abweſenden Verordneten der Satſuma, Saigo, als die Haupturheber der Revolution von 1868 betrachtet werden.

So befanden wir uns den Männern gegenüber welche, je nach dem Standpunkte des Beurtheilenden, die Neubegründer Japans ſein werden oder ſeine Zerſtörer. Von Iwakura uud Sanjo habe ich bereits geſprochen. Beide ſcheinen was ſie ſind, große Herren. Okuma, noch am Vorabende der Revolution ein armer Student in Nagaſaki, iſt, mit Kido, einer der wichtigſten Männer des Tages geworden. Dieſe beiden und ihre Genoſſen waren, ehe ſie ſo hoch ſtiegen, einfache Samurai oder Kôto, und die neue Größe hat ihre Manieren noch nicht geſchliffen. Aber aus ihren Geſichtszügen ſprechen Verſtand und Verwegenheit, ich möchte beinahe ſagen die ruhige Tollkühnheit des Spielers der, ſich im Glücke fühlend, ſein Alles auf Einen Wurf geſetzt hat. Ihre Nägel ſind nicht gepflegt, ihre Bewegungen etwas holperig und ungeſchlacht. Die natürliche ungezwungene Anmuth des Japaners von Rang fehlt ihnen. Darum ſind ſie aber doch die Herren der Lage.

Von ihnen hängt, zum großen Theile, der Ausgang des Kampfes ab, des dermalen noch nicht offen ausgebrochenen Kampfes zwischen denen welche die Reform ausnutzen und denen die sie bezahlen. Ich werde hierauf an einem andern Orte zurückkommen. Für jetzt genüge die Bemerkung daß die vier Klandeputirten, deren drei mir gegenüber sitzen, ihre Klane beredet haben die Waffen zu ergreifen und bis heute das Werk der Reform zu unterstützen, welche Reform nichts Anderes ist als der Umsturz alles Bestehenden in Japan.

Nach einem kurzen Gespräche wurde gemeldet daß der Mikado bereit sei uns zu empfangen. Wir setzten uns also wieder in Bewegung, diesmal von all diesen Würdenträgern im Hofkleide begleitet, und langten alsbald vor dem „Pavillon beim Wasserfalle" an. Obgleich sehr gespannt die Majestät zu sehen warf ich doch einen Blick auf die Gegend. Ein reizendes, poetisches Landschaftsbild. Der Pavillon steht am Rande einer kreisrunden, kleinen Ebene welche niedere Hügel und gigantische Bäume einschließen. Gegenüber thürmen sich Granitblöcke zu einem steilen Felsen auf. Ein wasserreicher Gießbach stürzt von seinem Scheitel herab. Daher der Name des Kiosk.

Wir betreten ihn, und siehe, vor uns ist der Sohn der Götter! Das Gemach kann höchstens vierundzwanzig Fuß lang und sechszehn bis achtzehn breit sein; den Boden

bedeckt eine überaus feine Matte. Kein Möbel außer ein zwei Fuß hohes Piedestal auf welchem der Mikado Platz nimmt. Als wir eintraten war das Zimmer dunkel; aber jetzt dringt ein gefälliger Sonnenstrahl durch eine Ritze der Jalousien oder der Papierwände und wirft sein helles Licht gerade auf den Kaiser. Bei den, sehr seltenen, Audienzen die immer im Schlosse stattfinden, verhüllt ein halb gesenkter Vorhang das Antlitz des Souverains. Hier gab es keinen Vorhang. Der Mikado saß wie gesagt auf dem Piedestal und zwar mit gekreuzten Beinen auf seinen Fersen; die Arme ruhten in seinem Schooße; die Hände waren gegen einander gestemmt. Genau die Stellung des Gottes Buddha.

Er ist zwanzig Jahre alt, sieht aber älter aus. Sein Privatname ist Mutsuhito. Niemand konnte mir ihn nennen außer Hr. Satow. Das Publikum bezeichnet den Herrscher immer mit dem allgemeinen Ausdrucke Mikado. Erst nach seinem Tode wird ihm der Name ertheilt den er in der Geschichte fortan tragen soll. Mutsuhito ist echter Japane: breite etwas platte Nase, gelbliche Hautfarbe, lebhafte und glänzende Augen unerachtet des durch die Etiquette vorgeschriebenen, starren Blickes. Mir schien als hätte ich den hohen Herrn hundertmal in Yedo begegnet. So sehr gleicht er seinen Unterthanen. Der Anzug äußerst einfach: ein dunkelblauer, fast schwarzer Leibrock und scharlachrothe

Pumphosen. Die Haare nach Landessitte gekämmt; am rechten Ohre senkrecht aufsteigend ein dritthalb Fuß langer Bambuszweig der bei der geringsten Bewegung des Hauptes in heftige Schwingungen geräth. Er ist das Zeichen der souverainen Macht. Weder der Mikado noch seine Minister trugen Schmuck. Außer wenn er das Wort an uns richtete, blieb Mutsuhito unbeweglich wie eine Statue.

Hinter dem Gebieter trug ein Würdenträger das Reichsschwert, nicht gezückt sondern in der Scheide. Wehe dem der es nackt erblickte. Er wäre ein Mann des Todes. Zur Rechten des Thrones hatten sich gegen die Wand gelehnt Sanjo und die drei Räthe; zur Linken Iwakura. Hr. Adams und ich, in Begleitung des Hrn. Satow und des Hofdollmetschers, standen in der Mitte des Gemaches, gegenüber dem Kaiser, in der Entfernung einiger Schritte. Während der ersten Minuten herrschte tiefes Stillschweigen in dem kleinen Pavillon der in diesem Augenblicke den Beherrscher und die Lenker eines großen Reiches in sich schloß. Nur das Summen der Fliegen und der Gesang der Cikaden unterbrachen das feierliche Schweigen.

Hr. Adams wurde von Iwakura ersucht zur Vorstellung zu schreiten und führte mich demgemäß, in Abwesenheit des österreichischen Vertreters, bei Seiner Majestät ein. Der Mikado entgegnete einige verbindliche Worte und be-

grüßte mich sodann. Ich antwortete in kurzer Rede worauf der Monarch noch einmal das Wort ergriff.

„Ich höre", sagte er, „daß Sie während langer Zeit in Ihrem Vaterlande wichtige Posten einnahmen und in großen Staaten als Botschafter fungirt haben. Ich kann mir von Ihrem Wirkungskreise keine genaue Vorstellung machen; aber wenn Sie in den Früchten Ihrer Erfahrung etwas finden was mir zu kennen nützlich wäre, so theilen Sie es ohne Rückhalt meinen ersten Räthen mit."

Der Etiquette gemäß, sprach der Kaiser nicht; er murmelte zwischen den Zähnen unartikulirte und unfaßbare Töne. Sanjo wiederholte sie mit lauter Stimme, und der Hofdollmetsch übersetzte sie in das Englische. Unsere Antworten wurden durch Hrn. Satow in die japanische Sprache übertragen. Wenn der Kaiser sprach wendete er sich gegen uns, sah uns fest in die Augen, und ein gnädiges Lächeln, ein Ausdruck des Wohlwollens belebten plötzlich und vorübergehend seine Züge. Dann nahmen sie alsbald wieder den vorgeschriebenen Hofausdruck an, sie wurden ernst und nichtssagend.

Als wir uns zurückzogen, heftete der Kaiser den Blick auf uns, verharrte aber in seiner Unbeweglichkeit. Auch beim Eintritte hatte er uns nicht gegrüßt. Die Minister begleiteten uns nun durch den Garten. Wir kamen an einer kleinen Landwirthschaft vorüber; sie soll dem Sou-

verain zeigen wie seine Unterthanen die Erde bebauen. Auch wurde mir gestattet nach dem Rande des großen Schloßgrabens empor zu klettern und von dort einer prächtigen Aussicht über einen Theil von Yedo zu genießen. Hierauf wurde in einem der Pavillons das Frühstück aufgetragen. Wir bewunderten die Symmetrie und die edle Einfachheit mit der der Tisch gedeckt war.

Ehe wir uns erhoben, bat mich Sanjo, den Befehlen seines Gebieters gemäß, ihm meine Ideen über Japan mitzutheilen. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß der hiesigen Zustände, rühmte die reformatorischen Bestrebungen der Minister mit einigen nüchternen Worten, und erlaubte mir zum Schluß den Rath nicht allzu rasch voranzugehen. „Die Minister", sagte ich, „werden den Sitten und Ideen des Landes Rechnung tragen; sie werden begreifen, daß Manches was in Europa angeht nicht für Japan paßt; sie werden plötzliche Umwälzungen vermeiden und mit Vorsicht zu Werke gehen."

So endigte meine Audienz. Die Würdenträger begleiteten uns bis zum Wagen, und um drei Uhr erreichten wir die Gesandtschaft.

Abends schickte uns der Mikado Konfitüren und Zuckerwerk; die Schachteln waren der alten Hofsitte gemäß von unlackirtem Holz.

Dieser Besuch im kaiserlichen Schlosse wird mir un-

vergeßlich bleiben: der Zaubergarten mit seinen geheimnißvollen Kiosken, die Würdenträger im Flügelkleid aus Goldbrokat, der Potentat der sich als Götze zeigt und als ein Gott fühlt! Dagegen erblassen die Wunder der Tausend und Einen Nacht.

(17. September.) Heute Morgens begegnete ich einem der vier Räthe die ich gestern im Schlosse kennen gelernt, und wir sprachen von den politischen Zuständen. „Die Leiter der Bewegung", sagte er, „sind des Erfolges vollkommen sicher. Sie sagen und glauben es, und ich theile ihre Ansicht. Wir fürchten keinen ernsten Widerstand. In drei Jahren wird das Werk vollbracht sein (gerade so spricht Iwakura). Vielleicht können wir nicht ganz auf den Süden zählen, noch auf die Satsuma auf der Insel Kiushiu. Dort dürfte es Gegner geben. Aber wir werden mit ihnen leicht fertig werden. Ein Hauptpunkt unsrer Pläne ist, die Vereinigung mehrerer kleinen Klane in einen einzigen, und die Zerlegung allzu großer und daher allzu mächtiger Klane."

Wem fällt da nicht die Aehnlichkeit auf mit den in Europa gang und gäben Mitteln? Provinzen werden in Departements aufgelöst, die Wahldistrikte je nach dem Bedürfnisse der herrschenden Tagesminister umgeändert. In

Japan ſteht den Klanen, den hiſtoriſchen Elementen der Nation, ein ähnliches Loos bevor.

„Bereits“, fuhr der Mann fort, „haben wir die Daimiate, die fürſtlichen Lehensherrſchaften, aufgehoben. Noch bleibt uns die ſchwierige Frage der Samurai zu löſen. (Die Samurai oder Edelleute der Klans dienen ihrem Daimio und leben hauptſächlich wenn nicht ausſchließlich von den Reis-Rationen die er ihnen zu geben verpflichtet iſt.) Unſer Plan iſt, ihnen ein Drittel ihres Einkommens zu nehmen und die andern zwei Drittel während zehn Jahren als Penſion zu bezahlen. Das dritte Drittel welches man ihnen entzieht wird, mit den Zinſen als öffentlicher Fond umgeſtaltet, zur Amortiſirung der Penſion verwandt werden.*)

„Alle Daimio müſſen fortan ſich mit ihren Familien in Yedo niederlaſſen. Doch ſoll ihnen geſtattet ſein ihre Güter oder das Ausland von Zeit zu Zeit zu beſuchen.

„Unſere Reformen entſprechen dem Volkswillen. Häufig erhalten wir Petitionen die gerade das von uns verlangen was wir eben im Begriffe ſind zu thun.“

Mit dieſen Petitionen hat es folgende Bewandtniß.

---

*) Dieſe Finanzoperation wurde in der That ſehr vereinfacht. Die Regierung zog die Vermögen der Daimio ein und gibt den Samurai gar nichts. Daher, nach den neueſten Nachrichten (Auguſt 1873) die vielen partiellen Aufſtände.

Die Leiter der Bewegung in Yedo schicken das Losungswort an die mit ihnen einverstandenen Leiter der Klane. In dieser Weise kommen die Petitionen zu Stande, welche sie für den freien Ausdruck der Gesinnungen jener Klane ausgeben und für ihre weiteren Zwecke benutzen. Welche Analogie mit dem Verfahren unserer Radikalen deren Zeitungsartikel immer der Ausdruck der öffentlichen Meinung sind! Ich frage mich ob dieses Zusammentreffen ein zufälliges ist. Wahrscheinlich bringen ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervor. Vielleicht fehlt es auch nicht ganz an Einmischung ausländischer Rathgeber. Doch bin ich überzeugt daß die fremde Diplomatie sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten enthält. Es kann ihr nicht entgehen daß, wenn das Reformwerk mißlingt, ein für die Europäer höchst gefahrvoller Rückschlag zu befürchten ist.

Wie dem auch sei, europäische und amerikanische Einflüsse sind unverkennbar; hiezu tritt die Wirkung der ersten Reisefrüchte der japanischen Studenten. Noch größer wird sie sein, sind erst alle die jungen Solone aus Europa und Amerika zurückgekehrt.

Heute Abends speist Kido auf der Gesandtschaft. Wie bereits erwähnt, ist er der leitende Mann im Klan von Chôshiu, einer der Führer während der Revolution von 1868 und der Verfasser der Petition mit welcher die

Daimio ihre Mediatisirung verlangten. Er war sehr gesprächig und schien an dem Gelingen der Reform nicht zu zweifeln. Auch er ist überzeugt daß drei Jahre hinreichen werden um Alles umzuwerfen und wieder neu aufzubauen: erworbene Rechte, tausendjährige Sitten, ererbte Ueberzeugungen.

Das brittische Gesandtschaftspersonal besteht dermalen aus Hrn. F. O. Adams, Geschäftsträger, dem Stellvertreter des zweiten Sekretärs, Hrn. Dohmen, Hrn. E. Satow, erstem Dollmetsch oder japanese secretary of Legation, der, obgleich kaum dreißigJahre alt, für einen der ausgezeichnetsten Japanologen gilt, endlich aus vier „Studenten" oder Eleven für den Dollmetsch- und Konsulardienst. Letztere bewohnen niedliche Cottages innerhalb der Ringmauer der Gesandtschaft, beziehen während ihrer Studien jährlich zweihundert Pfund Sterling und helfen an Posttagen in der Kanzlei aus. Sie übernehmen die Verpflichtung ausschließlich in Japan zu dienen. Dies System erweist sich als sehr praktisch. Die jungen Männer machen rasche Fortschritte, lieben das Land in welchem sie den größten Theil ihres Lebens zubringen werden, und sind offenbar berufen zur Kenntniß des noch immer verschleierten Reiches der Mitte wesentlich beizutragen. Aber nicht nur sie, alle Glieder der Gesandtschaft nehmen den lebhaftesten Antheil

an den Geschicken des Volkes. Japan, Japaner und Japanerinnen sind fortwährend Gegenstand ihrer Unterhaltung. Japan reizt eben die Neugierde, denn noch ist es ein ungelöstes Räthsel.

Außer dem diplomatischen Personal sind ein Arzt, ein Hausintendant und vier Ordonnanzen, Orderlies, der Gesandtschaft zugetheilt. Letztere begleiten den Gesandten zu Pferde bei feierlichen Gelegenheiten oder zu seinem Schutze, sorgen für Sicherheit innerhalb der Ringmauer des Palastes und beziehen Nachts, abwechselnd, die Wache.

Die englische Regierung beabsichtigt ein Gesandtschaftshotel in Sotojiro erbauen zu lassen. Gegenwärtig bewohnt die Legation ein Yashke in der Vorstadt Takanawa, nahe am Westthore von Yedo. Wie alle Wohnungen der Großen ist es eine Gruppe von hölzernen Häuschen mit Papierwänden, die durch Gänge verbunden und zwei bis drei Fuß über den Boden erhoben, sich theils nach kleinen Höfen öffnen, theils nach einem großen und schönen Garten. Eine feste Mauer umfängt das Terrain. Allerdings hat sie längs dem benachbarten Tempelhaine einige Breschen; aber die Orderlies halten die schwachen Stellen scharf im Auge. Den Mittelraum nimmt das Hauptgebäude ein. Ringsum erheben sich prachtvolle Bäume. Alles trägt eine ausgesprochene Lokalfarbe. Neben den Häusern steht die riesige Fahnenstange. Außerhalb der

Ringmauer, dem imposanten Hauptportale gegenüber befindet sich die japanische Wachstube wo gegen dreißig Yakunin, zu Pferd und zu Fuß, Tag und Nacht für die Sicherheit der Gesandtschaft zu sorgen haben. Geht einer der englischen Herren aus, so schließen sich ihm ein paar Bewaffnete an. Mehrere Male versuchte ich ungesehen aus dem Thore zu schlüpfen, aber immer vergebens. Drei oder vier Wächter warfen Pfeife und Karten weg, griffen nach Helm und Schwert und folgten mir auf den Fersen. Ich springe in ein Jinrikisha und sage dem Kuli: Rasch, nach der Shiba! Aber kaum bei den Gräbern der Shogune angelangt, treffen dort drei andere Jinrikisha ein. Aus einem jeden steigt ein Yakunin. Die drei Männer verneigen sich tief, lächeln boshaft und verlassen mich erst an der Schwelle der Gesandtschaft.

Der Zugang zu diesem Palaste ist ziemlich beschwerlich. Eine lange steile Gasse führt zu ihm hinan. An manchen Stellen sind Stufen angebracht. Aber Pferde und Wagen gewöhnen sich daran und leisten das Unglaubliche. Der Garten, obgleich blumenlos und einfach gehalten, gefällt mir ungemein. Nie werde ich die dunklen, frischen Schatten eines großen Baumganges vergessen und die reizende Aussicht über den Golf, nach den Seefesten und den bläulichen Höhen von Kanagawa. Gerne sitze ich dort während der heißen Stunden des Tages, lasse mich

von der Seebrise fächeln, lausche dem dumpfen Dröhnen des Gong der in den Tempeln die Götter ruft, dem verworrenen Geräusche das, durch die Entfernung gedämpft, aus den belebten Straßen der untern Stadt in diese luftigen Höhen emportönt.

Es sind meine letzten Stunden in Yedo, und wir alle sind über das bevorstehende Scheiden etwas betrübt. Durch mehr als einen Monat Gast oder Reisegefährte des Herrn Adams, immer im anregenden Verkehr mit ihm, mit Herrn Satow und den übrigen Herren der Gesandtschaft, sehe ich mit Leidwesen diesen interessanten und anmuthigen Aufenthalt zu Ende gehen. Ich bin, glaube ich, nicht der einzige der es bedauert. In diesem glänzenden aber fernen Exile sieht man nicht alle Tage Menschen mit denen man von Europa plaudern kann. Die sehr großen Entfernungen wirken auf den Geist wie ein Schleier auf das Auge. Die Nachrichten aus der Heimath kommen zuerst verkürzt und zuweilen entstellt durch den Telegraphen und, zwei Monate später, durch die Post. Mittlerweile haben sich wahrscheinlich die Dinge in Europa wieder geändert. Kaum findet man der Mühe werth die Zeitungen zu lesen.

Dies erzeugt bei den Residenten im fernsten Osten eine eigenthümliche Seelenstimmung. Die Nachrichten aus dem Vaterlande kommen ihnen zu, etwa wie die Töne eines Koncerts aus dem Innern eines Hauses durch ver-

ſchloſſene Fenſter an das Ohr des Vorübergehenden gelangen. Er hört die große Trommel, aber der Zuſammenhang der Kompoſition entgeht ihm. Das Herz bleibt treu; es hängt an dem Land wo Deine Wiege ſtand, aber Du vermagſt nicht ſeine Geſchicke im Einzelnen zu verfolgen. Wahrhaftig das Leben dieſer muthigen Männer iſt nicht in Allem beneidenswerth. Der Kaufmann kommt um reich zu werden; der Miſſionär, ſeinem Berufe folgend, gehoben und getröſtet durch die innere Befriedigung welche der Lohn der Selbſtentſagung iſt. Die Diplomaten und Konſuln haben keine Schätze zu erwerben, durch ihre amtliche Thätigkeit keinen beſonderen Anſpruch auf die ewigen Kränze welche der Apoſtel und Martyrer harren. Es iſt ihr Lebensberuf der ſie hieher führte, und Pflichtgefühl hält ſie feſt auf dem Poſten der Gefahr. Ja der Gefahr! Betrachtet dieſe engliſche Geſandtſchaft, die einzige welche ihren Sitz in Yedo genommen hat. Der Golf iſt für Kriegsſchiffe zu ſeicht. Aber angenommen daß ein paar Kanonenboote auf der Rhede lägen, bereit Euch aufzunehmen, ſo müßtet Ihr, um den Strand zu erreichen, durch enge Gäßchen hinabſteigen und ein ſehr bevölkertes Stadtviertel durchſchreiten. Ein Wunder ausgenommen, glaube ich nicht daß, im Falle eines plötzlichen Angriffes, die Mitglieder der engliſchen Geſandtſchaft ſich retten würden. Ihr Leben liegt in der Hand des japaniſchen Miniſteriums,

hängt von seiner Ehrenhaftigkeit ab und von den Mitteln über die es verfügt oder nicht verfügt um die Gesandtschaft zu schützen, von den unberechenbaren oft geheimnißvollen Irrgängen seiner Politik, von der Haltung und den Entwürfen der Opposition welche, heute niedergeschlagen und scheinbar in ihr Loos ergeben, mit Einem Male und wenn dies am wenigsten erwartet wird, sich zum Kampfe gegen die Neuerer erheben kann.*) Zur Stunde gibt es keine Gefahr. Man versichert mich dessen, und ich zweifle also nicht daran. Aber mehr als anderwärts folgen sich in Japan die Dinge im raschen Wechsel. Yokohama bietet mehr Gewähr für Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Im Falle eines Angriffes würden die europäischen Truppen wahrscheinlich sich so lange halten können bis die Residenten an Bord der europäischen Schiffe geflohen wären. Im Vergleiche mit Yedo mag dies für Sicherheit gelten. Uebrigens hat das diplomatische Korps seine Opfer geliefert. Herr Heusken, Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, wurde bei hellem Tage mitten in Yedo ermordet. Sir Rutherford Alcock, der letzte englische Ge-

*) Im Frühling (1872), acht Monate nach meiner Abreise, drangen Bewaffnete in den Palast des Mikado, griffen die Wache an und wurden, nach erbittertem Kampfe, in den Vorzimmern des Kaisers niedergemacht. Ein Akt der Verzweiflung, aber im Geiste dieses Volkes, und bedeutsam als politisches Symptom.

sandte, wurde zu Yedo im Tempel den die Gesandtschaft bewohnte Nachts überfallen, einer der Orderlies und sein Koch getödtet, Herr Oliphant der bekannte Schriftsteller, damals Legationssekretär, schwer verwundet. Sir Harry Parkes, der gegenwärtige Gesandte Englands, entging bei dem Mordanfall in Kiyôto nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode. Also, ehren wir die Männer welche vor so gefahrvollen Stellungen nicht zurückscheuen, welche sie mit Hingebung ausfüllen, die Interessen ihrer Landsleute mit Eifer und Einsicht vertreten, die Kenntniß der Sitten und der Sprache Japans erweitern und verbreiten, der Wissenschaft neue Bahnen brechen und die Fahne des Vaterlandes hoch tragen im fernsten Osten.

V.

Ôsaka.

Vom 19. zum 22. September.

Kobe und Hiogo. — Die Barre des Yodogawa. — Ôsaka. Seine Bedeutung als Handelsstadt. Seine Physionomie. — Die Theaterstraße. — Das Schloß Taiko-Sama's. — Der Chi-su-ji.

(19. September.) Um vier Uhr Nachmittag begebe ich mich an Bord der Costarica, eines der schönsten Boote der „Pacific-Steamship-Company" welche zwischen Yoko-

hama und Shanghai einen regelmäßigen Dienst unterhalten und Hiogo (Kobe) und Nagasaki anlaufen. Diese Schiffe gehen ab und kommen an viermal, die Boote der Peninsular-Gesellschaft zweimal im Monat zwischen Yokohama und Honkong. Man findet also jede Woche Gelegenheit nach Nord- und Süd-China. Sie wird nur von wenigen Japanern benutzt, die Studenten und Touristen ausgenommen welche die hiesige Regierung im Auslande reisen läßt. Aber viele Chinesen kommen auf diesen Schiffen nach Japan. Daher die stetige Zunahme des chinesischen Elementes in den Treaty-Ports, besonders in Yokohama und Nagasaki. Wenn die beabsichtigten Reformen nicht zu Katastrophen führen und das Innere des Landes den Fremden erschlossen wird, so dürften die Europäer in den Chinesen bedeutende Konkurrenten finden.

Einige Freunde kommen an Bord. Wie sie mich beneiden! Aber der Scheidende ist nicht sehr heiter gestimmt. Der Abschied von Orten welche man gewiß nicht wieder sieht hat immer etwas Peinliches. Man blickt zurück und fühlt daß diese Epoche oder Episode unseres Lebens abgeschlossen ist für immer. Ein Vorgeschmack des Todes; ein feierlicher Augenblick der zu Betrachtungen anregt und zu Gefühlen des Dankes, wenn man wie ich mit Freundlichkeit überhäuft wurde.

Als die Nacht hereinbrach waren wir bereits aus

dem Golf gesegelt. Bei dem unsichern Dämmerlichte erkenne ich die Umrisse des Eilandes Enoshima und die beiden Hörner des Hakonegebirges. Olympische Klarheit umfluthet den Fujiyama.

(20. September.) Die japanischen Meere haben einen üblen Leumund, besonders in dieser Jahreszeit des Monsoonwechsels, der gefährlichsten wegen der häufigen Typhone. Heute aber ist das Meer spiegelglatt. Eine andere Gefahr entspringt aus dem Mangel an nautischen Karten. Die Kapitäne suchen einen gewissen bekannten Kurs einzuhalten; wird aber ein Schiff durch die wechselnden und noch wenig bekannten Strömungen oder durch schlechtes Wetter von dem beaten track verdrängt, so liegt sein Geschick in der Hand des Zufalls. Gegenwärtig lassen die französische und die englische Regierung hydrographische Messungen in dem „inneren Meere" vornehmen. Mit Ungeduld erwarten die Seefahrer die Veröffentlichung der Karten.

Wir sind an Bord wenig zahlreich und sehr uninteressant. Dagegen ist das Vorderdeck mit Japanern überladen. Auch am ersten Platz haben wir deren einige. Alle begeben sich nach Kiyôto oder nach der Insel Kiushiu. Auf fremden Schiffen pflegen die Japaner sich ihres Ceremoniels zu entledigen, woran sie ohne Zweifel sehr recht

thun; aber wenn sie die europäischen Manieren nachäffen, werden sie, einfach gesagt, ungeschlacht und unerträglich.*) Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Gegen drei Uhr Nachmittags nähern wir uns der Küste welche hier den Charakter der Gegend um Yokohama beibehält: zerklüftetes Felsgebirge, ganz bewachsen und auf den Kämmen mit den gewöhnlichen grünen Federbüschen geschmückt.

(21. September.) Um zwei Uhr Morgens geht die Costarica von der europäischen Niederlassung Kobe, eine Meile östlich von dem japanischen Ken Hiogo, vor Anker.

Entfernung von Yokohama dreihundertzweiundvierzig Seemeilen (sechzig auf den Grad).

Kobe ist einer der fünf Vertragshäfen. Thatsächlich wurde er erst vor drei Jahren eröffnet, und schon bedeckt sich die „Koncession" mit schönen Häusern und großen Waarenlagern. Die Anzahl der Residenten mit Inbegriff der flottirenden Bevölkerung dürfte sich kaum auf dreihundert Seelen belaufen; aber als Hafen von Osaka hat Kobe Zukunft.

---

*) Hr. Medhurst, englischer Konsul in Shanghai, sagt dasselbe von den (sehr seltenen) europäisirten Chinesen. Er nennt sie most insufferable creatures. Siehe The foreigner in far Cathay, London 1872. S. 176.

Ich bin bei dem englischen Konsul Herrn Gower abgestiegen. Sein Haus ist ein kleines Juwel. Am Abhange des Berges ließ er sich als Landwohnung ein in Osaka gekauftes japanisches Haus aufstellen. Ringsherum dehnt sich der Garten aus, und das Auge schweift mit Wonne über den weiten Golf und seine reizenden Gestade. Hinter dem kleinen Tuskulanum führt eine Treppe zu einem im Laube versteckten Tempel hinan.

In Kobe machte ich die Bekanntschaft des P. Monico von den Missions étrangères zu Paris. Er ist Vorstand der hiesigen Mission und gab mir über die gegenwärtige entsetzliche Lage der eingebornen Christen interessante Aufschlüsse. Dieser würdige Priester ist aus Tarbes im südlichen Frankreich gebürtig. Blasse, edle Züge; darauf der Ausdruck der Sanftmuth und Entsagung. Der Typ des Apostels. Wenn er spricht belebt sich sein Antlitz, und ein feines Lächeln spielt auf den vertrockneten Lippen des Asceten. Bei den Residenten von Kobe, obgleich die meisten Protestanten sind, steht er in großem Ansehen. Er gilt für einen vorzüglichen Kenner der japanischen Sprache.*)

Der Golf von Osaka dringt von Süd gegen Nord

*) P. Monico starb, allgemein betrauert, wenige Wochen nach meiner Durchreise in Kobe.

in das Land ein. Im Osten breitet sich der Fu, d. h. die Großstadt Osaka auf beiden Ufern des Yodogawa aus. Dieser Strom fließt von Nord nach Süd, und mündet, ein wenig unterhalb der Stadt, in den Golf. Mehrere kleine Steamer welche, das Eigenthum japanischer Gesellschaften, von englischen Kapitänen befehligt werden, laufen zwischen den beiden Häfen. In einem dieser Boote, dessen Bestandtheile aus Deutschland gebracht wurden, erreichen wir nach anderthalbstündiger Fahrt die immer schwierige und oft gefährliche Barre des Yodogawa, gleich darauf die ersten Häuser von Osaka, und eine halbe Stunde später, um elf Uhr Vormittags, die sehr kleine „Koncession". Innerhalb der Barre, in der Nähe und etwas unterhalb seiner Mündung, ist der Strom enge, tief und reißend; die Häuser haben, wie fast alle dieser Stadt, nur ein Erdgeschoß. Den Ufern entlang liegen, in zwei-, drei- und vierfachen Reihen, Djonken aller Art vor Anker. Sie verengen das Flußbett und erhöhen die Schwierigkeiten der Schifffahrt.

Osaka, einer der drei Fu, zählt, wie man mir sagt, vier- bis fünfhunderttausend Einwohner. Sein Flächenraum ist bedeutend kleiner als der von Yedo; aber es gibt hier weniger Yashke, weniger Tempel und Tempelgründe, weniger Privatgärten und Felder. Wahrscheinlich bleibt die eben genannte Zahl einer halben Million Ein-

wohner unter der Wahrheit zurück. Drei Arme des Yodogawa und ein kleinerer Fluß durchströmen die Stadt. Ein Netz von Kanälen setzt sie unter einander in Verbindung. Man zählt über zweihundertsechzig Brücken, darunter einige von beträchtlicher Länge.

Osaka ist die bedeutendste Handelsstadt in Japan. Alle für die Mittelgegenden des Reiches bestimmten Waaren kommen hier durch. Daher die ungeheure Anzahl der vor Anker liegenden Schiffe. Die Bewegung im Flusse von Yedo steht hinter dem was ich hier sehe weit zurück. Der Dampf beginnt eine Rolle zu spielen, und in diesem Punkte haben die Japaner den Chinesen den Rang abgelaufen. Letztere sind noch nicht im Stande eine Maschine zu bedienen und einen Steamer zu lenken, aber die Japaner haben uns das bereits abgelernt. Der Fürst von Tosa (Insel Shikoku) besitzt mehrere große Dampfschiffe; Kapitän und Maschinisten sind Eingeborene. Drei prachtvolle Dampfer die außerhalb der Barre vor Anker lagen gehören diesem Daimio. Sie treiben zwischen Yokohama und den kleineren Häfen des „inneren Meeres" Handel, und sind im Gegensatze mit den amerikanischen Steamern, wegen der niederen Preise, immer mit Passagieren überfüllt. Von Osaka gehen die zur See gekommenen Güter auf dem Yodogawa bis Fujimi, von wo sie zu Lande nach Kiyôto gebracht werden. Andere Djonken segeln den Strom

hinauf bis zu seinem Ausflusse aus dem See Biwa oder Omi.

Ich wohne hier bei dem englischen Vice-Konsul, Hrn. J. J. Enslie. Obgleich noch jung, gehört er schon zu den Veteranen des brittischen Konsularstabes, lebt in dem Lande seit zehn Jahren, versteht und spricht die Sprache, und kennt insbesondere die Menschen und Dinge in diesem Theile von Japan. Er wird die Güte haben mich auf der Reise nach Kiyôto zu begleiten. Ein unschätzbarer Vortheil; denn hier zu Lande gibt es nicht wie in der Levante gute oder schlechte Dollmetscher deren Dienste man miethen kann. Ueberhaupt ohne einen sehr wirksamen und sehr weit ausgedehnten Schutz der diplomatischen und Konsularbehörden scheint es mir unmöglich in Japan mit Nutzen zu reisen.

Das Fremdenviertel liegt am Südende der Stadt, ist durch den Strom und durch Kanäle nach allen Seiten ab- und eingeschlossen und wird von einer gehörigen Anzahl von Yakunin und Spionen beschützt und überwacht. Es enthält zwei oder drei europäische Häuser, das in einem hübschen kleinen Yashke untergebrachte brittische Konsulat und einige japanische Kasen welche weiße Barbaren ihren Bedürfnissen angepaßt haben. Ein Paar schöne Bäume sind die einzige Zierde dieses Verbannungsortes der vorwiegend den Stempel des jungen England trägt; das heißt

ein wenig amerikanisirt aussieht. Man zählt an zwanzig Weiße, Europäer und Yankee, ebensoviele unter den Beamten der Münze, und vier oder fünf französische Militärerzieher die im Schlosse wohnen, im Ganzen an fünfzig Ausländer. Frauen von unserer Hautfarbe fehlen dermalen noch. Weder Kirchen, noch Priester, noch Prediger. Die eingeborne Bevölkerung würde, sagt man, die Ausübung des christlichen Gottesdienstes nicht dulden. Auch steht das Recht hier Kirchen zu errichten, vertragsmäßig nicht fest, da Osaka kein Treaty-Port ist, sondern nur eine den Fremden geöffnete Stadt. In dieser Faktorei ist Alles unsicher und provisorisch. Die Geschäfte geben wenig Gewinn. Die besten Kunden der Europäer waren die Daimio welche früher einige Monate des Jahres hier zubrachten, aber, seit dem Sturze des Shogun, nicht wieder erschienen sind. Die eingebornen Kaufleute hassen die Fremden; die Behörden, allerdings mit Vermeidung des Anscheins, legen ihnen möglichst viel Hindernisse in den Weg. Die kleine Kolonie kann also nicht rasch gedeihen, und die meisten Residenten beabsichtigen nach Kobe überzusiedeln. Die Bevölkerung ist entschieden feindselig. Wenn man in den Straßen geht, sieht man die Eltern ihren Kindern in das Ohr flüstern; es sind Schimpfworte welche die Kleinen hinter den Fremden herlaufend laut wiederholen. Die Soldaten der neuen Armee — man

vermeide ihre Begegnung — zeichnen sich durch Frechheit aus. Die Beamten unterhielten früher diese Stimmung im Publikum. In Folge energischer Vorstellungen der Gesandten in Yokohama, haben sich die feindseligen Demonstrationen in den letzten Monaten etwas vermindert.

Kaum im Konsulat angelangt, ließ sich der Gouverneur der Stadt melden. Ein Kourier Iwakura's hatte ihm meine bevorstehende Ankunft angezeigt. Einige Minuten später erschien er in Begleitung des Vice-Gouverneurs und eines Dollmetschers. Er ist das Urbild der japanischen hohen Staatsbeamten, artig, würdevoll, ein wenig verlegen, was ihm gar nicht übel steht; die Stirne für die Gelegenheit gefaltet, die Gesichtsmuskeln zusammengezogen, der Ausdruck des Gesichts nichtssagend, beinahe etwas dümmlich. Die Etiquette erheischt' dies eben. Etwa bei uns der Kanzleistyl, der weder schwungvoll noch hochtrabend ist, den Charakter des Individuums den Erfordernissen des Dienstes unterordnet. Uebrigens, sobald die banalen Redensarten gewechselt worden, verschwindet die Spannung der Muskeln, und das angeborne Naturell, gewöhnlich ein freundliches, tritt in sein Recht. Die Artigkeitsmaske wird abgelegt und erst beim Fortgehen wieder vorgesteckt.

Der Chi-fu-ji, das heißt Gouverneur eines Fu, trug den schwarz lackirten Ceremonienhut, sein großes Gala-

kleid: ein faltenreiches weites Gewand mit sehr breiten und steifen Aermeln aus schwerstem goldgestickten Seidenbrokat. Seine beiden Schwerter, deren eines über die Maßen lang, das andere von gewöhnlicher Dimension war, zeichneten sich durch kunstreich gemeißelte Griffe aus. Sein Gefährte, der Vice-Chi, hatte ein offenes Gesicht, eine Stentorstimme und eine herzliche Art laut zu lachen, ich möchte beinahe sagen, zu wiehern. Dies gefiel mir so sehr daß ich gerne die seltene Unregelmäßigkeit seiner Züge übersah. Seine Kopfbedeckung war eine papierne phrygische Mütze von kolossalem Umfange, sein Leibrock von violetter Seide mit blaßrothen Blumen. Der Gouverneur beglückwünschte mich zu meiner Audienz beim Mikado, einer unerhörten Ehre, sagte er; zugleich theilte er mir mit daß er Auftrag habe mich auf der Reise in seinem Gouvernement als Gast des Kaisers zu behandeln.

Kaum waren diese hohen Herren abgezogen als wir zwei Jinrikisha besteigen. Herr Enslie hatte auf meinen Wunsch, nicht ohne Mühe, die Yakunin vermocht uns unserem Schicksale zu überlassen. In Yedo wäre dies unmöglich. So treten wir denn allein unsere Fahrt durch die Stadt an.

Osaka macht Geschäfte und Osaka unterhält sich. Auf den ersten Blick gibt sich dies kund. Die Gesichtszüge sind langweilig, aber der Ausdruck interessant. Ueber dem leb-

haften Treiben in den Gassen vergißt man die Häßlichkeit der Häuser. Die Gassen sind gerade, sehr eng — vier bis acht Fuß breit — sehr rein gehalten, sehr lang und kreuzen sich im rechten Winkel. Es gibt ganze Stadtviertel die nur Kaufläden enthalten. Das Häusermeer ist in lange Parallelogramme getheilt. Die Häuser gleichen sich alle. Oben ragt ein schwarzes Vordach in die Gasse. Ueber demselben dient eine niedere Attica als Magazin und trägt das gleichfalls niedere Hausdach. Dem Auge erscheint ein solches Stadtviertel wie ein ungeheurer schwarzer, von dem Straßennetze durchfurchter Block. Schwarz und Grau sind die herrschenden Farben. Nichts ist trauriger als eine solche Straßenansicht, aber man hat nicht Zeit sich bei ihr aufzuhalten. Man wünschte hundert Augen zu besitzen um den Reichthum, die Abwechslung, die Sonderbarkeit der Gegenstände zu betrachten welche feilgeboten werden, sowie die bunte mannigfaltige Menge der Kauflustigen. In dieser Doppelströmung menschlicher Wesen, welche sich begegnen ohne sich zu berühren, sieht man einige wenige Jinrikisha und sehr wenige Reiter. Eine der Gassen, die von Nord nach Süd läuft und über mehrere Brücken führt, durchschneidet den größern Theil der Stadt. Es ist Osaka's Oxford-Street. In einer Parallel-Gasse stehen zwei große alte Buddhatempel welche der Montosekte angehören und daher von den neuerungssüchtigen Staats-

männern in Yedo geschont werden, „denn", sagte mir ein Minister des Mikado, „es sind mächtige, einflußreiche Leute." In diesen beiden Tempeln herrscht und regiert Shaka*) noch ungestört. Niemand behelligt weder ihn noch seine Untergötzen, Heiligthümer und Priester. Diese beiden Tempel reichen weit in das Alterthum zurück. Wie die meisten Gebäude ihrer Gattung sind sie weder gemalt noch mit Lack verziert. Das Holz behielt seine natürliche einst rothbraune, jetzt im Laufe der Jahrhunderte lichtgrau gewordene Farbe. Am Eingange und im Innern sieht man reiches Schnitzwerk welches aber, älter als Taiko-Sama, keine Spuren des späteren Barokismus verräth. Die hohen Dächer der beiden Tempel, aufgestülpte breitgekrämpte Filzhüte, überragen die Stadt und bringen einige Abwechslung in das einförmige Bild.

Wir haben unsere Jinrikisha verlassen, sind auf Stufen in die obere Stadt hinaufgestiegen und betreten nunmehr die Theatergasse. Mehrere Schauspielhäuser ziehen dort die Menge an. Der obere Theil ihrer Fassaden ist mit großen Guachegemälden bedeckt; letztere, in sehr kräftigen ja grellen Tönen gehalten, stellen Scenen aus den beliebtesten Stücken dar, besonders aus historischen Dramen. An den Eingängen großes Gedränge. Da sehen wir athem-

*) Shaka, der japanische Name für Buddha.

loſe Greiſe, hagere Geſtalten mit blaſſen Geſichtern in fieberhafter Aufregung; Frauen und Mädchen; Tänzerinnen und Sängerinnen die in reichem Anzuge, ſtark geſchminkt, drei oder vier Nadeln im Haar, immer in kleinen Banden zuſammengehen. Das Publikum betrachtet ſie mit wohlwollender Neugierde und macht ihnen gerne Platz. Wir ſelbſt laſſen uns ſanft vorwärts ſchieben. Eine ungeheure Menſchenmaſſe füllt die Gaſſe. Alles ſtrömt den Theatern zu, aber Keiner ſtößt den Andern. Wie überall in Japan, iſt die Menge blau und fleiſch-, eigentlich bronzefarbig. Viele Herren von Rang gewahren wir, aber keine Damen. Erſtere machen ſich nicht durch ihren Anzug kenntlich, denn Jedermann trägt hier zu Lande dieſelbe Tracht, ſondern durch ihre hellere Geſichtsfarbe, die reinen wohlgepflegten Nägel, durch ihre ganze Haltung. Auch Zweiſchwertmänner ſchwellen die Reihen der Theaterfreunde. Ueber dieſem Menſchenknäuel und über den erwähnten Bildern erhebt ſich ein Wald von bewimpelten Maſten. Blumengewinde, Seile mit Flaggen und Papierſchnitzeln behängt, verbinden ſie untereinander, Alles bewegt von der lauen Abendluft. Man ſieht den Menſchen an daß ſie nur Eines im Sinne haben: ſie lechzen nach Vergnügen. Ein ſonderbares Schauſpiel. Ein Gemiſch von Eleganz und grotesker Verzerrung; aber, im Ganzen wie im Einzelnen, feiner Geſchmack und ein gewiſſes vornehmes Salonweſen.

Wir haben nun die Theatergasse in ihrer ganzen Länge glücklich durchschritten und steigen auf einer breiten Steintreppe zur Tempelstraße hinan. Im Stadtviertel der Vergnüglinge die äußerste Belebtheit; tiefe Einsamkeit am Wohnsitze der Götter. Auf beiden Seiten niedere Mauern. Durch die großen Portale sieht man den kleinen Vorhof, im Hintergrunde den Tempel. Da ist immer für ein paar prachtvolle Ichô, für eine Ceder oder einige Kryptomerien Platz. Mit ihren gekrümmten, verschlungenen Aesten reichen sie über die Mauer in die Gasse hinaus und spenden den wenigen Vorübergehenden ihre wohlthätigen Schatten. Auf der Schwelle sitzen die kahlgeschorenen Bonzen in schmutzigen abgenutzten Talaren von gelbem oder violettem Tafft, schmauchen ihre Pfeife, werfen den beiden Fremdlingen neugierige boshafte stechende Blicke zu. In einigen dieser Tempel wohnten die diplomatischen Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande, als die Ereignisse des Jahres 1868 sie in diese, früher von keinem Europäer betretenen, Gegenden gerufen hatten.*)

Wir haben nun das nordöstliche Ende und zugleich den höchsten Punkt der Stadt erreicht. Hier erhebt sich das von Taiko-Sama**) erbaute Schloß das in der Ge-

*) Einige Jahre früher war Sir Rutherford Alcock durch Osaka gekommen ohne sich aufzuhalten.

**) 1590.

ſchichte Japans ſo häufig und, zum letzten Male während des Sturzes des Shogun, eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Die Umfriedung könnte beinahe eine Cyklopenmauer genannt werden. Die rieſigen Steine ſind im Ruſtikoſtyle roh gemeißelt und in abſichtlich gekrümmten Linien aneinander gefügt. (Auch ein barokes Motiv.) Zwei tiefe, breite, in ähnlicher Weiſe gemauerte Graben umgeben ſie; aber zwei breite, ſolide Steinbrücken erleichtern den Belagerern den Zugang. Im Mittelpunkte der zweiten Ringmauer ſtand der Palaſt. Der Shogun ließ ihn im Jahre 1868 als er das Schloß räumte, verbrennen. Auf ſeinen Befehl wurde auch das große Yaſhke des Fürſten von Satſuma, eines der Urheber ſeines Sturzes, in Brand geſteckt und faſt gänzlich vernichtet. Die Trümmer des Schloß-Palaſtes ſind weggeräumt worden, aber die zweite Ringmauer mit ihren vier Eckthürmen iſt erhalten. Von einem derſelben überſieht man Oſaka und ſeine Umgegend. Eine wundervolle Rundſicht. Zu unſern Füßen dehnt ſich die Stadt aus. Vier breite, ſilberweiße Bänder und eine zahllos ſcheinende Menge kleiner Waſſerfäden ziehen ſich wie ein Netz durch die Häuſermaſſe. Ueber die niederen Hausdächer und die Filzhüte der beiden großen Tempel hinweg blickend, ſieht man den Golf, zu dieſer Stunde ein glänzender Metallſpiegel. Jenſeits hohe Berge, jetzt

von der untergehenden Sonne vergoldet, aber schwarz gesprenkelt durch die Schatten leichter Wölkchen welche die Abendluft über den Golf treibt. Der Himmel rosa und ultramarin! Dies ist die Aussicht nach Süd, West und Nord-West. Gegen Norden öffnet sich das flache Thal des Yodogawa den wir morgen hinauf dampfen werden. Im Osten schieben sich, grün vom Fuße zum Scheitel, anmuthige Höhen bis in die Nähe der Stadt vor. Felder und Gärten füllen den schmalen Zwischenraum aus.

Dem Schlosse gegenüber, jenseits des Stromes und etwas weiter hinauf, erhebt sich die neue Münze, ein anspruchsvolles europäisches Prachtgebäude das, für Rechnung der Regierung, von einem englischen Architekten gebaut und von englischen Beamten geleitet, Millionen verschlungen hat. Die Einrichtung des für japanische Würdenträger bestimmten Wartesaales allein kostete zehntausend Dollar! Die Kanapés und Lehnstühle sind mit Lyoner (!) Seidenstoffen bespannt. Nicht ohne Kopfzerbrechen werden die Herren lernen darauf zu sitzen. Alles Uebrige zeigt ähnlichen Luxus. Die Münze hat so eben ihre Thätigkeit begonnen indem sie den ersten Rio prägte.

Zum Schlusse erwidern wir den Besuch des Gouverneurs. Er empfängt uns in seiner im Centrum der Stadt gelegenen Amtswohnung. Hier wird uns einer jener Lichteffekte zu Theil wie sie nur in diesem Himmelsstriche und

in japaniſchen Häuſern vorkommen. Das in den Hof führende große Portal, das für uns weit geöffnet wurde denn Standesperſonen treten nie durch Seitenthüren ein, dies große Thor iſt ſchwarz übertüncht und mit ſchwarzen Ziegeln eingerahmt. Im Hofe herrſcht Halbdunkel. Dem Portal gegenüber ſteht das gleichfalls durch eine ſchwarze Holzverkleidung eingefaßte Vorzimmer ſeiner ganzen Breite nach offen. Im Innern ſieht man die ſchöne lichte Strohmatte am Boden, und die weißen Papierwände. In dieſem Augenblicke wird die Sonne durch eine Häuſerſpalte dem Yaſhke gegenüber ſichtbar; dem Untergange nahe, ſendet ſie ihre faſt horizontalen Strahlen durch das Portal, über den im Schatten bleibenden Boden des Hofes hinweg, in das Innere des Vorgemaches. Die Wirkung iſt unbeſchreiblich. Eine Maſſe von Licht. Kaum erträglich für das Auge. Eine leuchtende Scheibe von mattem, von glänzendem Golde, umgeben von durchſichtigen aber tiefſchwarzen Schatten.

Man führt uns durch die um dieſe Stunde verlaſſenen Bureaux, ein Labyrinth von Sälen und Zimmern wo ſoeben, zum Gebrauche der Beamten, Tiſche und Stühle aufgeſtellt wurden. Das allein iſt eine Revolution. Der Japaner ſchreibt ſtehend oder auf den Ferſen kauernd, mit weit vorgeneigtem Kopfe. Den Pinſel hält er ſenkrecht in der Hand, damit die chineſiſche Tuſche deren er ſich be-

dient und die er wenig verdünnt durch ihr Gewicht leichter abläuft. Sitzt der Schreibende an einem Tische, so neigt er die Feder natürlich nach rückwärts. Man wird also die Tusche durch unsere Tinte ersetzen oder verdünnen müssen. Wie sollen dann aber die abwechselnd sehr breiten und feinen chinesischen Schriftzeichen hervorgebracht werden? Daher, als Folge der Stühle und Tische, die Nothwendigkeit die europäischen Buchstaben anzunehmen, in welchen sich jedoch die Laute der mongolischen Sprachen nicht ausdrücken lassen. Ein Beispiel, im Kleinen, auf welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten die Nachahmer Europa's in Japan stoßen.*)

Der Chi-fu-ji empfängt uns in seinem Gartensalon. Auch er ist im Besitze eines Tisches um welchen wir Platz nehmen. Ein höherer Beamter setzt sich zu uns, nicht ohne früher den vorschriftmäßigen Fußfall verrichtet zu haben. Zwei Pagen — sie fehlen, wie bereits bemerkt, in keinem vornehmen Haushalte — und drei Zweischwertritter kauern in demselben Gemache, in ehrerbietiger Entfernung, auf ihren Fersen. Es wird vom Theebau ge-

---

*) Die Regierung des Mikado hat im September des folgenden Jahres (1872) hundert Lehrer aus Nordamerika verschrieben und die englische zur Gelehrten-Sprache erhoben, zugleich verordnet daß in Zukunft die Landessprache mit lateinischen Buchstaben zu schreiben sei!!

sprochen, und der Chi gibt uns interessante Aufschlüsse. Die besten Gattungen erzeugt die Provinz Udji, nach ihr die von Kiyôto. Er will uns selbst zeigen wie der Thee bereitet wird. Der Tisch ist ihm aber unbequem, darum werden Theemaschinen und Schalen auf den Boden gestellt; er kauert daneben und servirt uns mit eigenen Händen den feinst parfümirten Thee der mir je vorgekommen. Folgendes sind die Regeln. Man siede das Wasser in einem irdenen Geschirr, ja nicht in einem metallenen. Man berechne genau die Menge des Wassers und die Anzahl der Blätter nach der Anzahl und Größe der Tassen; man trinke den Thee sehr heiß, und gieße nie ein zweites Mal Wasser auf. Sodann wurde verzuckertes Obst von verschiedener Farbe servirt. Es schien mir Anfangs etwas fade, hatte aber doch einen sehr feinen Geschmack der dem Geruche verschiedener Blumen entsprach. Die Japaner sind große Feinschmecker und, weil ihr Gaumen viel weniger überreizt ist als der unsrige, im Stande Nüancen zu würdigen welche uns entgehen.

Wir kehrten in einer Barke nach der Niederlassung zurück. Obgleich der Palast des Gouverneurs sich im Mittelpunkte der Stadt befindet, brauchten wir doch, sehr schnell rudernd, mehr als eine Stunde um das Fremdenviertel zu erreichen. Viele Theebote, an den farbigen Laternen kennbar und gefüllt mit jungen Herren und Sängerinnen,

große ſchwerfällige Djonken, beladen mit Reiſenden nach und von Kiyôto, glitten an unſerem Kahne vorüber. An den Ecken, wo ſich die Kanäle kreuzen, ſtehen meiſt Theehäuſer, um dieſe Stunde im Innern glänzend erleuchtet, und heute Nacht mit dem magiſchen Lichte des Vollmondes übergoſſen. Allenthalben Gejauchze, Lachen, Geſang, Flötentöne und zu zarten Gefühlen ſtimmender Lautenklang!

VI.

Kiyôto.*)

Vom 22. zum 25. September.

Am Yodogawa. — Fujimi. — Die Hauptſtadt des Weſtens. — Der kaiſerliche Palaſt. — Das Schloß des Shogun. — Die Tempel. — Blick auf Kiyôto. — Gnion-machi.

(22. September.) Außer den großen Segel- und Ruderbooten welche Paſſagiere befördern, verlaſſen kleine Dampfer Oſaka am Morgen und erreichen Fujimi, je nach der veränderlichen Beſchaffenheit des Flußbettes, gegen Abend oder in der Nacht. Kapitän, Maſchiniſten und Matroſen ſind Landeskinder. Daher die ſehr zahlreichen Unfälle.

*) Das Miako unſerer europäiſchen Karten. In Japan geräth dieſer Name außer Gebrauch.

Zu unserem Troste sagt man uns daß in letzterer Zeit keines der Boote in die Luft flog. Auf einem dieser kleinen Steamer schifften wir uns heute Morgens um sieben Uhr ein, und zwar mit einer sehr beschränkten Ehrenwache. Den energischen Vorstellungen Hrn. Enslie's nachgebend hat sie der Gouverneur auf zwei höhere Beamte, zwei Officiere und vier Soldaten vermindert. Der Koch des Konsuls und unsere Diener, sämmtlich Eingeborene, vervollständigen unser Gefolge. Der Chi-fu-ji ließ uns das ganze Hinterdeck und die Hauptkajüte vorbehalten; wir sind also sehr bequem untergebracht.

Das Schiff dampft an mehreren Palästen vorüber; der größte ist das vom Shogun verbrannte Yashke des Fürsten von Satsuma. Nur die Außengebäude, die zugleich die Ringmauern bilden, blieben stehen. Weiter oben bewundern wir die neue Münze. Dann weichen die Häuser allmälig den Gärten und Feldern. Die Uferdämme verhindern uns viel vom Lande zu sehen, aber was man sieht zeugt von sorgfältigem Anbau und einem fruchtbaren Boden. Allmälig verflachen sich die Ufer des Yodogawa, und wir steuern fortwährend zwischen Bambushainen und schönen Baumgruppen: Ahorn, Lerchenbäume und Trauerweiden. In kurzer Unterbrechung folgen sich bedeutende Marktflecken, kleine und größere volkreiche Dörfer. Alles sieht blühend und wohlhabend aus. Während an den

Halteſtellen Paſſagiere abgeſetzt und aufgenommen werden, können wir ſehen wie japaniſche Artigkeit am Dorfe geübt wird. Die Abreiſenden geleitet, die Ankommenden empfängt man am Landungsplatze mit Bezeugungen der Freundſchaft oder der Ehrfurcht. Kleine Gruppen bilden ſich; man plaudert, wie es Leuten von Erziehung zukömmt, in gebückter Stellung, mit gebeugten Knieen, die Hände auf die Schenkel geſtützt. Einſame unbewohnte Stellen ſind ſelten und haben, wo ſie vorkommen, einen idylliſchen Anſtrich. Auf dem Strome ſelbſt herrſcht allenthalben ein bewegtes Leben. Die Schiffe haben ein einziges ungeheures viereckiges ganz eigenthümliches Segel. Es beſteht aus mehreren langen ſenkrechten Streifen von Schilf welche durch dünne Stricke mit einander verbunden ſind. Zwiſchen den Streifen haben Auge und Wind freien Durchgang. Ein ſonderbarer Anblick! Aber wir ſind eben im Herzen von Japan. Alles ſcheint dem Europäer neu, weil ihm Alles unbekannt iſt.

Der Flußgott begünſtigt die beiden Reiſenden; denn bereits um vier Uhr Nachmittags langen ſie bei Fujimi an. Dort wird ihnen ein glänzender Empfang zu Theil. Die Behörden, in Flügelkleidern, erwarten ſie am Strande und führen ſie in ein ſchönes, feſtlich geſchmücktes Haus. Den Tiſch und die zwei Stühle die wir dort finden hat

der Gouverneur geschickt. Diese nützlichen Möbel werden uns auf der ganzen Reise folgen.

Fujimi wird in der japanischen Geschichte oftmals genannt. Die hier vor drei Jahren gelieferte Schlacht entschied über das Schicksal des Shogun. Auch Andenken anderer Art knüpfen sich an diese Stadt. Hier verweilte der heilige Franciskus Xaverius als er, das Krucifix in der Hand, den Bettelsack auf den Schultern, mit erfrornen Füßen und Wundmalen an seinem Körper, nur von zwei Katechumenen begleitet, nach dem Hoflager des Mikado zog.

Zwischen Fujimi und Kiyôto hebt sich der Boden allmälig. Zu beiden Seiten der sich oft krümmenden Straße folgen, ohne Unterbrechung, Haus auf Haus. Man hat Fujimi verlassen, man hat Kiyôto erreicht ohne es zu merken. Die ganze Straße ist eine einzige drei Ri oder ungefähr acht Meilen lange Gasse. Die Landschaft bewahrt den idyllischen Charakter der Ufer des Yodogawa.

Unter Weges besuchen wir zwei sehr alte Tempel. In dem einen, Inari-no-Yâjiro, ein kleines Shinto-Tempelchen, wiederholt sich der Fuchs in den Skulpturen der Balken, der Gesimse, der Balustraden.

Einen Ri weiter östlich befindet sich der große Buddhatempel Tô-fu-Kuji, nach Angabe unserer japanischen Freunde vom Shogun Yoritomo im Anfange des dreizehn-

ten Jahrhunderts gegründet. Die meisten Tempel Japans wurden mehrere Male neu aufgebaut. Daß dieser aber sehr alt sei, lassen die Beschaffenheit des Schnitzwerkes und die lichtgraue Holzfarbe vermuthen.

Leider kommen wir, Herr Enslie im Norimon getragen, ich auf seinem schönen Pony reitend, nur äußerst langsam vorwärts; denn wir schleppen mehrere Oberbeamte, Officiere und an dreißig Soldaten mit uns. Der Chi-fu-ji von Kiyôto hat diese Leute geschickt als Ehrengarde. In Wahrheit sind wir ihre Gefangenen. Dazu die Neugierigen! Sie stürzen aus den Häusern, versperren uns den Weg, betrachten uns mit offenem Munde, weiden sich, ein jeder nach seiner Art, an dem seltenen für die meisten ganz neuen Anblicke der beiden Europäer. Um sechs Uhr betreten wir die Hauptstadt des Westens, und beschließen eine halbe Stunde später die interessante Tagereise an der Schwelle einer großen Herberge. Unter unserem Balkon fließt der Kamagawa auf dem jetzt eine Menge kleiner beleuchteter Lustboote schwanken. Der Dai-Sanji oder Vice-Gouverneur erscheint um uns im Namen des Chi-fu-ji zu begrüßen. Letzterer läßt sich für morgen sieben Uhr ansagen, mit dem artigen Beisatze, er habe diese frühe Stunde gewählt damit wir die Stadt in der Morgenkühle besehen könnten.

Entfernung von Osako nach Fujimi zehn Ri; von

Fujimi nach Kiyôto drei Ri, zusammen etwas über dreißig Meilen.

(23. September.) Die beiden Oberbeamten von Osaka verlassen uns hier. An ihre Stelle treten der Vice-Dai-Sanji und eine andere Notabilität. Sie werden uns beschützen, überwachen und auf den Spaziergängen begleiten. Heute Morgens erschienen sie bereits bei Sonnenaufgang mit einer ungeheuren Rolle, einem acht Fuß langen Papier, auf welchem die Namen der zu besuchenden Tempel in großer Schrift verzeichnet sind. Nicht ohne Mühe erlangt Herr Enslie daß einige derselben gestrichen werden. Der Vice-Dai-Sanji ist ein kleiner Herr mit einem gewöhnlichen durch die Pocken entstellten Gesichte, aber lebhaften verständigen Augen. Sein tellerförmiger Hut von lackirtem Papier läuft in eine Spitze aus an welche der Eigenthümer, nach Sitte der Anglo-Indier, einen weißen Musselinschleier befestigt hat. Er trägt einen weißgeränderten, violettfarbigen Leibrock von Tafft, europäische Beinkleider und Stiefletten. Seine beiden Schwerter hat er nicht in den landesüblichen Gürtel, sondern in die kunstvoll durchlöcherte Westentasche gesteckt. Das Kurzschwert, dessen Griff ein Meisterstück von Bronzearbeit ist, befindet sich seit Taiko-Sama's Tagen im Besitze seiner Familie. Die ganze Erscheinung macht einen unbeschreiblich komischen

Eindruck. Uebrigens der Typus des höheren Bureaukraten wie er sein soll. Aeußerst respectvoll gegen die Vorgesetzten, sehr artig mit uns, kurz angebunden und steif gegen die Untergebenen, schlürft er mit sichtlichem Wohlbehagen die Ehrfurchtsbezeigungen des Volkes ein. Sein Gefährte hat es im Fortschritte noch weiter gebracht. Sein struppiges, unlenksames und wenig gekämmtes Haar ist in europäischem Style geschnitten. Morgenrock und Pantalon stehen ihm entschieden übel. Hemd und Halsbinde kennt er noch nicht, und die glänzenden lackirten Stiefel scheinen ihn zu belästigen, denn er entledigt sich ihrer von Zeit zu Zeit und ersetzt sie durch die landesüblichen Sandalen. Der junge Mann hat übrigens offene, einnehmende Züge; in japanischer Tracht sähe er gewiß ganz hübsch aus, aber die der Barbaren gibt ihm ein ungeschlachtes und gemeines Aussehen.

Genau um sieben Uhr erscheint der Chi-fu-ji im Gasthause. Während er durch die verschiedenen Vorhäuser schreitet wirft sich Alles zu Boden; deutlich vernehmen wir das Klappern der Köpfe auf dem Fußboden. Der große Mann überhäuft uns mit Artigkeit. Ein Schützling der leitenden Männer in Yedo, hat er seinen Posten erst kürzlich angetreten, aber für den öffentlichen Unterricht, namentlich den der Mädchen, bereits viel geleistet. Bisher, einige wenige Damen der höhern Stände ausgenommen,

lernten die Frauen weder lesen noch schreiben. Wie Iwakura, wie Kido, versichert der Gouverneur, die große Reform werde in drei Jahren vollendet sein. Dieser feste Glaube an die eigenen Ideen gefällt mir. Er ist ein Gewähr des Erfolges wo der Erfolg möglich ist.

Um von unserer Herberge die im südöstlichen Theile der Stadt liegt nach dem Schlosse des Mikado, nahe am nordöstlichen Ende, zu gelangen, muß man Kiyôto in seiner ganzen Länge durchschreiten. An der Spitze des Zuges kapriolirt ein Samurai, in der bei den Zweischwertmännern beliebten Weise, auf seinem großen Rappen; sechs Wachmänner reiten unmittelbar vor, der Sanji und sein Gefährte so nahe als möglich neben den beiden Europäern. Die Beto laufen zu Fuße; nur mit Mühe verhindern wir sie in die Zügel unserer Pferde zu greifen. Sechs berittene Zweischwertmänner und Fußvolk bilden die Nachhut. Im Ganzen etwa vierzig Personen. Unser Erscheinen erregt ungeheures Aufsehen. Die Vorübergehenden bleiben stehen; die Kaufleute, ihre Lehrlinge, Weiber und Kinder stürzen aus den Läden auf die Gasse; Alles fällt beim Anblicke des Sanji auf die Kniee. Die anderen Officiere werden mit tiefen Bücklingen beehrt. Für die zwei Barbaren hat man nur neugierige, kalte Blicke, aber keinen Gruß. In den Stadtvierteln der Konservativen, oder, wie der Sanji sagt, der Schlechtgesinnten, sahen wir nur unfreundliche

Gesichter. Wo wir hielten wurde mein Augenglas bewundert. Einige Herren entlehnten es von mir, und das sonderbare Instrument wanderte dann von Hand zu Hand, versetzte Hunderte von Menschen in Erstaunen und kehrte immer wieder in meine Hände zurück.

Der Palast des Mikado nimmt ein weitläufiges Terrain ein. Außerhalb der ersten Ringmauer befindet sich das von den Dienern, niedern Beamten und Samurai bewohnte Quartier. Von den andern Stadtvierteln unterscheidet es nur eine gewisse feierliche Stille, jene eigenthümliche Hofluft die man in allen königlichen Residenzschlössern athmet. Auch hier fühlt ein jeder seine Wichtigkeit und beansprucht seinen Antheil an dem Glanze des Gebieters der aber, leider, für immer geschieden ist.

Den Raum zwischen der ersten und zweiten Ringmauer, letztere die der „neun Thore" genannt, nehmen die Paläste des hohen Hofadels, der Kuge, ein. Ihre Yashke gleichen denen der Daimio und liegen meist in kleinen Gärten, wo Lorbeerbäume mit Zwergcedern und den schönsten und größten Trauerweiden wechseln die ich jemals sah.

Auf dieser Reise nach Kiyôto legte ich besonderen Werth darauf das kaiserliche Schloß zu sehen, das Absteigequartier des geheimnißnißvollen Wesens das ein Sohn der Götter, dessen wahrer Wohnsitz der Olymp ist. Ich

wollte seine irdische Behausung vergleichen mit den drei prachtvollen Residenzen der Shogune in Yedo, in Osaka und hier in Kiyôto. Ich hoffte hiedurch, wenn auch nur in geringem Maße, einen Einblick zu erlangen in das so wenig gekannte Verhältniß zwischen Mikado und Shogun. Aber in Yedo und Yokohama hatte man mir gesagt: „Unmöglich! Denken Sie nicht daran! Kein Sterblicher hat Zutritt am Sitze Gottes.“ Ich dachte aber doch daran, und erlangte auch, in Folge der warmen Verwendung des brittischen Geschäftsträgers und längerer Verhandlungen Hrn. Satow's mit den japanischen Ministern, ein Schreiben Iwakura's an den Palastintendanten. Es enthielt, als letztes und äußerstes Zugeständniß, den Befehl mir die „neun Pforten“ der zweiten Ringmauer zu zeigen, mit andern Worten, mich in das Quartier der Kuge einzulassen. Von dort, sagte man mir, könne man den Palast sehen.

Aber an Ort und Stelle angelangt, gewahrte ich durch die glücklicher Weise offenen Thore nur eine andere Mauer, vom Schlosse aber nicht die geringste Spur. Ich bestand also auf Einlaß in den zweiten, zwischen der zweiten und dritten Ringmauer liegenden Hof. Der Sanji verhehlte nicht sein Befremden, fast möchte ich sagen Entrüstung über die unerhörte Zumuthung. Er zog eine Depesche des Ministeriums aus der Tasche und bewies daß ein weiteres

Vordringen unstatthaft sei. Ich blieb aber bei meiner Forderung. Man habe mir versprochen daß ich das Schloß von außen sehen würde, und sehen wolle ich es. Dagegen lärmende Proteste. Fast schien die Sache eine ernste Wendung zu nehmen. Je fester ich mich aber zeigte, je mehr stimmte mein Sanji den Ton herab. Auf die barsche Weigerung folgen Bitten, Lachen, zuletzt ein verlegenes Schweigen: offenbare Symptome von Unentschlossenheit. Ich gebe also meinem Pferde beide Sporen; es setzt über die Schwelle der geheimnißvollen Pforte. Einen Augenblick darauf ist Hr. Enslie an meiner Seite. Wir sind im zweiten Hof. Die beiden Würdenträger, die Samurai, und der übrige Troß folgen uns. Man sieht sich an, aber man spricht nicht. Das Ungeheure ist geschehen. Auf allen Gesichtern lese ich den Ausdruck der Bestürzung. Ein großes Verbrechen ist verübt, das Heiligthum entweiht. Darüber herrschte wohl kein Zweifel. Aber in Japan, wie anderwärts, fügt man sich zuweilen den vollendeten Thatsachen. Wir reiten also um die letzte innerste Ringmauer, die Mauer „der sechs Pforten" genannt. Man gestattet uns diese Thore mit Muße zu betrachten. Es sind das „Südthor", das nach Osten gewandte „Sonnenthor", das „Gartenthor", das „Thor der Frauen des Mikado", das „Küchenthor", endlich das „Thor der Würdenträger", welche nach Nord-Ost, Ost, West und Süd-

West schauen. Sie sind sämmtlich Holzkonstruktionen im Style der Tempelportale. Die blaßgraue Farbe des Holzes zeigt von hohem Alter. Wenig Schnitzwerk und einige kaum sichtbare Spuren von Vergoldung. Weder Lack noch Malerei. Die innerste Ringmauer besteht aus einem steinernen Unterbau auf dem der eigentliche Wall steht. Er ist aus leicht zurückgeneigten Pfählen gebildet, mit grauem Cäment belegt und durch Holzpilaster in Felder getheilt. Ein kleines Dach von schwarzen Ziegeln schützt ihn gegen den Regen. Vom Schlosse war, ein paar Giebel und die Bäume des Gartens ausgenommen, nichts zu sehen. Einige der „sechs Pforten" standen halb offen, andere waren geschlossen. Als ich Miene machte in das Heiligthum einzudringen, sah mich der Sanji mit so flehenden Blicken an daß ich mein Pferd anhielt. Umsonst verschwendete Hr. Enslie die Künste seiner Beredsamkeit. Wir erhielten immer dieselbe Antwort: „Die Schloßverwaltung ist unabhängig vom Gouverneur; der Schloßverwalter gehört der alten Hofpartei an; er haßt die Minister, den Fortschritt und, über Alles, die Europäer." Als letztes Zugeständniß führt uns der Sanji zum „Küchenthor" von wo aus man über die Dächer einiger Nebengebäude hinweg den Giebel der großen Palasthalle gewahrt. „Nun," rief er mit erzwungenem Gekicher, „seid Ihr zufrieden? Wenn Ihr nach Europa zurückkehrt, könnt Ihr Euch rühmen ge-

sehen zu haben was Niemand sah, den Palast des Kaisers." Bei diesen Worten warf er sein Pferd herum. Es sei spät, sagte er, der Chi-fu-ji erwarte uns im Schloß; der Weg sei weit, der Tag heiß; auch an das Frühstück müsse man denken. — „Nein," antwortete ich, „ich bin nicht zufrieden. Wie, Ihr ahmt unsere Sitten nach, nehmt unsere Tracht an; Ihr wähnt Euch auf bestem Wege zur Civilisation, und verweigert uns, aus Aberglauben, den Eintritt in die Wohnung Eures Kaisers. Ja, ich werde von Euch in Europa erzählen. Wie wird man da lachen wenn man erfährt, die Erlaubniß den Palast des Mikado durch die Küchenthüre zu betrachten, sei das Aeußerste was Eure neue Aufklärung zu leisten vermag." Ich hatte Hrn. Enslie gebeten diese Worte langsam und mit lauter Stimme zu verdollmetschen, so daß alle Anwesenden sie hören könnten. Dies geschah. Als mein Gefährte geendigt hatte, entstand tiefes Stillschweigen. Soweit dies sein mongolischer Teint gestattete erröthete der Sanji. Nach einer kurzen Berathung mit leiser Stimme zwischen ihm und seinem Amtsbruder, wandte er sich an mich. „Sie haben Recht, sagte er, man würde über uns lachen." Er wolle sogleich den Intendanten sehen, verspreche sich aber keinen Erfolg, denn außer Sir Harry Parkes und seinen drei Kollegen, deren kurze Anwesenheit in Kiyôto eine so große Aufregung erzeugt und zu einem Blutbade geführt habe, sei nie ein Europäer

hier eingedrungen. Damit verſchwanden er und ſein Kollege im Innern des Palaſtes. Mittlerweile ruhten wir im Schatten einer prachtvollen Linde, umringt von einer Gruppe Neugieriger, meiſt Diener und Dienerinnen der Kuge, die uns aber nicht beläſtigten. Die Weiber und Mädchen fielen uns weniger durch ihre perſönlichen Reize als durch den eigenthümlichen und hübſchen Kopfputz auf. Im Uebrigen, nichts was das Auge feſſelte: ein öder Hofraum, die unförmigen Ringmauern, über ihnen grüne Baumwipfel und in der Ferne dämmernde Berge.

Nach einer halben Stunde kommen unſere Unterhändler mit freudiger Miene gelaufen. Der Zweck ihrer Miſſion iſt erreicht. Der Schloßintendant und der Unterinſpektor legen bereits ihre Amtstracht an; alsbald werden ſie erſcheinen. Da kommen ſie. Lange, verdrüßliche Geſichter! Thut nichts. Man fügt ſich; das genügt. Von den beiden Intendanten geleitet, überſchreiten wir alſo, durch die Pforte „der Würdenträger", die verbotene Schwelle. Unerachtet der ſengenden Sonnenhitze entblößen hier Alle das Haupt. Die Zumuthung daſſelbe zu thun weiſen wir zurück, ſchließen aber unſere Sonnenſchirme, womit man ſich zufrieden gibt. Die Leute unſeres Gefolges werfen ſich auf den Boden und füllen ihre Taſchen mit kleinen Kieſeln indem ſie uns rathen daſſelbe zu thun, denn dieſe Steine ſchützen gegen Krankheiten aller Art.

Wir sind in einen geräumigen verödeten Hof getreten. Tiefe Stille herrscht hier. Bewegungslos wie Bildsäulen, für die ich sie zuerst hielt, kauern drei Wächter im Schatten eines geräumigen Thorweges. Ein hinter ihnen aufgestellter Schirm, mit der üblichen Malerei auf Goldgrund, hemmt den Blick nach dem Innern des Palastes. In diesem Augenblicke erscheint ein Kuge in voller Amtstracht aus Goldbrokat, mit breiten, gesteiften, flügelartigen Aermeln. Gemessenen Schrittes geht er durch den Hof, an den drei unbeweglichen Wächtern vorüber, verschwindet sodann hinter dem Schirm. Dieser Hof wie alle andern die wir noch sehen sollten sind von gedeckten Gallerien umgeben deren Säulen weiß und roth, das heißt mit den Shintofarben übertüncht sind. Am Ende der Gallerie angelangt biegt der Intendant kurz um und macht Miene uns auf dem Wege den wir gekommen vor die Thüre zu setzen. Das wird selbst dem Sanji zu viel. Er protestirt, schreit, gestikulirt. Herr Enslie bringt wo er kann ein Wort an. Die üble Laune und Verlegenheit des Intendanten steigen sichtlich, aber, am Ende, zum großen Aerger des Adjunkten, gibt er nach. Derselbe Auftritt wiederholt sich an allen Thüren die glücklicherweise offen stehen, und durch die ich ohne Weiteres eindringe sobald ich bemerke daß die strenge Amtsmiene der Beamten dem Ausdrucke der Aengstlichkeit oder Unentschlossenheit Platz macht. Die japanischen Bü-

reaukraten, ſagte man mir in Yedo, ſind ſchwerfällig, pedantiſch und gefallen ſich in Schwierigkeiten, aber mit Artigkeit, Geduld und Feſtigkeit erlangt man in der Regel von ihnen was man will. Dies hat ſich heute bewährt.

Wir ſind im großen Hofe. Hier ſteht, der „Südpforte“ gegenüber, ein iſolirtes Gebäude, die Halle oder der Saal wo der Mikado ſeine ſeltenen Audienzen ertheilt. Zwiſchen dem Thore und der Halle wehrt ein gemauerter Schirm die indiskreten Blicke der Vorübergehenden ab. In dieſem Sale hatten Sir Harry Parkes und ſeine drei Kollegen mit ihrem Gefolge vor zwei Jahren die Ehre den Sohn der Götter von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Es war das erſte und bis heute Morgen das letzte Mal daß Europäer den Fuß auf dieſen geheiligten Boden ſetzten. Die Geſandten wurden durch das große Portal eingelaſſen und auf demſelben Wege hinausgeführt. Die übrigen Theile des Palaſtes blieben ihnen unſichtbar.

Das Audienzhaus iſt ein gewöhnlicher vier Fuß über den Boden erhöhten Holzbau zu welchem eine breite Treppe führt, ein Rechteck deſſen eine Langſeite die dem Hofe zugekehrte Faſſade bildet. Das gedoppelte breitkrämpige Dach iſt hoch ſchwer häßlich, die Querbalken welche es tragen an ihren Enden mit Schnitzwerk und Vergoldung geziert. Sowohl Balken als Getäfel haben, einer Hoftradition gemäß, ihre natürliche Holzfarbe bewahrt. Im Innern

nackte Wände, am Boden eine feine Matte. Es war zu dunkel um etwaige Verzierungen auszunehmen. Die Audienzhaus ist vor ungefähr zwanzig Jahren erbaut worden. Die Säulengänge im Haupthof sind roth und weiß angestrichen.

In der Nähe befindet sich ein kleiner isolirter Kiosk in welchem die Reichskleinodien, die mystischen Insignien der kaiserlichen Würde, das Schwert, der Koffer, der Spiegel, seit undenklichen Zeiten aufbewahrt wurden. Im vergangenen Jahre mußten diese Schätze nach Yedo wandern.

Nach neuen Kämpfen und neuen Siegen dringen wir in den östlichen Hof wo sich die „Sonnenpforte" befindet.

Kurz gesagt, nimmt der eigentliche Palast des Mikado, ohne die beiden Quartiere der Kuge und der Diener, einen verhältnißmäßig kleinen Flächenraum ein und unterscheidet sich von den Yashke der Daimio nur durch größere Dimensionen der Zimmer und durch den ihm entschieden eigenthümlichen Tempelstyl. Es ist ein Wirrsal von Höfen, kleinen isolirten durch Gänge und Holzwände verbundenen oder durch Gäßchen getrennten Häusern und Kiosken. Die Dächer ruhen wie in Shintotempeln auf horizontalen Querbalken welche theils weiß lackirt, theils die natürliche Holzfarbe bewahrend, an den Enden vergoldet und mit kleinem Schnitzwerk geschmückt sind. Einige dieser Skulpturen halte ich für Meisterstücke. Die Ecken der Häuser

ſind gemauert oder, wenn aus Balken beſtehend, mit Stuck überzogen. Wie in allen Privathäuſern beſtehen die Wände aus mit weißem Papier beſpannten Holzrahmen. Zuweilen ſchützt ſie ein leichtes Holzgitter von feiner, anmuthiger und ſinnreicher Zeichnung. Die Bretterverſchalung bewahrt durchwegs ihre natürliche Holzfarbe, je nach dem Alter, lichtgrau oder mahagonibraun. Hie und da ſind Stäbe in ſchwarzem Lack angebracht. Der Geſammteindruck läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Der ſanfte Farbenſchmelz, die Schönheit der Einzelheiten, die Vollendung der ſich nirgend vordrängenden Ornamente, der feine Geſchmack, die Einfachheit, welche in dieſem geheimnißvollen und unzugänglichen Labyrinthe herrſchen, beruhigen und erquicken das Auge. Man überſieht dabei ganz die primitive und barbariſche Anlage des Baues. Von den prachtvollen Skulpturen, von den durchbrochenen Hautreliefs wie ſie in der Shiba und in allen Gebäuden Taiko-Sama's vorkommen, und welche der Geſchmack und die Shinto-Traditionen der Mikado vielleicht verſchmähten, fand ich hier nicht die geringſte Spur.

„Aber wo iſt die Wohnung, das Schlafgemach des Kaiſers? — Im Garten. — Alſo in den Garten! — Unmöglich. Nur zwei Thüren führen dahin. Die eine, die äußere, iſt die große „Gartenpforte". Der Eintritt von Fremdlingen würde bemerkt werden und das Volk erbit-

tern. Die andere ist vernagelt. Also unmöglich. — Wir beanspruchen nicht den Eintritt durch das große Portal. Wir sind bescheidene Menschen. Das kleine Pförtchen genügt uns. Nichts ist leichter, als durch eine vernagelte Thüre zu gehen. Es bedarf nur des guten Willens und einer Zange." Der Sanji und der Intendant sind in Verzweiflung, der Vice-Intendant verbirgt seinen Ingrimm nicht länger, wirft wüthende Blicke auf uns, zischelt seinem Vorgesetzten in das Ohr, muntert ihn offenbar zum Widerstande auf. Ich gestehe, daß mich das nachdenklich machte. Schon sinne ich auf den Rückzug, als Herr Enslie sich in das Gespräch der Cerberusse mischt. Am Ende gelingt es ihm sie umzustimmen. Wir gehen also in den Garten und zwar durch eine kleine aber unvernagelte Thüre. Die Nägel erweisen sich als eine Erfindung der Herren Intendanten.

Der Garten des Mikado ist ein Teich mit künstlichen Vorgebirgen und Buchten. Ein See im Kleinen. Auf zwei Seiten beschatten ihn schöne hohe Bäume, auf der dritten schließt ihn die Ringmauer ab, und gegenüber stehen zwei unansehnliche Häuser auf Piloten. Ein Gang verbindet sie. Sie waren die Wohnung des Mikado und seiner Frauen. Das Innere haben wir nicht gesehen. Die Matten und kostbaren Gegenstände welche sie enthielten wurden nach Yedo gebracht. Ueber den kleinen See führt

eine Brücke im Zickzack. Dies barok ſcheinende Motiv, welches in China ſehr häufig vorkommt, hat eine ſymboliſche Bedeutung. Es ſoll die Windungen der Schlange vorſtellen. Die Schlange iſt der Repräſentant des Drachen, und der Drache das Sinnbild der oberſten Gewalt. Der Garten des Götterſohnes iſt äußerſt vernachläſſigt. Ich begreife nun, abgeſehen von den myſtiſchen Gründen, warum uns der Intendant nicht zulaſſen wollte. Alles erinnert hier an die Abweſenheit des Eigenthümers. Der Teich iſt mit dürren Blättern, Schlingpflanzen und Schlamm bedeckt, Gras wächſt auf den Gehwegen und Unkraut zwiſchen den Büſchen. Vor den Häuſern ſtehen einige Blumentöpfe, der einzige Beweis von dem Daſein eines Gärtners. Aber ganz abgeſehen von dem Verfalle, welcher Unterſchied zwiſchen dem wahrhaft kaiſerlichen Schloßpark des Shogun in Yedo und dem elenden Theehausgarten des Sohnes der Götter!

Vom Palaſte gehen wir nach dem Schloſſe. Es liegt im weſtlichen Theile der Stadt. Wir haben alſo bei furchtbarer Hitze Kiyôto in ſeiner ganzen Breite zu durchreiten.

Das Schloß, ein höchſt merkwürdiges und prachtvolles Gebäude, wurde von Taiko-Sama vom Grunde aus neu erbaut und trägt das Gepräge des Genius und der Macht dieſes großen Mannes. Es liegt auf einer geräumigen,

auf einer Seite von einer Baumreihe begrenzten Esplanade. Die Ringmauer unterscheidet sich von denen des Palastes nur durch größere Festigkeit. Durch das aus altersgrauen Balken und Brettern gezimmerte große Thor betritt man einen geräumigen Hof. Gegenüber gibt das Ehrenportal Einlaß in das Hauptgebäude. Ich bewundere die Sopraporta, eine überaus reiche Skulptur: Vögel und Blumen in Hautrelief, vergoldet, gemalt, lackirt; ganz im Style der Shiba.

Die Gemächer sind bedeutend höher als die, gewöhnlich, niederen Zimmer der Daimiohäuser. Alles athmet hier die Pracht jener Epoche. Es war das goldene Zeitalter der Künste und der Macht des Shogun.*) Auf dem Plafond, in mattem Gold, kreuzen sich geschnitzte Balken in Schachbrettform. An den Punkten wo sie sich durchschneiden, Scheiben in Goldbronze; die Zeichnung letzterer von unbeschreiblicher Eleganz. Wir sind durch mehrere Gemächer dieser Art geschritten und haben nun den großen Saal betreten. Er ist ungefähr achtzig Fuß lang, dreißig breit und zwanzig hoch. Ueberaus schön ist der in dem oben beschriebenen Style gehaltene Plafond; die beweglichen Papierwände und die Mauern sind mit Ge-

*) Diese Epoche umfaßte ungefähr ein halbes Jahrhundert, von 1580 bis 1630.

mälden auf Goldgrund bedeckt: große Bäume mit kühnen Strichen gezeichnet, aber nicht frei von der landesüblichen Verzerrung.*) Längs dem Prunkgemache läuft ein Gang dessen Fenster, durch Reichthum und Abwechslung in der Zeichnung und durch Pracht der Ausführung, dem Schönsten das man in der Shiba sieht zur Seite stehen. Etwas weniger reich aber in demselben Style sind die Gastzimmer gehalten. Die Wohnungen des Shogun zeigen schönes Getäfel mit Wandstäben in Vieux-Lack und einige wundervolle Staffeleibilder. Letztere liefern den schlagenden Beweis daß, im Widerspruche mit der allgemeinen Annahme, die Gesetze der Perspektive den japanischen Künstlern nicht unbekannt waren. Das Kleeblatt, das Wahrzeichen der Shogune, von einem Ringe umgeben, wiederholt sich hier in das Unendliche.

Der Gouverneur bewirthete die fremden Gäste im großen Saale und führte sie dann in die Büreaux. Auch

*) Der Gouverneur ließ uns einen Augenblick allein. Ich benutzte die Gelegenheit um in Eile eine Skizze des Saales zu entwerfen. Später verglich ich sie mit einer, ganz ähnlichen, Zeichnung Engelbert Kämpfers (1691). Vielleicht fand die Audienz der holländischen Abgeordneten, deren Kämpfer einer war, in diesem selben Saale statt. Bekanntlich bewohnten die Mikado zuweilen das Schloß, besonders während der Anwesenheit der Shogune, welche dies Gebäude bis zur Abschaffung ihrer Würde (1868) besessen haben. S. Kämpfer's Geschichte von Japan gedruckt im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

dort, wie in Osaka, waren vor einigen Tagen Tische und Stühle aufgestellt worden. Die Beamten schienen sich in der neuen Lage nicht bequem zu fühlen und schrieben, ohne aufzublicken, mit großem Eifer, denn so will es die Etiquette bei Anwesenheit des Vorgesetzten. In jedem Zimmer steht eine Konsole auf welcher die Schwerter niedergelegt werden. Dies Möbel hat seine Wichtigkeit. Keiner der hier schreibenden Beamten, sofern er der Militärklasse angehört, hat vergessen, daß er vor Allem Edelmann ist. Ihm ist das Schwert Haupt-, der Schreibepinsel Nebensache. Mit diesen Zweischwertmännern ist nicht zu spaßen. Kürzlich unternahmen die Vertreter zweier fremder Mächte in Yokohama eine Reise nach Kiyôto. In einem nicht weit von hier gelegenen Städtchen geschah es daß einer von ihnen, während der Rast in einem Theehause, zufällig mit dem Fuße das am Boden liegende Schwert eines Yakunins berührte. Der Mann hielt sich für entehrt. Seine Gefährten jammerten über die ihm widerfahrene Schmach; die zahlreichen Neugierigen und Müßiggänger fielen in das Jammergeschrei ein; am Ende gesellte sich auch das Volk hinzu. Alles beklagte das Loos des Unglücklichen dem nichts übrig bleibe als Harakiri zu machen. Die Lage der Europäer begann kritisch zu werden, als einer der japanischen Dollmetsche dem Yakunin sagte: „Du hast Dein Schwert auf den Boden gelegt und nicht, wie es die Vor-

ſchrift erheiſcht, auf die Konſole. Der fremde Herr hat alſo Deine Waffe aus Zufall berührt und nicht abſichtlich. Deine Ehre iſt nicht gekränkt worden.“ Dieſe Auslegung befriedigte Jedermann, beſonders den Officier, den ſie der unangenehmen Pflicht enthob ſich den Bauch aufzuſchlitzen, und die beiden Reiſenden welche der im Ehrenpunkte ſo kitzlichen Einwohnerſchaft mit Vergnügen und eilends Lebewohl ſagten.

Auf Befehl des Gouverneurs war unſer Mittagsmahl im Gemeindehaus eines entlegenen Stadtviertels bereitet worden. Der Speiſetiſch wurde in einem ſchönen Saale aufgeſtellt, mit einem Seidenteppich bedeckt und als Tafelaufſatz mit einem wenigſtens fünf bis ſechs Fuß hohen Blumenſtrauß geſchmückt, wie man deren in den Tempeln findet; auch ſah unſer Tiſch wie ein Altar aus. Ueber die Stühle hatte man Shawle geworfen und am Boden einen engliſchen Teppich ausgebreitet. An dieſem Tiſche nahmen nur die beiden Europäer und die zwei Sanji Platz. Die Officiere des Gefolges ſpeiſten im ſelben Saale aber am Boden ſitzend. Die übrigen Begleiter wurden in den anſtoßenden Zimmern bewirthet. Das Mahl war überreichlich und die Gerichte von großer Abwechslung. Den Glanzpunkt bildete wie gewöhnlich der berühmte Tay. Dieſer Fiſch wird lebend mit ſehr ſcharfen und dünnen Meſſern in Scheiben geſchnitten die man jedoch nicht von

einander trennt. Die Operation verlangt große Geschicklichkeit und Eile. Hierauf wird der Fisch, wie man behauptet, noch lebend aufgetragen, man gießt etwas Essig in seine Augen. Es folgt darauf eine konvulsivische Bewegung; die Scheiben fallen aus einander, das Thier verendet. In diesem Augenblicke verzehrt man es. Ekelhaft, grausam, aber raffinirt! Diesmal mißlang der Versuch. Mehrere Europäer versichern mich diesem abscheulichen Experimente mit vollständigem Erfolge beigewohnt zu haben.

Ma io nol viddi, nè credo che sia.

Neben dem Saale ist die Schule; wo eine große Anzahl kleiner und erwachsener Mädchen, Knaben und Jünglinge sich im Schreiben üben, das heißt ökonomischer Weise dasselbe Blatt Papier immer wieder mit Tusche beschmieren. Der Gouverneur hat diese wie so viele andere Schulen in den letzten Monaten improvisirt.

Nach Tische wird der Shinto-Tempel Kitano-ten-jin besucht. Er ist dem Andenken eines großen Feldherrn aus dem fünfzehnten Jahrhundert geweiht. Sodann durchziehen wir die unabsehbaren Gassen der westlichen Stadt. Am Ende gehen sie in lange Baumgänge über. Daneben fließen Bäche. Vor uns im Westen thürmen sich hohe Berge auf.

Das Ziel dieses Rittes ist der dem Helden Tojimizu

geheiligte, sehr reiche Buddha-Tempel Kin-kaku-ji.*) Er unterscheidet sich von den übrigen Vor-Taiko-Sama'schen Tempeln hauptsächlich durch die Schönheit und Ausdehnung des heiligen Haines. Japanische Gartenkunst feiert hier ihre höchsten Triumphe und erreicht zugleich, im Lächerlichen und Grotesken, die äußersten Grenzen des Möglichen. Da sieht man, zum Beispiel, eine riesige Pinie lebendigen Leibes in ein Schiff umgestaltet. Der Stamm stellt den Mast vor; die höheren Aeste die Raaen, die niedrigen die Ruder. Der poetische Reiz dieser geweihten Stätte liegt in ihrer Abgeschiedenheit und in den unbeschreiblich schönen Fern- und Durchblicken. Die Stadt selbst bleibt übrigens unsichtbar; ein dichter Laubvorhang verhüllt sie.

In der Nähe erhebt sich ein isolirter Hügel von dessen Scheitel Kiyôto ohne Zweifel zu sehen wäre; aber unglücklicher Weise steht dieser Punkt nicht auf dem Programm des Gouverneurs. Der gute Sanji gibt sich die Mühe es mir zu beweisen, indem er das lange Papier mit der Marschroute aufrollt. Aber meine Erfahrungen von heute Morgen sind nicht verloren. Flugs springe ich vom Pferde und steige allein den Berg hinan. Hr. Enslie beschwichtigt alle Skrupel. Nicht sehr willig folgen uns die Würdenträger, die Officiere, die Soldaten, nachdem sie ihre Pferd-

*) Erbaut um 1720.

unehrerbietig genug, am Gitter eines kleinen Tempels festgebunden haben. Der Weg ist steil aber die Mühe lohnend. Zu unsern Füßen breitet sich Kiyôto aus. Ein dunkles Häusermeer, umgeben von einem Meere grüner Baumwipfel. Das Ganze eingerahmt durch Berge. Darüber durchsichtige, perlgraue und rosige Tinten von unbeschreiblicher Zartheit!

Am Heimwege beschleunigen wir den Schritt unsrer Pferde und brauchen doch eine Stunde und zwanzig Minuten um die Herberge zu erreichen. Als wir ankamen war es bereits vollkommen dunkel. Am Flusse, wie gestern, ein venetianisches Fest: erleuchtete Lustboote, fröhliches Geschrei, Gesang, Musik. Darüber die schwarzen Schleier einer lauen Sommernacht.

(24. September.) Es gibt hier ausgezeichnete Verfertiger von sogenannten Kuriositäten. Ich nenne sie absichtlich nicht Fabrikanten, eher noch Künstler. Sie bringen uns ihre Produkte, darunter ein paar wahre Meisterstücke. Leider finden die reichen und vornehmen Leute des Landes Behagen an derlei Gegenständen und geben zuweilen sehr hohe Preise. Lack und Schnitzwerk in Elfenbein scheinen mir hier vorzüglicher als Alles was man in dieser Gattung in Yokohama und selbst in Yedo sieht. Die Bronze-

arbeiten ſind reizend. Ich kaufte eine Schale und eine Schachtel, eine Art von Bonbonnière, beide aus Kupfer, mit Gold und Silber eingelegt. Der Name Goroza, der mit dem Beiſatze „Neunte Generation“ auf den beiden kleinen Kunſtwerken eingegraben iſt, erhöht ihren Werth in den Augen der Kenner. Der erſte Goroza war der Cellini Japans; ſeine Nachkommen zeigten ſich bis jetzt des Ahnherrn würdig.

Um ſieben Uhr Morgens wieder zu Pferde. Wir beginnen mit dem größten Buddhatempel (von der Montoſekte) in Kiyôto, Niſhi-hon-guan-ji. Er ſtammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, wurde Ende des ſechszehnten von Taiko-Sama faſt vollſtändig umgebaut und beſteht aus zwei Tempeln oder Tempelhallen welche ein Korridor verbindet. Sie nehmen die hintere Langſeite des großen oblongen Hofes ein. In der Mitte ein mehrhundertjähriger Baum. Zwei Portale führen in den Hof.

Die beiden Tempel tragen das Gepräge des Zeitalters Taiko-Sama's. Der eine iſt dem Gründer der Montoſekte, Shinranſhozo, der andere der Göttin Amida geweiht. Der Tempel des Gottes iſt eine hundertachtzig Fuß lange, und ſechsundfünfzig Fuß breite Halle; die dem Haupteingange gegenüberliegende Seite nehmen fünf Kapellen ein deren mittlere und größte das Heiligthum iſt. Dieſe Anordnung erinnert an die gothiſchen Kirchen in

Toskana. Zwischen den Kapellen und dem Saale läuft, von letzterem durch ein niederes Geländer getrennt, ein enger Gang hin. Die Säulen welche die Decken tragen sind geglättete Baumstämme ohne Kapitäler denen man die Holzfarbe ließ. Wir fanden den Tempel mit weißgekleideten Männern und Weibern angefüllt. Bursche deren Toiletten nur aus dem Lendengürtel bestand, hatten sich ein Stückchen weißen Papiers in das Haar gesteckt. Weiß ist die Farbe der Trauer. Sie wurden nach einander in den Gangweg gelassen, verneigten sich vor dem Heiligthum, sagten ein kurzes Stoßgebetlein für ihre Todten und verliefen sich dann rechts und links unter Geschwätz und Lachen. Obgleich die Menge sehr groß war, sah ich nirgend Gedränge noch Unordnung. Unser Sanji lachte viel über den Köhlerglauben dieser braven Leute. Gerne benutzte er die Gelegenheit vor uns als Freigeist zu glänzen. Wie die meisten seiner Standesgenossen hat er sich zu dem Standpunkte der Konfessionslosigkeit emporgeschwungen.

Die Wände der Kapellen und die jetzt offenstehenden Thürflügel sind so wie die schön geschnitzten Sopraporten vergoldet. Außerordentliche Pracht entwickelt die Hauptkapelle. Dort steht der schwarzlackirte Altar; auf ihm ein verschlossener Tempietto, wahrscheinlich das Götzenbild enthaltend, von überreich ciselirter Bronze; vor dem Altar ein länglicher Tisch mit den üblichen Gegenständen, dem

Weihrauchgefäße, den zwei aufrechtstehenden Tafeln und den zwei Porzellanvasen deren eine einen riesigen Strauß von natürlichen Blumen enthält. Die Tischdecke ist reich gestickt; die Zeichnungen hiezu byzantinisch! Zu beiden Seiten des Altars sieht man niedere Schemel in symmetrischer Ordnung aufgestellt. Ich erfreue mich an ihren reizenden Arabesken in Gold auf schwarzem Lackgrund. Die Wände der Hauptkapelle sind matt vergoldet und mit leicht hingeworfenen, farbigen Ornamenten geschmückt. Von dem gleichfalls vergoldeten Plafond hängen vier große Lampen tief herab. Ihr Licht verschmilzt in magischer Weise mit der von außen eindringenden Tageshelle: Sonnenstrahlen welche, vom Fußboden des Hofes zurückgeworfen, sich im Säulenwalde der Halle verloren haben und nun im Heiligthume wiederfinden. Die Residenz der Göttin Amida ist nach demselben Plane gebaut.

Dieser hochberühmte Tempel, der Stolz der alten Hauptstadt und zugleich eines der verehrtesten Heiligthümer, besaß ein sehr bedeutendes Stiftungsvermögen, und groß war noch vor ganz Kurzem die Anzahl seiner Priester. Aber unerachtet der Absicht der Regierung die Montosekte aus politischen Rücksichten zu schonen, haben sich die finanziellen Verlegenheiten des Staatsschatzes stärker erwiesen als die Regeln der Klugheit und die Achtung vor dem Recht. Das Ministerium hat also die Anzahl der Priester

vermindert, einen Theil des Stiftungsvermögens eingezogen und von den ſchönſten Gebäuden am Tempelgrunde Beſitz ergriffen. Letztere läßt ſie für den Empfang ihrer (eingeborenen) Gäſte einrichten. In einem dieſer Häuſer ſah ich ein wundervolles Gemälde: drei Frauen am Eingange eines Palaſtes. Die Perſpektive läßt nichts zu wünſchen übrig.

Alle Gebäude, Hallen und Häuſer zeigen, mit Ausnahme eines offenbar viel älteren kleinen Portals, ſoweit es ſich um Skulptur und Malerei handelt, die charakteriſtiſchen Kennzeichen des Taiko-Sama'ſchen Barokſtyles. Das Emblem des großen Regenten*) findet ſich auch hier vor, diesmal in etwas veränderter Geſtalt: drei Kleeblätter, die ſich an dem Mittelblatte berühren, von Einem Ringe umfangen. Die Blätter ſind im heraldiſchen Style gezeichnet, mit abſichtlicher Verſchmähung der Naturwahrheit welche die japaniſchen Künſtler, wenn ſie wollen, ſo trefflich nachahmen.

Hinter dem Tempel dehnt ſich der heilige Hain aus; er gilt für einen der größten und ſchönſten in Japan. Die vielen Palmen und Bananenbäume geben ihm einen

*) Taiko-Sama war nie Shogun. Sein Name war Toyotomi Hidiyoſhi; ſein Titel Kuambaku d. i. Regent. Als er zu Gunſten ſeines Sohnes abdankte, nannte er ſich Taiko, d. i. Regent im Ruheſtand.

tropiſchen Anſtrich. Hier häufen ſich die Erinnerungen an Taiko-Sama. Unter dieſem Baume pflegte er um die Mitte des Tages ſeine Sieſta zu halten; dort den Vollmond zu betrachten. Dieſe beiden Vögel hat er an die Gartenmauer gemalt.

Ich übergehe die Beſchreibung anderer Tempel die wir, pflichtſchuldig, beſuchen mußten. Der bedeutendſte iſt Higaſhi, ein Seitenſtück des Niſhi, und ebenfalls von Taiko-Sama neu erbaut. Eine Feuersbrunſt hat ihn unlängſt theilweiſe zerſtört. Hr. Enslie beſitzt eine alte japaniſche Handſchrift in welcher die Gründungsjahre der vornehmſten Heiligthümer von Kiyôto verzeichnet ſind. Kann man ihr Glauben ſchenken, ſo reichen die älteſten nicht über das neunte Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung zurück.*)

Gewiß, der Beſuch dieſer Oertlichkeiten bietet das lebhafteſte Intereſſe; aber bald erkaltet es. Eine Maſſe von Fragen drängen ſich auf, aber Niemand weiß ſie zu beantworten. Unſere Kenntniß der japaniſchen Mythologie iſt noch ſehr lückenhaft. Dagegen führen die unermüdlichen Bonzen den Beſucher bei drückender Hitze durch die weiten Gründe, zwingen ihn faſt ſenkrecht ſtehende morſche

*) Die älteſten ſind aus den Jahren 839, 870, 1162, 1185 und 1240. Der Wiederaufbau der beiden ſo eben erwähnten Tempel Niſhi und Higaſhi durch Taiko-Sama fand 1578 und 1592 ſtatt.

Leitern auf- und niederzuklettern, ſchleppen ihn in unterirdiſche, finſtere Räume um ihn, am Ende, einen Kiosk, eine Bretterhütte, einen Stein ſehen zu laſſen, weil ſie Zeuge irgend eines lächerlichen Wunders waren oder Gegenſtand einer widerſinnigen Legende.

Die Tempel in und um Kiyôto ſcheinen unzählig. Einige beſitzen ein Stiftungsvermögen in liegenden Gründen auf welches die Regierung jetzt mit unbarmherziger Hand Beſchlag legt. Andere genießen oder vielmehr genoſſen eine Subvention des Staates. Viele ſind für ihren Unterhalt auf Almoſen angewieſen.

Die Thatſache, daß Kiyôto noch heute mehr als dreitauſend Buddhatempel zählt, zeugt von der überwältigenden Macht welche die, buddhiſtiſchen, Shogune in der Reſidenz und unter den Augen der, dem Shintokultus zugethanen, Mikado beſaßen.*)

Im Süden der Stadt, am linken Ufer des Kamagawa und bereits am Abhange der Berge welche das Kiyôtothal im Oſten begrenzen, liegen die Luſtorte Guionmachi und Shima-barra. Dort ſteht Theehaus an Theehaus. Die elegante Welt, die jungen Herren von Adel ſind ihre Kunden. Wir richten unſere Schritte gegen

*) Die Mikado waren immer äußerlich Shintoiten, doch konnten oder wollten ſie das Ueberhandnehmen des Buddhism nicht verhindern.

Guion-machi wo beständig Festtag ist. Ueberall bewimpelte Maibäume, Blumengewinde, Schnüre mit Papierschnitzeln die von Dach zu Dach gespannt sind; überall Gesang, Flötentöne und Lautenspiel, dazwischen das schallende Gelächter der fröhlichen Gäste. Auf einem sehr steilen Fußpfade erreichen wir eines der elegantesten Theehäuser, berühmt auch wegen seiner prachtvollen Aussicht über die Stadt.

Kiyôto ein ungeheures Parallelogramm, liegt in einem von Nord gegen Süd sanft abfallenden Thalgrunde. Zwei Flüsse begrenzen es: im Osten der Kamagawa, im Westen der Katsuragawa. Beide vereinigen sich südlich und in geringer Entfernung von der Stadt um weiter unten in den Yodogawa zu fallen. Das Kiyôtothal ist auf drei Seiten von Bergen umschlossen; gegen Süden geht es in dem flacheren und breiteren Thale des Yodogawa auf. Die Berge im Osten der Stadt von welcher sie nur der Kamagawa trennt, erheben sich wohl kaum über tausend Fuß, aber die jenseitige etwa acht englische Meilen entfernte Bergkette des Atagoyama erreicht mindestens eine dreifache Höhe.

Die Stadt Kiyôto zeigt sich dem Auge als eine verschwommene Häusermasse. Nur die schwarzen Dächer sind sichtbar. Zu unserer Linken, in weiter Ferne, machen sich die Giebel und weißen Ringmauern des Schlosses bemerk-

bar. Vor uns, etwas zur Rechten, ſehen wir ein Labyrinth von Gebäuden und einige hohe alte Bäume: den Palaſt des Mikado. Das Häuſermeer überragen, in Form aufgeſtülpter Filzhüte, unzählige Tempeldächer; doch erſcheinen ſie niedrig im Vergleiche mit den beiden Heiligthümern Taiko-Sama's deren dunkle Maſſen den Blick immer wieder an ſich ziehen.

Wir befinden uns in den erſten Stunden des Nachmittags. Man ſtelle ſich einen ungeheuren Strom vor der gewaltige Kohlenblöcke führt: ſchwarz, glatt, glänzend an den Kanten. Ueber dieſe dunkle und doch leuchtende Fläche, denn ſie wirft das Tageslicht zurück wie ein ſchwarzer Spiegel, ſind zahlloſe grüne Eilande, die Gärten und Tempelhaine, ausgeſäet. Rings um die Stadt ein Ocean von Baumwipfeln und von eben noch ſaftgrünen, jetzt im vorgerückten Herbſte, bereits gelblichen Reisfeldern. So ſtellt ſich Kiyôto dar, wenn man es von dieſer Anhöhe und mit der Sonne im Geſicht betrachtet. Bis auf halbe Höhe mit zahlloſen Tempeln und dichtem Gehölz bedeckt, ſpringen, zu unſerer Rechten, die Bergrippen in das Thal vor. Gegenüber und etwas zur Linken, im Nord-Weſt und Weſt, entwickelt der Atagoyama ſeine dämmernden Maſſen. Wer könnte den wunderbaren Farbenſchmelz beſchreiben? Schwarze, ſilberne, goldene, ultra-

marinblaue Töne! Dazu die überaus ſanfte Klarheit der Luft.

Die gaſtronomiſchen Genüſſe welche wir der Gaſtfreundſchaft des Chi-fu-ji und der Kunſt des Theewirthes verdanken, mögen ungeſchildert bleiben, ebenſo auch die Komplimente und zahlloſen Kow-tow mit welchen dieſer Grand Vatel die Gäſte ſeines Kaiſers beehrt.

Endlich wird die Tafel aufgehoben. Wir gehen an einem nahen Tempelchen vorüber, wo ein Dutzend Bonzen in verlumpten Talaren den Gottesdienſt verrichten. Sie ſitzen auf der Schwelle in Reih' und Glied und ſingen Litaneien; dazu paukt ein jeder aus Leibeskräften auf einer vor ihm ſtehenden Trommel. Dicht neben ihnen ſpielen Erwachſene und Kinder im Graſe. Von den Bonzen nehmen ſie keine Notiz. Unter einem Bretterdach bietet ein Greis Photographien feil. Er hat nie einen Europäer geſehen und ſeine Kunſt von einem japaniſchen Photographen erlernt. In techniſcher Beziehung ließe ſich an ſeinen Erzeugniſſen Manches ausſtellen; aber er beſitzt eine andere Kunſt welche der Himmel allein verleiht, die Kunſt den Dingen ihre ſchöne und maleriſche Seite abzuſehen.

Nahebei liegt der Tempel Chionin welchen Sir Harry Parkes während ſeiner kurzen und denkwürdigen Erſcheinung am Hoflager des Mikado bewohnte.

Auf der Heimkehr nehmen wir den Weg den dieser Gesandte mit seinem Gefolge einschlug als er sich an dem verhängnißvollen 23. März 1869 in feierlichem Aufzuge zur kaiserlichen Audienz begab. Herr Enslie zeigt mir die Stelle wo der Mordanfall stattfand.*) Sir Harry, wie alle seine Sekretäre die ihn umgaben, waren zu Pferde und in großer Uniform, ließ sich aber, nach Landessitte und um die friedlichen Absichten der Gesandtschaft auszudrücken, den Degen durch einen Diener nachtragen. Dreizehn englische Ordonnanzen ritten vor ihm, fünfzig Mann Linientruppen der englischen Garnison von Yokohama folgten zu Fuße. Sir Harry hatte sie mitgebracht um für die Sicherheit der Mission zu sorgen und ihren Glanz zu erhöhen. Sie bildeten die Nachhut. Japanische Oberbeamte und Zweischwertmänner, Reiter und Fußvolk, im Ganzen an Zwölfhundert Mann, schlossen den Zug. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich längs den Häusern. Die erste Hälfte der Kolonne bog eben um die Ecke eines engen Gäßchens welches in eine der großen Querstraßen mündet, als die Spitze des Zuges plötzlich in Unordnung gerieth. Man sah zwei große Schwerter in der Luft glänzen. Im Nu lagen von den dreizehn Ordonnanzen neun, schwer

*) Ich erzähle dies blutige Ereigniß nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Satow und Enslie. Beide waren Augenzeugen.

aber nicht tödtlich verwundet, am Boden. Einer der Mörder, ein Samurai, drang mit gezücktem Schwert auf den Gesandten ein welchen hier, wie in der furchtbaren chinesischen Gefangenschaft, Geistesgegenwart und Unerschrockenheit nicht verließen. Schon war der Mann bei ihm angelangt, schon erhob er den Arm zum Todesstoße, als er über einen der verwundeten Reiter strauchelte und fiel. Mit Wunden bedeckt, raffte er sich auf, flüchtete in einen Kaufladen und wurde dort von japanischen Soldaten niedergemacht. Der andere Angreifer, ein Bonze, ward auf Verwendung eines der Gesandtschaftssekretäre nicht getödtet sondern verhaftet, den Landestribunalen übergeben und später hingerichtet. Hr. Enslie, der sich im Gefolge des Ministers befand, war noch nicht um die Ecke geritten; er hörte verworrenes Geschrei, Waffengeklirr, das Stöhnen der Verwundeten. Vergebens suchte er seinem Chef zu Hülfe zu eilen; auch die englischen Soldaten vermochten nicht vorzudringen; das Gedränge in dem engen Gäßchen, die am Boden liegenden Menschen und Pferde versperrten den Weg. Herr Enslie blickte zurück, und, siehe da, Würdenträger, Hofbeamte, Samurai und das erst noch so zahlreiche Publikum waren verschwunden, die Gasse wie ausgestorben, die Europäer allein. Sie eilten nach ihrer Wohnung im Tempel Chionin zurück. Während eines der volkreichsten Stadtviertel Zeuge dieser Blutthat war,

ſaß der Mikado den Geſandten erwartend auf ſeinem Thron. In der Stadt herrſchte die größte Gährung. Eine Wiederholung des Anfalles ſchien nicht unwahrſcheinlich. Dennoch fanden die Audienzen am folgenden Tage ſtatt, worauf die vier Geſandtſchaften ſo raſch als möglich nach Oſaka zurückkehrten.

Die gerichtliche Unterſuchung und andere Erhebungen laſſen keinen Zweifel darüber daß dies Attentat ſo wie die meiſten bei Yokohama und in Yedo verübten Angriffe auf Europäer das Werk politiſcher Fanatiker war. Eine augenblickliche Stimmung, zuweilen erzeugt unter dem Einfluſſe des Sake, leitet den Arm der Mörder die ſich ſelbſt im Vorhinein dem Tode weihen. In der That zwei Männer die mehr als tauſend Bewaffnete angreifen wiſſen daß ſie verloren ſind. Die Anweſenheit der Geſandtſchaften hatte den Haß gegen die Fremden neu angefacht. Man weiß wie tief er in den höhern Klaſſen wurzelt, und zwar nirgend mehr als in der alten Hauptſtadt der Mikado. Ein Samurai und ein Bonze gaben ihm Ausdruck. Mit Blitzesſchnelle warfen ſie ſich auf die Engländer. Es waren keine Verzweifelte, keine Trunkenbolde; es waren Männer die das Unglaubliche, die Alles wagten, weil ſie Alles zu geben, weil ſie ihr Leben zu opfern im Vorhinein feſt entſchloſſen waren. Es iſt immer dieſelbe Geſchichte. Samurai ſitzen in einem Theehauſe beiſammen. Das Ge-

spräch kommt auf die Ausländer. Man erhitzt sich. Ein Ritter sagt: Ich will einen von ihnen umbringen. Ein anderer steht auf und erklärt sich bereit ihm beizustehen. Sie prüfen ihre Schwerter die wie Rasiermesser geschliffen sind, verlassen das Theehaus und säbeln den ersten Europäer nieder dem sie begegnen. Sie wissen sehr wohl daß ihr Leben verwirkt ist. Sie sind bereit zu sterben. Sie wissen daß sie unter Henkershand enden: wenn Adelige den Harakiri vollziehen müssen. In beiden Fällen harrt ihrer der Tod. Aber ihr Name wird fortleben; auf ihren Gräbern werden Weihrauch und grüne Zweige niemals fehlen, und die Verehrung der kommenden Geschlechter wird ihr Andenken mit dem Glanze des Helden und des Martyrers umgeben. Dieser, seinem innersten Wesen nach, politische nicht religiöse Fanatismus wurzelt im Herzen der Nation, äußert sich im Adel als ein ritterliches Gefühl, trifft seine Opfer mit der Raschheit des Blitzes und sucht die Sühnung der That in der Hingebung des eigenen Lebens. Diese Seelenstimmung erzeugt für europäische Reisende im Innern eine wirkliche, vielleicht die einzig wirkliche Gefahr.

Kiyôto liegt in der Provinz Yamashiro*) und ist,

*) Dieser Theil von Mittelsjapan heißt Gôkinai und umfaßt die fünf Provinzen Yamashiro, Yamato, Idsumi, Kavaji und Satsu.

nach der Angabe eingeborener Geſchichtsſchreiber, ſeit dem Ende des achten Jahrhunderts*) der Sitz des Mikado. Aber, mehrmals durch Feuer zerſtört, verſchwand allmälig das alte Kiyôto. Vor Ueberſiedlung des Hofes nach Yedo zählte die Stadt etwa vierhunderttauſend Einwohner. In den letzten zwei Jahren wäre die Bevölkerung auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen. Doch, wie bereits geſagt, entbehren derlei Angaben einer feſten Grundlage.

Sämmliche Straßen ſind ſchnurgerade. Sie durchziehen die Stadt von Nord gegen Süd, von Oſt nach Weſt und kreuzen ſich im rechten Winkel. Die erſteren, deren ſieben zu den beſtbewohnten gehören, ſind numerirt. Die zum kaiſerlichen Palaſte führende iſt Nummer Eins. Ihre Breite wechſelt von zwölf zu zwanzig Fuß, ihre Länge von zwei zu fünf engliſchen Meilen. Die viel ſchmäleren Quergaſſen, deren Länge etwa dritthalb Meilen beträgt, werden durch Namen bezeichnet. Die Häuſer haben durchwegs nur ein Erdgeſchoß, gleichen denen aller andern Städte und enthalten meiſtens Kaufläden. Seit der Umſiedlung des Hofes ſind viele Hauseigenthümer nach Yedo gezogen; ihre Wohnſitze ſind verödet aber noch nicht verfallen. Ich ſprach bereits von dem zweiten Ringe des Kaiſerpalaſtes, dem Viertel der Kuge. Hundertzwanzig

*) Im J. 798.

dieser großen Herren sind mit ihren Familien hier geblieben; die übrigen ließen sich in Yedo nieder. Mit Ausnahme von zwei oder drei Hauptstraßen ist Kiyôto eine todte Stadt. Die Hauptquelle des Wohlstandes ist versiecht. Das Leben ebbt nur mehr schwach in dem großen Körper. Man sieht nur Fußgänger: keine Jinrikisha, keine Wagen, keine Reiter; zuweilen, aber selten, ein schwarzes Ochsengespann. Die Menschen unterscheiden sich von den Yedoern durch eine hellere Hautfarbe; die Frauen scheinen mir den Ruf der Schönheit zu verdienen. Seit einigen Wochen halten sich hier zwei in japanischen Diensten stehende Europäer auf, ein englischer Ingenieur, der die Vorstudien zu einer Eisenbahn nach Osaka macht, und ein deutscher Schullehrer! Ich bedauere diese beiden Pioniere der Civilisation nicht gesehen zu haben.

In den höheren Ständen sollen die Ansichten über die Reform des Ministeriums sehr getheilt sein. Die Männer des Fortschritts geben natürlich den Altkonservativen viel Aergerniß. Man denke nur, sie besudeln sich sogar indem sie Fleisch genießen. Es ist unerhört. Jetzt wird, wie kürzlich in Yedo, auch hier eine Schlächterei errichtet. Einmal die Woche können die Neuerer frisches Rindfleisch essen. Nichts ist dem Japaner widerwärtiger. Er ißt Gerste, Reis und Fische; äußerst selten Schweinefleisch und Geflügel. Den Orthodoxen gilt auch dies für

Sünde. Brot kennt man nur dem Namen nach. Es heißt Pan, das portugieſiſche pão. Dies Wort iſt, wie ich höre, die einzige Spur welche die Portugieſen des ſechszehnten Jahrhunderts hier zurück gelaſſen haben. Zu den Reformatoren zählen auch die Fürſten von Toſa und Chiôſhiu. Letzterer hat ſoeben ein Edikt publicirt durch welches er ſeinen Soldaten auferlegt Fleiſch zu eſſen. Als Grund wird die ſtärkende Kraft dieſes Nahrungsmittels angegeben. Die Neuerung begegnete Anfangs hartnäckigem Widerſtand und konnte nur mit Gewalt eingeführt werden.

Der Fürſt von Toſa wollte die Strohſandalen ſeiner Soldaten durch Lederſchuhe erſetzen. Die Schwierigkeit war Schuſter zu finden; denn die Berührung todter Thiere beſudelt. Nur Eta gaben ſich dazu her. Am Ende verſprach der Fürſt den Adel jenen welche ſich herbeilaſſen würden Schuhe aus Leder zu verfertigen. Das Schuſterhandwerk verleiht fortan in ſeinen Staaten den Adel.

Während dieſer zwei ſehr fleißig benutzten Tage haben wir zu Fuß und zu Pferde vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht die Stadt durchzogen und ihre vorzüglichſten Monumente beſichtigt, allerdings ohne das Programm des Gouverneurs zu erſchöpfen. Der Sanji iſt hierüber untröſtlich. Er fürchtet die Unzufriedenheit ſeines Vorgeſetzten und hätte uns auch gerne gewiſſe wunder-

thätige Steine mit myſtiſchen Inſchriften ſehen laſſen; denn, ſonderbar genug, oder vielmehr gar nicht ſonderbar, glaubt dieſer Freigeiſt an Wunder, und je abgeſchmackter ſie ſind, deſto feſter glaubt er ſie. Er bedauert alſo lebhaft daß wir nicht Alles ſahen, doch hütet er ſich uns zu längerem Verweilen zu ermuntern. Und daran thut er wohl. Wenn Kiyôto mit Recht für den Mittelpunkt der Europa feindlichen Geſinnung gilt, ſo haben die beiden Fremdlinge von Glück zu ſagen. Sie drangen allein und ohne verläßlichen Schutz in das Innere des Reiches; ſie beſichtigen die geheimnißvolle Stadt in all ihren Theilen, und kein unangenehmes Abenteuer ſtörte ſie im Genuſſe dieſer unvergeßlichen Tage.

VII.

Der Bivaſee.

Vom 25. zum 27. September.

Otſu. — Der See. — Der Gouverneur und ſeine Dai-Sanji. — Ôwaku. — Udji. — Rückkehr nach Ôſaka. — Die Künſte in Japan.

(25. September.) Bei Tagesanbruch bringen der Sanji und ſein Adjunkt in mein Schlafzimmer. Sie kommen um uns Lebewohl zu ſagen und tragen die Landestracht. Kaum hätte ich ſie erkannt, ſo ſtattlich ſahen ſie

aus; ſo ganz anders als in unſerem Koſtüme. Ich verhehle es ihnen nicht, aber die Bemerkung ſcheint ihnen wenig zu munden. Sie wollen es eben den Europäern gleichthun.

Um acht Uhr Abreiſe. Umgeben von einer Maſſe Wächter, Spione und Soldaten überſchreiten wir die Kanagawa-Brücke und gelangen ſogleich in die Bergſchluchten im Oſten der Stadt. In weniger als vierzig Minuten haben wir den Höhenpunkt des Engpaſſes erreicht; wir wenden uns dann nördlich und ſteigen in ein kleines Keſſelthal hinab. Da ſind wir wieder am Tokaido der hier der Hauptgaſſe einer volkreichen Stadt gleicht. Da folgen ſich ohne Unterbrechung Reiſende, Briefboten die mich immer an Gott Merkur erinnern, in vollem Trabe laufende Burſche welche Fiſche vom Bivaſee oder aus dem Nordmeere bringen, Laſtträger mit langen Bambusſtangen, Frauen und Pilger; auch ſehr viele mit Ochſen beſpannte Karren. Der Tokaido iſt gut unterhalten. Große Steinblöcke ſind in kleinen Entfernungen quer über die Straße gelegt; dadurch wird ſie gegen die Wirkung der periodiſchen Regengüſſe geſchützt und den Karren ermöglicht auch in der naſſen Jahreszeit zu verkehren.

Der bedeutende Flecken Yamaſhina liegt in einem kleinen Gebirgsſattel zwiſchen den beiden Kämmen der Kette welche, von Süd-Oſt nach Nord-Weſt ziehend, das

Kiyôtothal von dem Seebecken trennt. Hier verlassen wir den Tokaido um auf einem steilern Gebirgspfade die Reise zu verkürzen. Richtung Nord-Nord-West. Die Gegend, obgleich weniger lachend, bewahrt den allgemeinen japanischen Charakter. Ueberall sieht man bebaute Felder. Wir steigen in einer engen Schlucht empor. Die Abfälle sind in Terrassen getheilt und dadurch bis zum Scheitel hinauf für die Kultur gewonnen. Kleine Reisfelder hängen an den Felswänden, daneben Bambusgehölz, Lorbeer- und Ahornbäume. Gegen halb zehn Uhr haben wir den Kamm erreicht. Ein kurzer, sehr abschüssiger Pfad führt uns an den untersten Stufen des großen Tempels vorüber zu den ersten Häusern der Stadt Otsu.

Entfernung von Kiyôto drei Ri oder nicht ganz acht Meilen.

Der tendaitische Tempel Midera wurde im neunten Jahrhundert gegründet und gilt für eine der reichsten Buddhastiftungen in Japan. Seine Einkünfte werden durchschnittlich auf fünfzigtausend Koku Reis berechnet. Der entsprechende Geldwerth ist vierzigtausend Rio, etwa achttausend Pfund Sterling, bei dem hohen Werthe des Geldes eine ungeheure Summe. Die gegenwärtige Regierung unterließ auch nicht das Kloster bedeutend zu brandschatzen. Ueberdies setzte sie die Zahl der Bonzen auf dreihundert herab. Eine lange steile Steintreppe führt zum Tempel

empor. Die Heiligthümer, kleine und große Tempelhallen, die Wohngebäude der Prieſter, die Gaſtzimmer für Pilger befinden ſich im beſten Zuſtande. Ringsum breitet ſich der ſchattige, baumreiche Tempelhain aus. Unſere Yakunin erzählen uns lachend daß, um die Prieſter nicht in ihrem beſchaulichen Leben zu ſtören, das ſchöne Geſchlecht nur einmal im Jahre im Garten Zutritt hat. Die berühmteſte Sehenswürdigkeit, der Stolz und die Freude der Mönche, iſt die große Glocke die, mit Schriftzeichen bedeckt, in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung gegoſſen wurde. Wie alle Tempelglocken, ruht ſie auf einem hohen Gerüſte. Ein in der Nähe der Glocke horizontal aufgehängter Balken oder Widder erſetzt den Glockenſchwengel. Während wir uns in den dunklen kühlen Schatten des Tempelgrundes ergehen, dringen aus der Ferne dumpfe Trauertöne an unſer Ohr. Es ſind Poſaunenklänge. Tendaitiſche Prieſter irren in den Bergen, ſuchen und rufen die Götter.

Aber unſere Neugier feſſelt der See, der große, geheimnißvolle, von den Europäern faſt nie geſehene See. Otſu, die Hauptſtadt der Provinz, ein Ken, liegt am Abhange eines in den See ſteil abfallenden Berges. Die untere Stadt breitet ſich am Ufer aus. Von unſerem hohen Standpunkte aus geſehen, bietet die Stadt den Anblick einer verſchwommenen Maſſe von ſchwarzen und grauen

Dächern. Im Osten und Süden erheben sich, unmittelbar hinter den letzten Häusern, die prachtvoll bewaldeten Berge durch deren enge Schluchten der Tokaido und der Weg auf dem wir kamen nach Otsu führen. Vor uns, gegen West und Nord, über den dunklen Dächern hinweg, zeigt sich der See: glatt, still, einsam. Kein Segel bedeckt ihn, aber in der Ferne gewahren wir die senkrecht aufsteigende Rauchsäule eines nahenden Dampfers. Mit Feldern und Baumgruppen bedeckt und niedliche kleine Buchten zwischen sich einlassend, laufen, zu unserer Linken, niedere Vorgebirge bis an den Wasserrand. Sie sind die Rippen des Rückgrates der großen Insel (Niphon). Hier verhindern sie uns leider das nördliche Seeende zu gewahren. Uns gegenüber, also der Hauptrichtung nach gegen Osten, dehnen sich niedere Hügel aus, überragt von dem Kamme einer langgestreckten und hohen Bergkette die Shigarakidane heißt, von Süd nach Nord läuft, und die östliche Einfassung des Seebeckens bildet. Ihre phantastisch gezeichneten und — in Japan eine Seltenheit — unbewaldeten, mit Gras und Lichen bedeckten Strebepfeiler springen in vertikaler Richtung auf die Achse des Wasserspiegels vor, und stürzen dort plötzlich, gekuppte oder zackige Vorgebirge bildend, fast senkrecht in den See. Also am westlichen Ufer eine liebliche idyllische Landschaft, am östlichen die Einöde in ihrer wilden Pracht.

In Nord-Nord-Oſt ſchließt eine Bergkette den Geſichtskreis ab. Ungeachtet der großen Entfernung, können wir die wellenförmigen Umriſſe ausnehmen; ihre lichtblaue Färbung unterſcheidet ſich kaum von den nur wenig zarteren Tinten des Himmels. Dies iſt der ſteinerne Damm an dem ſich die wüthenden Wogen des Nordmeeres brechen.

Der Bivaſee, wörtlich überſetzt „die vierſaitige Laute", welcher auf den alten Jeſuitenkarten vom ſechszehnten Jahrhundert mit den Namen Oits (Otſu) bezeichnet wird, und auf einigen modernen Karten als Omiſee erſcheint, bildet ein unregelmäßiges Quadrat: Länge und Breite betragen zwiſchen achtzehn und neunzehn Ri oder fünfundvierzig bis achtundvierzig Meilen. Die Seeufer ſind nicht ſtark bevölkert. Die kleinen Städte oder Flecken Hadjemanje am öſtlichen Ufer, Hikoneno-Mayebara und Kaitſu am nördlichen, ſind die wichtigſten Punkte. Die Entfernung von den beiden letzteren nach Tſuruga, dem nächſten Hafen des Nordmeeres, beträgt nur ſieben Ri, ungefähr ſiebenzehn Meilen. Der Reiſende der Otſu am frühen Morgen mit dem Dampfboote verläßt und von Hikoneno aus zu Fuße geht kann Tſuruga leicht vor der Nacht erreichen. Von Oſaka nach Kiyôto zählt man zwölf Ri; von Kiyôto nach Otſu drei; von Otſu nach Hikoneno achtzehn; von Hikoneno nach Tſuruga ſieben; im Ganzen vierzig Ri oder hundert engliſche Meilen. Hievon muß man,

um die Länge der Luftlinie zu meſſen, die bedeutenden Krümmungen der Straße in den Bergen, ſowie die des Kanagawa abrechnen, wodurch ſich die Entfernung zwiſchen Oſaka und Tſuruga nicht unbeträchtlich vermindert. Alſo das Centrum der japaniſchen Hauptinſel (das Niphon der europäiſchen Geographen), welche ſich in ihrer Diagonale vom vierunddreißigſten zum zweiundvierzigſten Grade nördlicher Breite erſtreckt, beſteht aus einem großen Binnenſee welchen zwei ſchmale Felsketten von den beiden Meeren trennen. Eine eigenthümliche, und ich glaube, wenn überhaupt, nur höchſt ſelten vorkommende Geſtaltung.

Die Bewohner des nördlichen Geſtades treiben Seidenzucht. Die „Kartone“ (mit den Eiern) werden nach Otſu und, von dort, nach Oſaka und Hiogo ausgeführt. Vor Kurzem hat eine Geſellſchaft eingeborener Kapitaliſten einen Dampfſchiffsverkehr am See eingerichtet. Sie beſitzt drei Boote welche Morgens von Otſu abgehen und, nach vollendeter Rundfahrt, Abend zurückkehren. Dadurch riſſen ſie den ganzen Seehandel an ſich. Segelſchiffe ſind ſeither verſchwunden. In Yokohama fehlt es nicht an Reſidenten welche den kühnſten Spekulationsgeiſt mit einer nicht minder ſchwunghaften Einbildungskraft vereinigen. Sie ſprechen mit Begeiſterung von der Fruchtbarkeit des Bodens, von der merkwürdigen Entwickelung der Induſtrie, von der Uebervölkerung dieſer Seegegenden die ſie ſelbſt

nie besucht haben. Wenn mann sie hört, so sollte man meinen die Bewohner des Bivasee's harren mit Ungeduld der Kommunikationsmittel um sich der Schätze ihrer Betriebsamkeit und ihres Bodens zu entledigen. Es ist ein gelobtes Land. Man eröffne es, so rasch als möglich, europäischer Gesittung und europäischer Spekulation. Die neue Regierung in Yedo hat sich diese Anschauung angeeignet und, wie bereits erwähnt, einen englischen Ingenieur nach Kiyôto geschickt mit dem Auftrage den Plan einer Eisenbahn zwischen der alten Hauptstadt und Osaka zu entwerfen. Später sollte der Schienenweg bis Tsuruga verlängert werden. Es gebührt mir nicht ein Urtheil abzugeben über den möglichen Aufschwung der Industrie, des Handels, der Volkswirthschaft in diesem Theile von Japan; aber ich gestehe, die einsame Wasserfläche welche Felsen umgeben, mit einigen Reisfeldern und, im Norden, mit einigen Maulbeerpflanzungen, dies vielbesungene und wenig gekannte Seebecken, dessen Handelsbedürfnissen drei kleine Steamer genügen, entspricht nur wenig dem glänzenden Ideale der Projektenmacher in Yokohama; und rechtfertigte kaum die schweren Geldopfer welche sie dem bereits erschöpften Staatsschatze zumuthen wollen.*)

*) Die Auskünfte über den Bivasee wurden mir von den Bonzen des Midera, vom Vice-Gouverneur von Otsu und von einigen Notabeln dieser Stadt gegeben. Sie stimmen überein mit dem was ich in Kiyôto und Ishiyama hierüber gehört habe.

Ein Kahn bringt uns nach dem jenseitigen Ufer. Während wir längs dem südlichen Gestade hinrudern, kommen wir an dem Unterbau eines großen Daimioschlosses vorüber. Der Eigenthümer, einer der reichsten und vornehmsten Herren dieser Provinz, zugleich ein begeisterter Fortschrittsmann, erbat sich und erhielt natürlich die Erlaubniß, den Wohnsitz seiner Ahnen dem Erdboden gleich zu machen und das gewonnene Terrain in Ackerland zu verwandeln. Ueberall stoße ich auf die Symptome der Bewegung welche sich der Geister bemächtigt hat.

Wir nahen dem Ausflusse des Yodogawa aus dem See. Er heißt hier Setogawa, nimmt seinen Lauf zuerst nach Osten, bespült den Fuß der Berge welche das Bivabecken vom Kiyôtothal trennen, durchströmt sodann die Provinz Udji, nach der er sich dort Udjigawa nennt, biegt hierauf wieder gen Westen ein, heißt von Fujimi ab Yodogawa und ergießt sich endlich bei Osaka in das Stille Weltmeer. Ein wenig unterhalb seines Austrittes aus dem See bildet er eine kleine Insel und wird dort von dem Tokaido auf zwei Brücken überschritten. Der Ort und diese Brücken entsprechen sehr genau der Beschreibung Kämpffer's.**) Wir fahren unter einer der letzteren durch,

*) In seinem oben citirten Werke. Kämpffer passirte die beiden Brücken im Jahre 1691.

gleiten den reizenden Ufern des Setogawa entlang, halten endlich bei einem kleinen Dorfe. Es liegt, halb im Laube versteckt, am Fuße einer Felswand, hart am Rande des Wassers. Der Felsen ist mit prachtvollen riesigen Bäumen gekrönt. Auf seiner Kuppe trägt er den uralten und hochberühmten Tempel Ishiyama, wörtlich übersetzt der „Granitberg."

Entfernung von Otsu zwei Ri oder fünf Meilen.

Wie die Asakusa in Yedo ist der Tempel der Göttin Kwanon geweiht. Wann wurde er gegründet? Niemand weiß es. Man weiß nur daß er von jeher bestand. Für das hohe Alter des gegenwärtigen Baues sprechen die höchst einfache Konstruktion, die lichtgraue Holzfarbe, die Abwesenheit jeder Spur von Verzierung an den das Dach tragenden Säulen. Dennoch, nach meinen bisherigen Wahrnehmungen zu urtheilen, glaube ich nicht daß diese Gebäude älter als das zwölfte Jahrhundert seien. Ein Tempietto mit zwei übereinander gestellten, parasolförmigen Dächern, deren unteres in einer Flachkuppel ausgeht, fallen mir auf durch geschmackvolle Zeichnung und die sinnreiche Geschicklichkeit des Architekten der es so wohl verstand die Verschränkung der Balken als Verzierung zu benutzen. Sein Verdienst ist vom Holze nur zu verlangen was es geben kann. In einem auf Pfeilern hoch über dem Boden erhobenen Häuschen werden die heiligen Schriften aufbe-

wahrt. Die Konſtruktion iſt einfach, ſinnreich und mir ganz neu. Herr Enslie, welcher die Mandſchurei und die ruſſiſchen Niederlaſſungen im Stillen Weltmeer beſucht hat, glaubt in dem kleinen Gebäude die Bauart der ſibiriſchen Bauernhäuſer zu erkennen. Wenn dem ſo iſt, welch neues, ungelöſtes Räthſel!

Wir ſtehen auf dem höchſten Punkte des „Granitberges“ und unſere Blicke können hier das Nordende des See's erreichen. Wie in Kiyôto bewundern wir die durchſichtigen, klaren, ſanften Lufttöne.

Vor dem Tempel begegnen wir drei jungen Damen vom Adel. Sie ſind einfach aber elegant gekleidet und wenden bei unſerem Anblicke das Geſicht ab, ſich ſo viel als möglich hinter ihren Fächern verſteckend. Und hieran thun ſie ſehr weiſe. Sie haben ihre Zähne noch nicht ſchwarz gefärbt, ihre Augenbrauen noch nicht ausgeriſſen. Ihre Schönheit iſt alſo unwiderſtehlich, und die weißen Teufel, wenn ſie lieben, zudringlich und kühn. So erzählen wenigſtens die Beamten. Alſo man verſtecke ſich!

Das kleine Dorf Iſhiyama iſt der Typus eines Wallfahrtsortes. Es beſteht aus einer einzigen Reihe von Häuſern welche, an die Felswand gelehnt, ſich dem Fluſſe zuwenden. Faſt alle ſind Hotels. Vor ihnen läuft eine Allee hin, durchwegs winzige Koniferen mit krampfhaft gekrümmten Aeſten. Steinerne Laternen und ein paar

kleine Altäre erhöhen den geiſtlichen Anſtrich des Ortes. Hie und da ſind Bretterbuden aufgeſchlagen in denen Roſenkränze und Bildchen verkauft werden. Letztere ſtellen die Göttin und ihre Wunder dar. Kinder ſpielen auf der Gaſſe, Männer genießen im Schatten der kleinen Pinien der Wolluſt des Nichtsthuns. Pilger kommen und gehen. Jedermann betrachtet mit ſtummem Erſtaunen aber ohne alle Feindſeligkeit die beiden ſonderbaren Weſen die auf der Veranda eines Theehauſes, und zwar nicht auf den Ferſen, ſondern auf Stühlen und an einem Tiſche ſitzen! Dieſelben Stühle und derſelbe Tiſch deren Bekanntſchaft wir in Fujimi gemacht, und die uns ſeither zu unſerer großen Bequemlichkeit gefolgt ſind. Tiefe Ruhe herrſcht in der Luft, auf der Erde und über dem Waſſer. Alles athmet die Sanctitas Loci.

Vor Anbruch der Nacht ſind wir in Otſu zurück, und erhalten ſofort den Beſuch des Chi-ken-ji, das heißt des Gouverneurs des Ken. Er iſt ein ſchweigſamer, ſchüchterner junger Herr. Bevor er ſpricht oder auf unſere Fragen antwortet, ſieht er immer mit einiger Aengſtlichkeit den Dai-Sanji an der ſein rechter Arm, wahrſcheinlich ſein Faktotum, ſein Mentor und Aufſeher iſt, das Weſen welches er ſucht und flieht, am meiſten fürchtet und am meiſten haßt, der Mann der ſeine Tage vergiftet, aber ohne den die Tage ſeiner Statthalterſchaft wahrſcheinlich

gezählt wären. Ein Prachtstück eines hohen Würdenträgers. Dagegen besitzt der Dai-Sanji eine merkwürdige Ungenirtheit und eine nicht geringere Mundfertigkeit. Die beiden ergänzen sich also. Alles in Allem, glaube ich, wird in Otsu gewirkt und gewaltet wie anderwärts. Wem Gott das Amt gibt dem gibt er den Verstand. Regierung und Regierte befinden sich dabei den Umständen gemäß.

(26. September.) Um sieben Uhr Morgens erwidern wir den Besuch des Chi-ken-ji. Er bewohnt, im Tempel Midera, die Gemächer des Oberpriesters. Auch hier hat sich die Regierung einen Theil der Klostergebäude angeeignet. Die Gründe sind die gewöhnlichen: „man braucht Räumlichkeiten für die Büreaux," die Mönche besitzen deren mehr als sie benöthigen. Ueberdies reist der Pontifex umher. Er ist ein Absentist." Ich erkühnte mich den Gouverneur über diesen heiklichen Gegenstand zu befragen, und der Dai-Sanji hatte die Güte zu antworten, ungefähr so wie man in andern Ländern ähnliche Fragen erwidert, nur mit größerer Aufrichtigkeit. „Nun", fragte ich den Gouverneur, „was sagt der Oberpriester? Freut es ihn Eure Excellenz in seiner Wohnung hausen zu sehen?" Der Ken-ji sah seinen Sanji mit ängstlicher Miene an. Dieser antwortete lachend: „Nein, aber wir sind die Stärkeren."

Unsere heutige Tagereise führt uns durch Gegenden welche, wie man mir sagt, kein Europäer je besucht hat.

Abreise von Otsu um acht Uhr zwanzig Minuten. Richtung Süd-Ost. Ankunft im Dorfe Oiwaki um neun Uhr. Hier verlassen wir den Tokaido um uns östlich zu wenden. Unser Ziel ist der Udjidistrikt der den besten Thee in Japan erzeugt. Ich reise zu Pferde, und es regnet in Strömen, aber die Luft ist lau und balsamisch. Der Weg führt uns durch den beträchtlichen Flecken Daijingoji. Sein großer Tempel liegt in einem sehr ausgedehnten Hain den eine weißgetünchte Mauer einfriedet. Die Straße zieht fortwährend durch Dörfer an ummauerten Tempelgründen vorüber. Alles trägt das Gepräge des Wohlstandes und einer alten weit gediehenen Civilisation.

Um eilf Uhr Ankunft und Halt in dem gleichfalls ausgedehnten Flecken Tissômura. Weiterreise um Mittag. Eine halbe Stunde später erreichen wir Owaku. Wir steigen am Thore dieses hochberühmten Buddhatempels ab und besehen uns mit Muße seine verschiedenen durch Mauern getrennten Höfe, die Heiligthümer, das Kloster und die Pilgerhäuser. In einer der großen Hallen stehen auf dem Altartische die gewöhnlichen Gegenstände: in der Mitte eine große Vase mit einem Baumzweige; vor der Vase das Weihrauchsgefäß, zu beiden Seiten ein hoher und ein niedriger Leuchter und an den beiden Enden des.

Tisches Blumenvasen deren Zeichnung von entschieden klassischer Schönheit ist. Hinter dem Altar erheben sich auf drei isolirten Fußgestellen im italienischen Barokstyle des siebenzehnten Jahrhunderts drei hölzerne vergoldete Statuen. Die mittlere ist kolossal und stellt Shaka dar, den japanischen Buddha; die beiden anderen, von Naturgröße, seine beiden vornehmsten Jünger, Anan und Kashu. Buddha ist sitzend dargestellt, aber nicht in der traditionellen Stellung der absoluten Ruhe; denn hier ertheilt er mit der rechten Hand den Segen. Hinter dem Gotte ist eine elliptische Nische in Form einer Muschel angebracht. Sie geht von dem Fußgestelle aus und entspricht der Glorie unserer Heiligenbilder. Die beiden Jünger sind in Anbetung versunken. Anan blickt zum Meister empor mit erhobenen gegen einander gelegten nicht gefalteten Händen. Kashu faltet die Hände und neigt den Kopf vorwärts. Ausdruck und Stellung beider habe ich unzählige Male in unsern Kirchen gesehen. In demselben Saale längs der Wände sind achtzehn sitzende Statuen, neun auf jeder Seite, aufgestellt. Sie sind von Naturgröße, gleichfalls aus Holz geschnitzt und vergoldet. Ich rechne sie zu den höchsten Erzeugnissen japanischer Skulptur. Sie vereinigen alle Eigenthümlichkeiten dieses Kunstzweiges, wie er sich in Japan entwickelt hat: die Achtung vor der Wahrheit, das feine Naturgefühl, die technische Vollendung, das Gefallen

am Verzerrten, am Seltsamen, am Grotesken; endlich den humour. Einige dieser Köpfe sind zu gleicher Zeit fratzenhaft und naturgetreu, furchtbar und lächerlich. Dennoch läßt sich ihnen wirklicher Kunstwerth nicht absprechen.

Um Ein Uhr verlassen wir den Tempel. Das Wetter hat sich aufgeklärt, und wir genießen der schönen Gegend die immer dieselben Elemente wiederholt, zu denen sich aber jetzt ein mir neues weniger anziehendes gesellt: die Theepflanzungen. Ein hoher Damm führt durch sie nach dem Ufer des Udjigawa der hier plötzlich aus einer bewaldeten Schlucht hervorbricht und in die Ebene eindringt die er vor seiner Mündung in das Meer nicht mehr verlassen wird.

Am entgegengesetzten Ufer liegt Udji, der Hauptort des berühmten Theedistriktes. Eine Fähre bringt uns hinüber. Wir rasten in einem schönen Gasthofe und besuchen dann die Pflanzungen. Nichts kann häßlicher sein. Die steifen Büsche sind schachbrettartig gepflanzt, die Zwischenräume mit Dünger gefüllt; die Luft verpestet.

In Udji verlassen uns die Wächter um nach Otsu zurückzukehren. Sie machen sich eines schweren Vergehens schuldig, denn sie hatten Befehl uns bis Osaka zu begleiten, aber Herrn Enslie's Beredsamkeit hat dies Wunder gewirkt, und wir athmen freier auf. Man kann sich von der Zudringlichkeit dieser Leute keinen Begriff machen.

In Bewegung und in Ruhe wichen sie keinen Augenblick von unserer Seite. Nachts umlagerten sie die Ausgänge unserer Zimmer. Es war eine wahre Gefangenschaft.

Um halb vier Uhr Abreise in einem Flußkahn. Die Ufer treten zurück und werden allmälig flach. Zwischen niederen mit dichten Gras bewachsenen Inseln gleiten wir sanft hinab, passiren Fujimi unter seiner Brücke und landen, da es dunkel geworden und der elende Nachen sich mit Wasser füllt, gegen sieben Uhr am rechten Ufer des Flusses. Von dort nach Yâvata, wo wir die Nacht zubringen wollen, zählt man einen halben Ri. Unsere Leute sind in einem andern Boote vorausgereist und müssen bereits die Herberge erreicht haben; Herr Enslie bleibt also zum Schutze des Gepäckes im Boote zurück, während ich nach Yâvata gehe um ihm die Diener zu schicken. Mit einer Laterne versehen, und von zwei unserer Ruderer begleitet, breche ich auf. Die Nacht ist schwarz; der Regen fällt in Strömen; der Weg führt auf einem kaum einen Fuß breiten Damme hin; unten fließt der Yodogawa; auf der andern Seite breitet sich ein Sumpf aus. Der Boden ist erweicht. Bei jedem Schritte gleite ich aus oder lasse meine Schuhe im Kothe stecken. Endlich ladet mich einer der Männer auf die Schultern. Die Hände auf den Rücken seines Kameraden stützend, der die Laterne trägt und mit dem Fuße die sicheren Stellen sucht und andeutet,

bei jedem Schritte strauchelnd, fortwährend in Gefahr in den Strom hinabzurollen, der zu unserer Linken rauscht, oder in den Sumpf, der sich zu unserer Rechten wie ein großes Leichentuch ausbreitet, thut der brave Bursche was er kann, und erreicht allmälig und ohne Unfall das Ende des Dammweges. Die Kavalkade hatte fünfundzwanzig lange Minuten gewährt und mit Vergnügen gewahren wir in der Ferne ein Licht. Es kommt aus dem Gasthause. Dort werde ich mit Freudengeschrei begrüßt. Männer, Frauen, Kinder umringen mich, betrachten den Fremdling mit Erstaunen, bestürmen ihn mit unverständlichen Fragen, überhäufen ihn mit Artigkeitsbezeigungen. In einem Augenblicke, und unerachtet meines Widerstrebens, hat man mir die durchnäßten Kleider coram populo ausgezogen. Ich selbst werde in eine mit heißem Wasser gefüllte Tonne getaucht und hierauf mit kaltem Wasser begossen. Es ist dies die japanische Methode. Ich empfehle sie. Dann werde ich in eine neue Tunika des Wirthes gehüllt, in das Ehrengemach getragen und auf der Matte niedergelegt. Einige Tassen siedheißen Udjithee's stellen die erschöpften Kräfte alsbald wieder her.

Von Otsu nach Yâvata acht Ri oder zwanzig Meilen.

(27. September.) Wir schwimmen rasch den Fluß hinab. Um Mittag haben wir die ersten Häuser von Osaka erreicht; um halb zwei Uhr landen wir im Fremdenviertel. Daraus mag man auf die Ausdehnung dieser Großstadt schließen.

* * *

Während die kleine Djonke uns an idyllischen Ufern entlang sanft den Yodogawa hinabtrug, sammelte ich meine Erinnerungen, ergötzte mich im Geiste an den gesehenen Kunstschätzen, dankte meinem freundlichen Glücksstern für den seltenen Genuß — in der That, nur Wenigen ward er zu Theil — und schrieb, am Boden unseres primitiven Kahnes ausgestreckt, folgende Betrachtungen in mein Tagebuch:

Kiyôto, Kamâkura, Yedo besitzen die berühmtesten, reichsten und schönsten Tempel. Die Heiligthümer von Kamâkura wurden theilweise zerstört. Unter den Grabdenkmalen nehmen die der Shiba den ersten Rang ein. Sie sind, mit Taiko-Sama's Schloß und mit seinen beiden Tempeln in Kiyôto, die äußerste und höchste Leistung japanischer Kunst. Rings um die beiden Hauptstädte findet man viele Tempel ersten Ranges. So insbesondere in den Distrikten östlich von Kiyôto, zwischen dem Bivasee und dem nördlichen Eingange in das Yodogawath al. Di Perle ist der Tempel von Owaku. In Nikkô, nörd ich v

Yedo, befinden ſich einige Shogungräber, und öſtlich von Kiyôto, an einem Orte deſſen Name mir entfallen iſt, ruhen mehrere Mikado. Ausgenommen dieſe beiden Nekropolen, welche der Shiba weit nachſtehen ſollen, habe ich die berühmteſten Denkmale Japans geſehen. Für Kunſtthätigkeit in all ihren Zweigen iſt Kiyôto weit mehr als Yedo der Herd und Mittelpunkt.

Architektur. Vielleicht läßt ſich dies Wort kaum auf japaniſche Bauten anwenden. Der Tempel, das Schloß, der Palaſt, das Bürgerhaus, die Hütte beſtehen aus denſelben Elementen. Ein erhöhter Fußboden — die Vorſicht iſt nöthig wegen der Feuchtigkeit des Klima's und der vielen Reptilien; — dann wenigſtens vier Vertikalbalken; endlich das ſehr ſchwere Dach. Die Mittelwände ſind mit Papier beſpannte Kouliſſen; die Ringmauer bewegliche Bretterwände die Nachts aufgeſtellt werden. Tempel, Schlöſſer und Yaſhke ſind mit ſteinernen Mauern eingefriedet, oder mit Paliſſaden. Alles Uebrige iſt durchaus Holzkonſtruktion. Es iſt die primitivſte Bauweiſe; ſie entſpricht aber der Beſchaffenheit des Klima's, den Bedürfniſſen der Bewohner, den finanziellen Verhältniſſen der Nation. Dieſe Holzbaracken widerſtehen weit beſſer als unſere gemauerten Häuſer dem Typhon und den Erdbeben. Der Feuersgefahr ſind ſie mehr ausgeſetzt; aber theilweiſe oder ganz niedergebrannt, oder durch den Sturm oder

Erdbeben umgeworfen und zertrümmert, werden sie in wenigen Tagen und mit wenig Kosten wiederhergestellt oder von Grund auf neu gebaut. Der furchtbare Typhon vom 24. August dieses Jahres, den ich in Hata erlebt habe, verwandelte die niedrig gelegenen Gassen der Vorstadt Takanawa (Yedo) in einen Schutthaufen. Auch in Yokohama, in der europäischen Stadt, besonders auf den Bluffs hatte der Sturm arge Verwüstungen angerichtet. Eines der englischen Regierungsgebäude, die Wohnung des Richters, wurde halb abgedeckt und drohte, trotz seiner festen Mauer, einzustürzen. Die Wiederherstellung wird Monate und bedeutende Summen in Anspruch nehmen. Die japanischen Häuser in Takanawa waren neun Tage nach dem Sturme bereits wieder bewohnbar. Eine Architektur im gewöhnlichen Sinne des Wortes gibt es eigentlich in Japan nicht; aber man thut was man kann und braucht, und man braucht eben wenig; man behilft sich mit dem Material das man besitzt, und man weiß damit umzugehen. Dies Material ist Holz.*)

Skulptur. Ihre größten Leistungen sind meiner An-

*) Im Frühling 1872 wurde ein großes Stadtviertel von Yedo ein Raub der Flammen. Die Regierung verordnete den Wiederaufbau der Häuser in europäischem Style. Diese Neuerung setzt eine Reform des Klima's voraus, eine gänzliche Umgestaltung der Sitten und Lebensgewohnheiten, endlich Geldmittel die man nicht besitzt.

ſicht nach, die eherne Statue des Daibutſu bei Kamâkura und die hölzernen Standbilder in Owaku; ſodann die Figuren der ſiebenundvierzig Ronin. Auch das Wachskabinet in der Aſakuſa verdient hier Erwähnung.

Die abſolute Schönheit wiederzugeben war das Ziel des Bildhauers im goldenen Zeitalter griechiſcher Kunſt. Sein Ideal war die Darſtellung des menſchlichen Körpers in ſeiner vollendeten Schönheit. Die großen italieniſchen Meiſter verfolgten verſchiedene und komplicirte Zwecke. Auch ſie ſuchten die ideale Schönheit, aber ſie ſchloſſen dabei Nebenrückſichten nicht aus. Sie wollten oder mußten ihr Schönheitsgefühl gewiſſermaßen den herrſchenden Ideen der Zeit unterordnen. Zum Beiſpiel: Michel Angelo wird beauftragt das Grab Julius II. auszuführen. Er vergleicht den Papſt mit Moſes, und Moſes wird, unter dem Meißel des Künſtlers, das Symbol der göttlichen Offenbarung und übermenſchlichen Kraft. Eine Schöpfung einzig in ihrer Art. Aber man kann ſie nicht betrachten ohne Schaudern. Unwillkürlich und wie eingeſchüchtert durch die Anſchauung des Uebernatürlichen, wendet ſich der Blick ab. Schönheit und Naturwahrheit wurden da dem Erhabenen geopfert. Der japaniſche Bildhauer verfolgt andere Zwecke. Er ſucht die Seelenſtimmungen wieder zu geben: die abſolute Ruhe des Shaka (Buddha), die Verzückung oder die tiefe Sammlung der Jünger des Gottes,

Furcht, Zorn, Haß, Ueberraſchung, Fröhlichkeit, ſelten zärtliche Gefühle. Der nackte Körper, das große Vorbild und die große Aufgabe der antiken Kunſt, läßt ihn kalt. Er gibt ihn nur wieder, wo dies der Gegenſtand erheiſcht; aber dann weiß er die Aufgabe zu löſen. Nicht als ob er den geringſten Begriff von Anatomie hätte; nicht einmal dem Namen nach kennt er ſie; verunreinigt ja ſchon die bloße Berührung eines Leichnams. Aber er hat nackte lebende Körper fortwährend vor Augen. Er ſieht wie ſie die Muskeln anſtrengen, Laſten heben, die Ruder bewegen. Unſere Künſtler müſſen ſich mit Modelen begnügen deren Stellungen immer gezwungen ſind. Daher glänzen ſeine, in anderer Beziehung unvollkommenen, Leiſtungen durch die unſern modernen Skulpturen ſo häufig fehlende wahre wirkliche Lebendigkeit. Wie der Maler, wie der Dichter iſt auch der Bildhauer Humoriſt. Aber ſein humour offenbart ſich weniger in den Stellungen als in der Wahl des Gegenſtandes und im Mienenſpiel ſeiner Figuren. Er übertreibt abſichtlich aber mit Geſchmack. In der Darſtellung der Thiere iſt er unerreicht. Er verſteht es ihnen den Ausdruck der menſchlichen Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften zu verleihen. Dieſe ſeltſamen Erzeugniſſe einer zugleich bizarren, tiefſinnigen und kindiſchen Phantaſie, die ſich überdies ſehr oft durch eine erſtaunliche techniſche Vollendung hervorthun, erregen die Heiterkeit des

Betrachters. Er ist aber auch überrascht und wegen der Ueberraschung kann die Lachlust nicht recht aufkommen; ja sie weicht zuweilen plötzlich einer trüben Stimmung. Darin besteht aber eben das Wesen des humour. Man wird sich, zu gleicher Zeit, der komischen, der ernsten, der traurigen Seite der Dinge bewußt. Das erzeugt einen Konflikt entgegengesetzter Empfindungen; das Auge wird geschmeichelt, die Neugierde erregt aber nicht befriedigt. Daher eine leise Spannung des Geistes vereint mit einer angenehmen Bewegung des Gemüthes. Eine Analogie mit gewissen kulinarischen Genüssen: wie das aigre-doux oder das chaud-froid der französischen Küche. Jedenfalls beweist dies im Schooße der nur halb civilisirten Nation eine merkwürdige Verfeinerung.

Goldarbeiten. Bronzen. Am besten haben sich diese Künste in Kiyôto erhalten. Die für die Ausfuhr nach Europa bestimmten Erzeugnisse, wie man sie in Yokohama findet, stehen weit zurück. Der Werth dieser Gegenstände bestand in der Schwierigkeit sie sich zu verschaffen. Mit dieser Schwierigkeit ist auch ihr Werth verschwunden.

Malerei. Ihr Vorwurf sind der Himmel, die Hölle, die Erde, und alles Geschaffene. Die indische Theogonie die von den Ufern des Ganges nach China, von China nach Korea, von dort nach Japan gewandert ist, verlor

auf der langen Reiſe einen Theil ihrer Schreckniſſe und fügte ſich in das kindiſche Weſen dieſes kindlichen Volkes welches zugleich lacht und weint. Auch das Rad der Zeit blieb nicht ſtehen. Auch in Japan haben die Götter die luftigen Höhen des Olymps verlaſſen, und wenn ſie noch nicht bis zu den unterſten Stufen herabſtiegen, wenn ſich noch kein japaniſcher Offenbach fand der ſie im Tanze wirbeln ließe zu den profanen Weiſen ſeiner frechen Geige, ſo ſcheinen ihre Tage darum nicht minder gezählt. Nicht Einen Mann von Rang habe ich begegnet der über religiöſe Dinge nicht genau die Sprache unſerer großen Herren des vorigen Jahrhunderts führte: „Shaka! Götter! Bah! Erfindung der Pfaffen! Wir kümmern uns wenig um die Götter und ihre Prieſter. Derlei Zeug iſt gut für das Volk.“ Man begreift, die kirchliche Kunſtrichtung findet bei ſolchen Männern keinen Vorſchub. Man fabricirt immer noch und verkauft im Volke maſſenhaft, um einen halben Tempo das Stück, illuminirte Bilder: Götzen mit rothen oder grünen Geſichtern, die auf Drachen ſitzen und Feuer ſpeien, ihre Säbel ſchwingen, mit einander kämpfen. Aber die Herren im Seidenrock, beſonders die Literaten, ſind über dergleichen erhaben. Laſſen wir alſo Himmel und Hölle bei Seite — eigentlich ſollte ich ſagen Himmel und Fegefeuer, denn Buddha kennt keine ewigen Strafen, — und werfen wir einen Blick auf die Gegenwart, auf die

Malerkunst wie sie heute geübt wird; vergleichen wir sie mit den alten Bildern deren aber keines über das siebenzehnte Jahrhundert zurückzureichen scheint. Alles was von der Bildhauerei gesagt wurde findet hier gleichfalls Anwendung, nur mit dem Unterschiede daß in der Malerei der homour ein weiteres Feld besitzt und sein Reich möglichst auszudehnen sucht. Auch hier finden die Uebertreibung und das Gefallen an der Verzerrung, in dem Bestreben die Natur treu wieder zu geben, heilsame Schranken.

In Europa herrscht die Meinung vor daß die Perspektive den japanischen Künstlern unbekannt sei. Ich habe bereits einige kleinere Gemälde, wahre Meisterstücke aus der Zeit Taiko-Sama's, erwähnt. Sie beweisen das Gegentheil. Wie sollten Künstler welche die Natur so treu wiedergeben für die optischen Wirkungen der Entfernung kein Auge haben? Gewiß, die Regeln der Geometrie und die Gesetze der Perspektive sind ihnen unbekannt; gerade so wie die Bildhauer keine Ahnung von Anatomie haben, was sie aber doch nicht hindert sehr korrekt zu modeliren. Wenn die Maler wollten, so könnten sie ohne Zweifel die Landschaften wiedergeben, wie sie sich dem Auge darstellen. Ich habe die Beweise angeführt. In Europa gibt es viele Landschaftsmaler welche die Perspektive nicht studirt haben und doch, instinktmäßig oder in Folge des vielen Kopirens, korrekte Zeichnungen liefern. Ich wäre geneigt

zu glauben daß der japaniſche Maler abſichtlich über die Regeln der Perſpektive hinweggeht. Nicht nur bei dem Künſtler, auch in ſeinem Publikum, ſetzt die Perſpektive eine gewiſſe geiſtige Bildung voraus. Nehmen wir an, man zeige einem Bauern eine Vedute ſeines Dorfes: der Brunnen, daneben eine Baumgruppe, über den Wipfeln die Thurmſpitze. Der Bauer, zuerſt verwirrt, wird Mühe haben ſein Dorf zu erkennen, und das Bild macht ihm offenbar keine Freude. Er vermißt die Kirche, das Gemeindehaus oder ein ſonſtiges Gebäude auf welches die Dorfbewohner ſtolz ſind. Wenn man ihm erklären will daß der Brunnen und die Bäume dieſe Objekte verdecken, ſo ſchüttelt er den Kopf. Um ihn zu befriedigen, nimmt der Maler das Dorf von einem Höhenpunkte auf. Hier ſind alle Gebäude ſichtbar; aber er hüte ſich ſie in der Vogelperſpektive darzuſtellen. Von der Verkürzung hat der Bauer keinen Begriff. Um ihm zu gefallen muß man gegen die Perſpektive ſündigen. Bei den in Japan ſo beliebten Stilllebenbildern iſt dies noch unvermeidlicher; denn hier handelt es ſich in einem kleinen geſchloſſenen Raume mehrere Menſchengruppen darzuſtellen. Eine würde die andere verdecken. Man opfert alſo die Geſetze der Optik. Was ich eben ſage iſt eine Hypotheſe die wahr oder falſch ſein kann. Nur ſo viel behaupte ich: die japaniſchen Maler kennen oder kannten einſt die Perſpektive.

Es gibt Geſchichts-, Landſchafts- und Fächermalerei. Die modernen Lackſachen und Porzellanvaſen können nicht für Kunſtwerke gelten. Die Geſchichtsmalerei beſchäftigt ſich, wie bereits erwähnt, mit mythologiſchen Gegenſtänden und verewigt, in den traditionellen Formen, gewiſſe dem Volke bekannte Ereigniſſe. Hieher gehören auch die Illuſtrationen der beliebten Romane; meiſt anſtändige Darſtellungen unanſtändiger Situationen. Viele Bilder enthalten nur einen weiblichen Kopf oder eine weibliche Figur. Es ſind immer Portraits, gewöhnlich von Kurtiſanen, welche ihr Verehrer malen ließ. Niemandem würde einfallen das Bildniß einer Frau blos ihrer Schönheit wegen zu beſtellen, eine Chloe malen zu laſſen wenn man nicht ihr Daphnis iſt. Derlei Bilder kommen, wie die Vieux-Lack, nur gelegentlich im Handel vor; ſie verdanken wie geſagt ihre Entſtehung niemals dem Kultus der abſtrakten Schönheit oder einem künſtleriſchen Gefühle, ſondern ſtets rein perſönlichen Beziehungen.

Die Landſchaften ſtehen unter der Figur; aber als „Geſammtvedute", wenn ich mich ſo ausdrücken darf, haben ſie bedeutenden Werth. Ich beſitze eine zahlreiche Sammlung von illuminirten, ziemlich roh gemachten Bilderbögen, zu welchen die Gaſſen von Yedo die Motive lieferten. Es ſind keine Veduten. Umſonſt ſuchte ich die Orte auf welche ſie darzuſtellen ſchienen. Dieſe Orte beſtehen nicht; aber

der Künstler gibt den allgemeinen Charakter der Gegend mit merkwürdiger Treue wieder. Häuser, Brücken, Kanäle, Bäume, die Staffage scheinen aber sind keine Porträts. Während man diese Zeichnungen betrachtet, ist man in Yedo. Als allgemeine Aehnlichkeit lassen sie Beato's schönste Photographien weit zurück.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Fächermalerei, weil ihre Erzeugnisse, vom Mikado bis zum armen Kuli, durch die ganze Nation verbreitet sind. Es ist ein Industriezweig und zugleich eine Kunst. Einige charakteristische Merkmale der Bildhauerei und der Malerei im Allgemeinen finden sich auch in ihr vor. Die erste Aufgabe ist Wohlfeilheit. Vielleicht gibt es werthvolle und theure Fächer; ich sah keine. Die in Elfenbein geschnitzten, welche in Europa zuweilen als japanisches Produkt verkauft werden, sind chinesische Arbeit. Die auf Papier gemalten Bilder stellen die verschiedensten Gegenstände vor: Scenen aus Romanen, die vier Jahreszeiten, den Fujiyama, Pflanzen und Bäume, die verschiedenen Beschäftigungen des Landmannes, die Tempel von Kiyôto und Yedo, Stadtpläne und so fort. Mit diesen Bilderbögen werden die Fächerstäbe beklebt. Dann gibt es noch eine Menge anderer beliebter Darstellungen die in ihrer Einfachheit überaus anmuthig sind und durch innere Gegensätze die Neugierde erregen. Gewöhnlich ist das Haupt-

objekt winzig und die Umgebung, der Rahmen ungeheuer. Zum Beiſpiel ein Storch der einen Fiſch im Schnabel trägt; er ſcheint die Wogen des Meeres mit den Flügeln zu berühren. Der Geſichtskreis entzieht ſich dem Beobachter. Dadurch wird der Eindruck des Unbegrenzten, des Unendlichen hervorgebracht. Auf einem andern Fächer ſieht man den geſtirnten Himmel oder den nächtlichen Himmel; auf dem einen Rande geht die Sonne unter, auf dem andern der Mond auf; zwei oder drei winzige Vögelchen fliegen davon; man frägt ſich, wohin? Die Wirkung iſt immer eine leiſe Spannung des Geiſtes, ein Gefühl der Unruhe; und dieſe Wirkung wird mit den einfachſten Mitteln hervorgebracht, mit einem Stückchen Papier, etwas chineſiſcher Tuſche und zwei oder drei Farben. Die kleinen Meiſterſtücke werden für einige Heller verkauft. Deshalb ſagte ich an einer andern Stelle: Die Kunſt bringt in das Volk.

Es wurde bereits erwähnt daß in den höhern Klaſſen die Künſte gepflegt werden, und daß es ſogar Künſtlerinnen gibt. Zugleich ſprach ich die Anſicht aus daß dies Kunſttreiben mehr ein geiſtiges Spiel iſt, in welchem es darauf ankommt auswendig gelernte Motive je nach der Eingebung des Augenblickes zu verwenden. Höchſt wahrſcheinlich gehören dieſe Motive, wenn man einige groteske Darſtellungen von Telegraphenſtangen, Dampfſchiffen und

Engländern mit rothen Backenbärten ausnimmt, sammt und sonders der Vergangenheit an. Heute wird nicht mehr erfunden. Die Erfindungsgabe scheint erstorben zu sein, ein untrügliches Zeichen des Verfalles. Um die Dekadenz nachzuweisen genügt der Vergleich zwischen den modernen Kunsterzeugnissen mit den alten, deren schönste offenbar durch Vermittelung der Holländer in Deshima ihren Weg nach Europa fanden. Auch die Japaner geben den Verfall zu, aber ihre Erklärung ist oberflächlich wie sie selbst. Die reichen Leute, sagen sie, zahlen nicht mehr wie ehedem. Um zu leben muß der Künstler viel und daher rasch arbeiten. Er hat nicht mehr Zeit Gutes zu schaffen. Gerade das Gegentheil ist wahr; die Künstler arbeiten schlecht, werden für ihre schlechte Arbeit schlecht bezahlt, und müssen also möglichst viel erzeugen und rasch arbeiten, wodurch die Arbeit nicht besser wird. Die schlechten Preise sind nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Verfalles. Uebrigens zahlen reiche Leute zuweilen noch sehr gut, der Beweis: die hohen Preise der schönen Gegenstände die man in Kiyôto verfertigt. Aber die reichen Leute wollen eben nicht für mittelmäßige Waare die Preise zahlen welche ihre Großväter für Meisterstücke gaben. Noch ein anderer Grund wirkt hier mit. Ueberall liebt der Mensch das Neue, und die Künstler wiederholen immer wieder und zwar sehr unvollkommen die alten Modele deren man nach-

gerade ſatt geworden iſt. Aber inmitten des Verfalls blieben der Geſchmack und ein gewiſſer Sinn für das was der Franzoſe comme il faut nennt: beides Gaben die nur der Himmel verleiht.

In Japan gibt es weder Ateliers, noch Akademien und Kunſthandlungen. Es ſcheint daß ſich die Kunſt in gewiſſen Familien vom Vater auf den Sohn vererbt. Daher ihr ſtereotypes Weſen. Gewöhnlich läßt der Kunſtfreund den Künſtler rufen, zahlt ihm drei oder fünf Rio monatlich, nährt und bewohnt ihn wohl auch während der Zeit, und erwartet von ihm eine gewiſſe Anzahl Gemälde die, auf Papier oder Seide ausgeführt, zuſammengerollt aufbewahrt oder, auf Bambusſtäbe geklebt, in der Niſche des Ehrengemaches aufgehängt werden. Gerade ſo erging es Murillo in Sevilla. Fünf Jahre in dieſem, zehn in jenem Kloſſer arbeitete er als armer Koſtgänger; aber, glücklicher als ſeine japaniſchen Brüder, erwarb er im Dunkel der Entbehrung die ſtrahlende Krone der Unſterblichkeit.

VIII.

Nagaſaki.

Vom 28. September zum 2. Oktober.

Der Papenberg. — Eingeborene Chriſten. — Die politiſchen Zuſtände in Japan.

(28. September.) Nach einem mit Hrn. Gower, dem engliſchen Konſul und ſeinen Freunden höchſt angenehm verbrachten Tage, ſchiffe ich mich um Mitternacht an Bord des amerikaniſchen Steamers New-York nach Nagaſaki ein. Ein liebenswürdigerer Mann als der Kommandant, Kapitän Furber, beſchifft nicht die Meere.

(29. September.) Um drei Uhr Morgens lichtete die New-York die Anker und fuhr ſogleich in „das innere Meer" ein. Bei Sonnenaufgang bin ich am Deck. Zu beiden Seiten ſteigen kegelförmige Eilande aus dem Fluthen empor. Im Süden entwickelt die große Inſel Shikoku ihre maſſigen Bergketten.

Um zwei Uhr ſind wir vor Mehara auf Niphon. Das große Feudalſchloß des Fürſten von Kiſhiu zeigt nur ſeine weitläufigen Ringmauern mit den thurmähnlichen Portalen. Die Menge der Bewaffneten am Geſtade und an den Zugängen der Burg beweiſt die Anweſenheit des großen Daimio. Nahebei liegt das Han, die Hauptſtadt ſeiner Staaten. An Bord fragt man ſich ob all dies, in

Folge der Yedoer Dekrete, wirklich zusammenstürzen werde wie die Mauern von Jericho.

Während die New-York ihre zehn Meilen die Stunde gewissenhaft zurücklegt, zeigt die Landschaft auf beiden Ufern immer dieselben Elemente, aber ihre mit Recht gepriesene Schönheit ist unbeschreiblich. Das Meer, heute spiegelglatt, wird abwechselnd zum Flusse und zum See. Von allen Seiten ragen zahllose erloschene Vulkane in die Luft empor. An ihrem Fuße Geröll von schwarzen Lavablöcken, dem sturmgepeitschten plötzlich versteinerten Ocean ähnlich. Die Abhänge der Bergkegel bis an den Scheitel mit der üppigsten Vegetation bedeckt; die Wände der Schluchten durch Menschenhand in trefflich bebaute Terrassen verwandelt; auf jeder Felskuppe der landesübliche grüne Federbusch; auf dem Grate der Berge die gleichfalls stereotype Reihe von Bäumen zwischen deren Stämmen der Himmel durchblickt. Verglichen mit den Bergen sind diese Bäume kolossal, während doch erstere, weil durch das Prisma einer feuchten und zugleich duftigen Atmosphäre betrachtet, ferner und höher aussehen als sie sind. Es ist eine optische Täuschung welche sich in den Bildern der japanischen Landschaftsmaler so häufig wiederfindet. Ein Berg scheint dem Auge mehrere tausend Fuß und die seinen Scheitel krönenden Bäume mindestens halb so hoch. Wie bizarr! Am Ufer, im Hintergrunde unzähliger kleiner

Buchten, schimmern Städte, Marktflecken, Fischerdörfer. Vor Anker liegen Hunderte von Djonken. Ueber den Häusern steigen die Berge empor. Die in den Fels gemeißelten Stufen führen zum Tempel der immer auf halber Höhe im Gehölze liegt. Die feierlichen Trauertöne der Posaune oder des die Götter rufenden Gong dringen zuweilen an unser Ohr, werden von den Felsufern zurückgeworfen, verhallen allmälig über der stillen, weiten Wasserfläche.

(30. September.) Die wegen ihrer Naturschönheit berühmte Meerenge von Shimonoseki*) durchschifften wir leider in der Nacht, drei Stunden vor Sonnenaufgang. Dagegen ist die heutige Tagreise noch reicher an zauberischen Bildern. Das Meer und der Gesichtskreis erweitern sich. Im Süden erscheinen die phantastischen Umrisse der Insel Firando wo einst der heilige Franciskus Xaverius wirkte; im Hintergrund thürmen sich die Bergmassen der jetzt politisch so bedeutsamen Insel Kiushiu. Ringsum ein Archipel kleiner Felseilande. In viele hat das Meer Höhlungen und Tunnel gebohrt. Selbst bei ganz stillem Wetter brechen sich die Wogen an den Wän-

*) Im Jahre 1864 fand hier das bekannte Bombardement durch die französisch-englischen Geschwader statt.

den, ſteigen ſchäumend hinan, verſchwinden mit dumpfem Gebrülle in den Grotten. Eine dieſer Klippen iſt weiß geſtreift: als wir nahen, ſehen wir Tauſende von weißen Seevögeln die in den ſenkrechten Felsſpalten niſten. Eine andere, ein nackter Block mit einer Baumgruppe am Scheitel, reißt ihre ſchwarze Silhouette vom lichten Hintergrunde des Himmels ab: ein Rieſenkopf mit ſtruppigem Haar, von Meiſterhand mit Kohle auf weißes Papier gezeichnet.

Wir ſind am Eingange der Bai von Nagaſaki, und ſteuern durch ein Labyrinth von Inſeln. Hinten, wie ein grüner Vorhang, hohe langgeſtreckte Bergmaſſen. Eine der Inſeln iſt der Papenberg. Ueber ſeine Felswand herab wurden viertauſend Chriſten in das Meer geſtürzt.*) An jenem Tage, an dieſer Stelle, ward die wirkliche Civiliſation Japans in der Wiege ertränkt. Heute halten die europäiſchen Reiſenden ihre Piknick am Papenberg. Von den viertauſend Martyrern wiſſen ſie nichts.

Um fünf Uhr geht die New-York auf der Rhede von Nagaſaki vor Anker. Die Stadt liegt amphitheatraliſch; das europäiſche Viertel, zu dem das Terrain dem Meere mit großen Koſten abgerungen wurde, am öſtlichen Geſtade der Bai. Auf einer Anhöhe ſteht die katholiſche

*) 1638.

Kirche, neben ihr eine rieſige Akazie; auf einem anderen Hügel das brittiſche Konſulat, ein ſtattliches Gebäude. Im Hintergrunde der Bucht liegt die ehemalige holländiſche Faktorei Deſhima und, jenſeits dieſes kleinen Eilandes, die Stadt der Eingeborenen. Das Ganze ſtelle ma ſich in dem grünen Rahmen hoher Berge vor. Das Meer ſieht hier ganz wie ein Landſee aus. Mehrere Kriegsſchiffe von verſchiedener Flagge, mehrere große Kauffartheiſchiffe und viele Djonken beleben die Rhede.

In Yedo und Hiogo verließ ich den Herbſt; hier finde ich den Sommer wieder. Am Decke unſeres Steamers ſitzend, die laue balſamiſche Landluft mit vollen Zügen einathmend, ergebe ich mich dem unbeſchreiblichen Zauber einer tropiſchen Nacht. Die leicht bewegte Luft führt uns Wohlgerüche zu aus dem nahen Wald, und von Zeit zu Zeit, von dem engliſchen Panzerſchiffe Ocean, Töne ferner Muſik. Ich vernehme God save the Queen, Weber's „Einladung", verſchiedene Tanzweiſen. Ein Hauch aus Europa!

(1. Oktober.) Spaziergang in der Stadt. Die heute, wegen des Sonntages, geſchloſſenen Kaufläden und Magazine befinden ſich in den unteren Gaſſen des Fremdenviertels. Die Wohnhäuſer und ihre Gärten nehmen die Schluch-

ten und die Anhöhen ein. Hier wie in Yokohama und Hiogo wird über Stockung der Geschäfte geklagt. Dagegen herrscht das ganze Jahr über im Hafen bedeutender Verkehr. Die Schiffe der englischen, der französischen und nordamerikanischen Stationsgeschwader in den chinesischen Meeren kommen und gehen, und die Dampfer der Pacifikgesellschaft laufen regelmäßig an.

Die Kirche, welche von Priestern der Missions étrangères de Paris versehen wird, fand ich mit Matrosen des „Ocean", meist Irländern, gefüllt. Außer ihnen drei Männer vom Civil, mich eingerechnet, und keine Frau.

Die ehemalige holländische Faktorei auf Deshima*) kann man in drei Minuten ihrer ganzen Länge nach durchwandeln. Breit ist sie nur wenige Schritte. Vor dreizehn Jahren zerstörte eine Feuersbrunst die alten Häuser. Ein einziges, heute das holländische Konsulat, blieb unversehrt. Die Faktorei wurde seither wieder aufgebaut, aber die neuen Gebäude sind unansehnlich und bieten wenig Interesse. Dies winzige Eiland war der Wohnsitz, oder vielmehr das Gefängniß der holländischen Kaufleute. Sie durften es nie verlassen und lebten unter fortwährender Bewachung. Die traurige Rolle welche die Glieder

*) Gegründet 1638, aufgehoben 1858 in Folge der Verträge welche den Hafen von Nagasaki allen Nationen eröffnet haben.

der Faktorei während der großen Christenverfolgung spielten ist bekannt. Wenn nicht zu ihrer Entschuldigung so doch als Erklärung kann man religiöse und politische Antipathien anführen (die Missionäre waren katholische Priester aus Portugal und Portugal stand damals unter der Krone Spaniens mit welcher sich die General-Staaten in Krieg befanden), Brotneid und den Wunsch die Portugiesen aus ihren Niederlassungen zu verdrängen. Einige katholische Schriftsteller erzählen, die holländischen Kaufleute seien die wahren Urheber der Verfolgung und Ausrottung der katholischen Christen gewesen. Diese schwere Anklage blieb bisher unerwiesen. Daß sie aber die katholischen Missionäre bei dem Shogun als politische Agenten des Königs von Spanien verdächtigten und dadurch zur Christenverfolgung mittelbar Veranlassung gaben steht außer Zweifel. Um nicht in den Untergang der Martyrer verwickelt zu werden bemühten sie sich den Japanern die Verschiedenheit zwischen ihrem Bekenntnisse und dem katholischen Glauben begreiflich zu machen und erlangten hiedurch das äußerst einträgliche Monopol des europäischen Handels. Durch mehr als zwei Jahrhunderte übten sie es aus. Dagegen war ihre Wohnung ein Gefängniß, ihr Leben eine Qual. Wie vermochten sie sie zu ertragen? Nur der magische Reiz den das Gold auf den Menschen ausübt gibt die Erklärung. Alle vier Jahre mußte die Faktorei Delegirte

nach Yedo an den Shogun, zuweilen auch an den Mikado in Kiyôto entſenden. Ich habe mehrmals des Doktors Kämpffer erwähnt, der in Deſhima als Arzt angeſtellt war und ein treffliches Buch über Japan verfaßte. Er ließ uns eine lebendige Darſtellung ſeiner Geſandtſchaftsreiſen. Die Genauigkeit mit welcher er die Oertlichkeiten beſchreibt (ich konnte mich hievon ſelbſt überzeugen) gibt ihm Anſpruch auf Glaubwürdigkeit wo er Thatſachen erzählt. Der Delegat oder Botſchafter der Faktorei und ſein Gefolge reiſten in geſchloſſenen Norimon und wurden förmlich als Staatsgefangene behandelt. Man gab ihnen gewiſſe Ehren, verhinderte ſie aber in der Regel das Land und die Monumente zu beſehen. Nur durch Liſt und mit Benutzung eines jeden günſtigen Augenblickes gelang es Kämpffer Erkundigungen einzuziehen und die Zeichnungen zu ſkizziren mit welchen er ſein Buch geſchmückt hat. Während der Audienzen beim Mikado (oder beim Shogun) ſaßen der Kaiſer und ſeine Gemahlin, den Fremdlingen unſichtbar, hinter einem Gitter. Die Herren der Geſandtſchaft, nicht der Geſandte ſelbſt den man hievon dispenſirte, mußten Komödie ſpielen, in holländiſcher Sprache reden, mit einander zanken und ſich balgen, Betrunkene vorſtellen und tanzen. Allgemein wird behauptet daß ſie ſich auch herabließen das Krucifix mit Füßen zu treten. Kämpffer ſchweigt über dieſen Punkt, und ſo lange der

Beweis nicht geliefert iſt, verlangt die Billigkeit die Sache wenigſtens zu bezweifeln. Jedenfalls geſchah es ſehr häufig während der Epoche der Chriſtenverfolgung und bis in die neuere Zeit daß dieſe „Ceremonie“ in Gegenwart der holländiſchen Kaufleute ſtattfand. Die Sanji, als Herren von Stande die zu leben wiſſen, baten ſie während der „Ceremonie“ wegzublicken. In den letzten Jahren welche der Eröffnung des Hafens von Nagaſaki und der Auflöſung der Faktorei vorausgingen waren die erwähnten burlesken Aufführungen außer Uebung gerathen. Die Neugierde der Shogune und der Mikado war hinlänglich befriedigt. Sie wußten wie die Holländer ſich Grobheiten ſagen, betrinken und tanzen. Zur Ehre der niederländiſchen Regierung werde hier bemerkt daß ſie es war welche, bei ihren letzten Verhandlungen mit dem Shogun, die Abſchaffung „der für das Chriſtenthum beleidigenden Pratiken“ verlangt und vertragsmäßig feſtgeſetzt hat.

Am Bazar kann man die einſt berühmten Porzellanvaſen von Nagaſaki ſehen. Heute werden ſie in ungeheurer Zahl nach den Vereinigten Staaten und Europa ausgeführt. Bald dürften ſie die Logen der Portière ſchmücken und aus den Salons verſchwunden ſein.

Das engliſche Konſulat iſt ein geräumiges reich meublirtes Haus. Als ich eintrat glaubte ich mich in einem eleganten countryhouse in Alt-England. Es war Tiffins-

zeit. Der Chiken-ji, sein Dai-Sanji mit den Dollmetschen, Kapitän Hewitt vom Ocean, und die verschiedenen Konsuln sind an der Tafel des Hrn. Annesley versammelt. Man spricht von dem neuen Reformprogramm und überhäuft den Gouverneur mit Fragen: „Was sagt die öffentliche Meinung dazu? Wird die Regierung auf Widerstand stoßen? Wird es zu Aufständen kommen? Und die Daimio Sind sie wirklich so gutmüthig die ihnen aufoktroyirten! Opfer zu bringen? Oder bleiben all diese schönen Verordnungen beschriebenes Papier?" Der Gouverneur und seine Dai-Sanji erwidern buchstäblich was mir die Minister und Oberbeamten in Yedo, in Kiyôto, Osaka, Otsu und Hiogo geantwortet haben. Alles wird trefflich von statten gehen, die Reform in drei Jahren vollendet sein. Offenbar regeln diese Funktionäre ihre Sprache nach den Vorschriften der Regierungsmänner in Yedo. Aber werden die Daimio gehorchen? Werden sie, in pflichtschuldiger Ausführung der neuen Hofdekrete, den politischen und finanziellen Harakiri an sich vollziehen? Hierüber sind die Ansichten getheilt. Bis jetzt scheinen die Minister des Mikado noch nicht gewagt zu haben von den Häuptlingen der großen Klane die Ausführung der neuen Dekrete zu verlangen. Als Beispiele erzählt man folgenden bezeichnenden Vorfall der hier vor einigen Tagen stattfand. Es sollte das Telegraphenseil welches Nagasaki mit Shanghai verbinden wird

unweit Nagasaki gelandet und befestigt werden. Die Gesellschaft bewarb sich in Yedo um die nöthige Ermächtigung, aber die Regierung erwiderte, die Kompagnie habe sich in dieser Sache an den Landesfürsten zu wenden, auf dessen Gebiet das Seil gelegt werden sollte. Nun ist aber dieser Herr der Fürst von Hizen, das heißt Haupt eines der vier großen Klane welche die Revolution von 1868 angestellt und durchgeführt haben und welche sie heute ausbeuten. Wie stimmt dies mit der Abschaffung der Daimiate?

Auf der andern Seite liegen viele thatsächliche Beweise vor daß die Ideen des Fortschrittes und der Reform mit jedem Tage an Boden gewinnen. Ein Daimio hat, wie oben erzählt wurde, sein Schloß abgetragen um den Baugrund in Aecker zu verwandeln. Hier sieht man seit einigen Tagen mit Vergnügen weniger Zweischwertmänner in den Gassen umherlaufen. Die Samurai fangen an unbewaffnet auszugehen oder nur mit Einem Schwerte; sie fügen sich der neuen Vorschrift um nicht ihre Reisrationen einzubüßen, einige weil sie wirklich den neuen Ideen huldigen. Jedenfalls gibt es seither weniger Raufhändel und, für die wenigen hier lebenden Europäer, größere Sicherheit. Ueberhaupt gähren jetzt sonderbare Gedanken in den japanischen Köpfen. So sagte unlängst ein vornehmer Herr zu einem der hiesigen Konsuln: „Wir haben

Bogen und Schild gegen die Kanonen und Flinten der Europäer vertauscht weil wir die Ueberlegenheit ihrer Waffen erkannten. Vielleicht kommt der Tag wo wir auch Eure Religion annehmen." Eine merkwürdige Rede die, in zwei Worten, die Oberflächlichkeit und den Leichtsinn der japanischen Neuerer bloßlegt. Sie sind bereit dem sogenannten Fortschritt Alles zu opfern: Sitten, Traditionen, Gesetze, Verfassung, ja selbst die Religion. Sie ahnen nicht daß jede Religion den Glauben voraussetzt und daß der Glaube aus den Tiefen des Gemüthes entspringt, nicht aber aus den vorübergehenden Beziehungen zwischen materiellen Vortheilen und der wechselnden Laune des Tages. Und dennoch, geht vielleicht die Weissagung in Erfüllung. Ein geistreicher Mann, ein Diplomat in Yokohama, sagte mir: „In weniger als fünfzig Jahren wird sich Japan vielleicht zum Christenthum bekehrt haben." Möglich. Die Neuerer, welche die Götzenbilder gewaltsam zerstören und nichts an deren Stelle setzen, schaffen die Leere, das Nichts, und aus dem durchbohrenden Gefühle des Nichts kann vielleicht die Sehnsucht, der Drang nach der Wahrheit hervorgehen. Die Geschichte kennt solche Beispiele. Ich zweifle aber daß die Wege welche der Radikalismus zu wandeln pflegt, die Verachtung des Rechtes, die oberflächliche Nachahmung europäischer Zustände, Moden und Dinge, die Nivellirungs- ja die Zerstörungssucht und

despotiſche Willkür, ich bezweifle, daß dieſe Wege zum Chriſtenthum führen.

Als kurze Zeit nach dem Abſchluſſe der Verträge die Prieſter der Miſſions étrangères de Paris in dieſem Theile des „fernſten Oſten" ankamen, wußte man nicht daß es überhaupt noch eingeborene Chriſten gab. Man glaubte vielmehr die großen Verfolgungen im ſiebenzehnten Jahrhundert hätten das Werk Franciskus-Xaverius' vollkommen zerſtört. Erſt drei Jahre nach ihrer Niederlaſſung in Nagaſaki erfuhren die franzöſiſchen Patres daß im Innern der großen Inſel Kiuſhiu mehrere Dörfer, darunter der beträchtliche Marktflecken Urakami, letzterer nur wenige Ri von Nagaſaki entfernt, von Chriſten bewohnt ſeien. Die Miſſionäre begaben ſich dahin und übten dort ihr Amt, bis ihnen ihr geiſtlicher Vorgeſetzter, der apoſtoliſche Delegat in Yokohama Mgr. Petitjean, auf den Wunſch des franzöſiſchen Geſandten, unterſagte die Vertragsgrenzen zu überſchreiten, das heißt das den Fremden vertragsmäßig als Aufenthalt geſtattete Gebiet zu verlaſſen.

Alſo unerachtet der grauſamſten Verfolgungen, obgleich allen geiſtlichen Troſtes beraubt, — denn ſeit 1638 hatte kein Miſſionär den Fuß auf japaniſchen Boden geſetzt,

— blieben die Chriſten ihrem Glauben treu, bewahrten unter ſich, obgleich verdunkelt und entſtellt, die Haupt-Dogmen der chriſtlichen Religion und empfingen das Sakrament der Taufe. Die Männer welche es ſpenden heißen Täufer, und das Amt iſt in gewiſſen Familien erblich. Auch einige alte Gebetbücher fanden ſich vor; wahrſcheinlich von Franziskanermönchen herrührend, da ſie die Anrufung des Heiligen dieſes Ordens enthalten. Später erfuhr man daß ſich auch auf den Gotoinſeln und an der Südweſtſpitze von Niphon in vielen Gemeinden das Licht des Glaubens erhalten habe, allerdings getrübt durch Unwiſſenheit, Aberglauben und heidniſche Gebräuche. Ein neuerliches Edikt der Regierung verurtheilt die chriſtlichen Bewohner eines Dorfes bei Yedo zu ſchweren Strafen und liefert dadurch den Beweis daß die chriſtliche Religion bis in dieſe von dem Schauplatze der apoſtoliſchen Thätigkeit der erſten Miſſionäre ſo entlegene Gegend gedrungen ſei. Man erklärt dies durch die Vermuthung daß die Regierung, zur Zeit der großen Verfolgungen, die Chriſten, wie gegenwärtig, nach verſchiedenen Punkten des Innern deportiren ließ. Zwiſchen dem erſten Erſcheinen des heiligen Franciskus Xaverius und der Schlußkataſtrophe am Papenberg verfloſſen neunzig Jahre; die Epoche der großen Bekehrungen umfaßt kaum ein halbes Jahrhundert, und dennoch, ungeachtet periodiſch wiederkehrender

Verfolgungen und unausgeſetzter Plackereien, erhielt ſich die chriſtliche Tradition bis auf den heutigen Tag.

Gegen Ende 1869 verbreiteten ſich in Yokohama dunkle Gerüchte von neuen Chriſtenverfolgungen auf den Gotoinſeln. Sir Harry Parkes, welcher an Bord eines Kriegsſchiffes eben die neu eröffneten Vertragshäfen beſuchte, begab ſich ſogleich nach Goto. Ich weiß nicht wie er die Dinge dort fand, aber auf der Rückreiſe war er, in Nagaſaki, Zeuge der grauſamen Behandlung welche den chriſtlichen Bewohnern von Urakami widerfuhr. Am Neujahrstage 1870 wurden viertauſend Menſchen, Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, ihren Wohnſtätten entriſſen, geknebelt an Bord einiger Djonken gebracht und nach unbekannten Orten abgeführt. Sir Harry Parkes gab ſeiner Entrüſtung durch eine energiſche Proteſtnote an den Miniſter des Aeußeren Ausdruck. Den Statthalter von Nagaſaki erſuchte er, in Erwartung neuer Befehle, die Einſchiffung der unglücklichen Opfer aufzuſchieben. Der Chi-ken-ji entſchuldigte ſich jedoch mit ſeinen Weiſungen die in der That gemeſſen waren, und Sir Harry eilte nach Yokohama zurück. Die Trauerkunde von Urakami war dort bereits vor ihm angekommen, und die Mitglieder des diplomatiſchen Korps hatten unter dem erſten Eindruck, ohne ſich mit einander vorläufig zu verſtändigen, gegen die Greuelthat Verwahrung eingelegt. Man erwartete nur

den brittischen Gesandten um einen Gesammtschritt zu thun. Jetzt begaben sich sämmtliche Missionshäupter nach Yedo und traten dort zu einer Konferenz zusammen welcher auch Sanjo, als Erster Minister, und Iwakura, noch nicht Minister aber schon die Seele der Regierung, als Mitglied des großen Rathes beiwohnten. Der englische Gesandte erzählte was er mit eigenen Augen gesehen, sprach aber mit größter Zurückhaltung und in den schonendsten Ausdrücken. Er wende sich, sagte er, an die Gefühle der Menschlichkeit des Mikado und seiner ersten Räthe. Auch aus Rücksichten der Klugheit würden sie den üblen Eindruck vermeiden wollen welchen ähnliche Maßregeln in Europa hervorrufen müßten. Mit den neuen so löblichen Reformbestrebungen ständen sie jedenfalls in grellem Widerspruche. Hr. Outrey sprach mit Wärme von den lebhaften Sympathien Frankreichs für seine Glaubensgenossen. Uebrigens stellte er sich auf den Boden den sein englischer Kollege gewählt hatte. In sehr energischer Weise redete Hr. Delong, der Gesandte der Vereinigten Staaten, den verfolgten Christen das Wort. Hierauf nahm Iwakura das Wort. Den Reklamationen der Diplomaten stellte er die Beschwerden seiner Regierung entgegen. Die schwersten Anklagen wechselten mit den geringfügigsten, man könnte sagen, mit kindischen Beschuldigungen. Der Zweck war offenbar den Christen politische Verbrechen zur Last zu legen.

„Die (eingeborenen) Christen", sagte er, „weigern sich an dem landesüblichen Gottesdienst Theil zu nehmen. Damit begehen sie einen Akt der Rebellion gegen den Mikado, den Sohn der Götter, das Oberhaupt der von den Christen verschmähten Staatsreligion.

„Die Christen unterlassen die für Schmückung der Altäre bestimmten Blumen zu liefern.

„Sie vermeiden es unter der Furca (die Furca ist, wie bereits gesagt, das äußere Tempelthor), und durch die Tempelhaine zu gehen.

„Sie erkennen fremde Priester als Vorgesetzte an und verweigern der kaiserlichen Obrigkeit den schuldigen Gehorsam.

„Dem Brauche entgegen, lassen sie die Bonzen nicht zu bei Geburt ihrer Kinder, bei Eingehung der Ehe und bei Begräbnissen. (Das heißt sie verweigern den Bonzen die bei ähnlichen Anlässen erhobenen Sporteln.)

„Endlich, und hauptsächlich, seien sie Verschwörer, denn sie halten geheime Versammlungen; Rebellen gegen das Staats- und Religionsoberhaupt, gegen die Gesetze und Gebräuche des Landes."

Die Vertreter der Mächte widerlegten diese Behauptungen und forderten daß die deportirten Christen nach ihren Wohnsitzen zurückgebracht würden. Dagegen versprachen sie, im Einvernehmen mit Mgr. Petitjean, dafür

zu ſorgen daß kein katholiſcher Prieſter die Vertragsgrenzen ferner überſchreiten noch bei den chriſtlichen Bevölkerungen die Seelſorge ausüben werde.

Sanjo und Iwakura verlangten ſich vorerſt mit ihren Kollegen zu beſprechen. Die Sitzung wurde alſo aufgehoben. Aber die Entſcheidung ließ nicht auf ſich warten. Die beiden japaniſchen Staatsmänner kamen nach Yokohama um ſie den Diplomaten zu eröffnen. „Man könne nicht eine Maßregel zurücknehmen welche der Monarch gebilligt habe, welche bereits vollzogen ſei, welche ſich der Zuſtimmung des Landes erfreue. Es wäre eine Verminderung des kaiſerlichen Anſehens, eine Herausforderung der öffentlichen Meinung. Mit Einem Worte, das Verlangen der Geſandten ſei unzuläſſig.“ Hiebei blieb es. Eine, letzteren gleichzeitig überreichte Denkſchrift ſagt:

„Die Regierung des Mikado bedauere daß gewiſſe Maßregeln welche gegen einige Unterthanen des Mikado ergriffen werden mußten das Mißfallen der fremden Miniſter erregt hätten.

„Die Regierung lege zu großen Werth auf die Pflege ihrer Beziehungen mit den auswärtigen Mächten um nicht alle gewünſchte Auskunft zu geben, jedem möglichen Mißverſtändniſſe vorzubeugen.

„Die japaniſche Regierung werde nie Menſchen ihres Glaubens willen verfolgen, ſo lange dieſe nicht, wie dies

der Fall in Urakami gewesen, die Absicht verrathen sich gegen die bestehenden Gesetze aufzulehnen.

„Die Regierung mische sich nie in Religionsangelegenheiten ihrer Unterthanen. Mehrere Fremdlinge die, als (protestantische) Missionäre hieher gekommen, seien in den japanischen Staatsdienst getreten und lehren Wissenschaften und fremde Sprachen in den öffentlichen Schulen. Der Verbreitung fremder Bücher, selbst wenn sie von religiösen Fragen handeln, werde kein Hinderniß in den Weg gelegt. Viele solcher Bücher wurden in die Landessprache übersetzt und seien in den Buchhandlungen zu finden. Alles Beweise von der Freisinnigkeit und Duldsamkeit der Regierung in Fragen der religiösen Ueberzeugungen.

„Wenn aber unsere Unterthanen sich taufen lassen in der Absicht ungescheut Verschwörungen anzuzetteln und die Verachtung der Grundgesetze des Reiches frech zur Schau zu tragen; wenn ganze Gemeinden dem Mikado den Gehorsam verweigern, und ihre Katechisten (die Täufer) ihnen den Schutz der Fremden in Aussicht stellen, dann, allerdings, könne die Regierung nicht unthätig bleiben. Zum Schutze des Ansehens, der Ehre, der Machtfülle des Kaisers müsse sie die nöthigen Maßregeln ergreifen, seine verirrten Unterthanen mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten nöthigen. Diese Pflicht werde den Ministern auferlegt durch die Macht der Umstände, die Erbitterung

der öffentlichen Meinung, durch die Erinnerung an die traurigen Vorgänge zu welchen vor zwei Jahrhunderten das Auftreten der katholischen Missionäre die Veranlassung gab. Noch heute verlange die allgemeine Stimme daß ähnliches Unheil nicht wieder gestattet, die Unabhängigkeit der Nation nicht wie damals wieder gefährdet, der Thron nicht dem Untergange nahe gebracht werde."

So endigte diese Verhandlung mit einer kategorischen Abfertigung. Sie hatte kein anderes Ergebniß als die Schwächung des moralischen Ansehens der fremden Gesandten und die von letzteren übernommene Verpflichtung den katholischen Missionären die Ausübung ihres Apostolats außerhalb der engen Vertragsgrenzen zu untersagen.

Es geschah bereits der energischen Sprache Erwähnung welche der Gesandte der Vereinigten Staaten in jener denkwürdigen Konferenz geführt hat. Präsident Grant, theils unter dem Einflusse der Bibelgesellschaften, theils in einer Anwandlung von edler Entrüstung, billigte nicht nur Hrn. Delong's Benehmen sondern erklärte sogar die Absicht mit Frankreich ein Einschreiten zu Gunsten der japanischen Christen zu verabreden. In der That, machte das Kabinet von Washington in Paris und London Eröffnungen in diesem Sinne. Der bald darauf zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochene Krieg brachte die Angelegenheit in Stockung.

Die japaniſchen Miniſter hatten auf das Feierlichſte verſichert daß die chriſtlichen Deportirten gut behandelt würden. Bald erfuhr man das Gegentheil. In kleine Banden getheilt waren dieſe Unglücklichen, auf verſchiedene Punkte der großen Inſel (Niphon) zerſtreut, einzelnen Daimio zur Bewachung überliefert oder nach der Umgegend von Kiyôto oder Yedo geſchleppt worden. Sie ſchmachteten in dunklen Löchern und wurden behandelt wie das Vieh. Die wenigen welche unter dieſen Leiden ihren Glauben abgeſchworen hatten erhielten die Erlaubniß ſich den Tag über als Arbeiter zu verdingen; die Widerſpenſtigen, nämlich die in ihrem Glauben treu Ausharrenden, blieben Tag und Nacht eingekerkert. Die Einen wie die Andern erhielten eine ſpärliche Ration an Lebensmitteln, gerade hinreichend um ſie vor dem Hungertode zu bewahren. So lauten die hier gewiſſenhaft und ohne Uebertreibung gegebenen Auskünfte welche man zuerſt durch einen amerikaniſchen (proteſtantiſchen) Miſſionär erhielt, und die ein von Sir Harry Parkes auf Kundſchaft ausgeſandter Konſulatsbeamte beſtätigte. Uebrigens beſuchte dieſer Agent nur drei Orte wo ſich gefangene Chriſten befanden. In zweien wurden ſie, ſeiner Ausſage nach, mit einiger Menſchlichkeit behandelt.*)

*) Später ſcheint die Regierung ihre grauſamen Maßregeln etwas gemildert zu haben. Ein Dekret vom 2. März 1872

Man versichert daß zu Ende des vorigen Jahres ungefähr ein Drittel der Deportirten aus Urakami dem Hunger, der Kälte, Krankheiten und moralischen Qualen erlegen waren. Vielleicht, hoffentlich aber nicht wahrscheinlich, ist diese Angabe übertrieben. Gewiß ist daß der Tod die Reihen der Märtyrer lichtet. Einige Wenige haben ihren Glauben abgeschworen. Dafür, wie bereits erwähnt, durften sie unter Tages ihre verpesteten Kerker verlassen. Während der Nacht wurden sie wieder eingesperrt. Die übrigen, die große Mehrzahl, würdige Söhne der Märtyrer des siebenzehnten Jahrhunderts, geben das erbauliche Beispiel der christlichen Standhaftigkeit und Treue.

Das in den Einzelheiten bisher wenig bekannte Benehmen der fremden Minister erfuhr verschiedene Beurtheilung. Die europäischen Kaufleute waren es wohl zufrieden daß jede den Handel störende Verwickelung glücklich vermieden wurde. Einige erhoben sich zu einem humanitarischen Standpunkte. Als Menschenfreunde tadelten sie die Schwäche welche die Vertreter der Mächte an den Tag legten. Letztere hätten sämmtlich genau dieselbe und zwar eine drohende Sprache führen sollen; dann hätte die japanische Regierung nachgegeben, die Minister sich das wohl-

ordnete die Heimsendung der abtrünnig gewordenen Christen. Die Treugebliebenen schmachten nach wie vor im Gefängniß. Viele hat der Tod erlöst.

feile Verdienſt erworben viertauſend arme Teufel zu retten; ſie hätten ſich die Demüthigung erſpart unter ihren Augen harmloſe Leute zu Tode quälen zu ſehen, unſchuldige Opfer ihres religiöſen Fanatismus und des politiſchen ihrer Henker. Endlich gibt es in Yokohama auch einige wenige, gläubige und eifrige Chriſten, Katholiken und Proteſtanten. Dieſe beweinten das ſchreckliche Loos ihrer Glaubensbrüder und machten die Häupter der Geſandtſchaften dafür verantwortlich. Auch ſie meinten, ein kräftigeres Auftreten hätte den Widerſtand der japaniſchen Regierung gebrochen.

Ich theile den Schmerz um die Märtyrer; ich theile nicht die ungünſtige Beurtheilung der diplomatiſchen Dazwiſchenkunft.

Dieſer Vorfall in Urakami berührt ſtaatsrechtliche Fragen von großer Tragweite. Eine kurze Erörterung ſei mir geſtattet.

Ich gebe, obgleich zweifelnd, zu daß wenn ſämmtliche fremde Vertreter genau dieſelbe Sprache geführt, wenn in ihr gewiſſe Abſtufungen, die dem ſcharfen Verſtande Iwakura's nicht entgehen konnten, die Geſandten nicht von vorneherein zum Theil entwaffnet hätten, ich gebe zu daß dann vielleicht ein beſſeres Ergebniß möglich war. Aber die vorläufige Vereinbarung einer ganz gleichen Sprache bildet ja eben in der Diplomatie, bei gemeinſchaftlichem

Auftreten, die große Schwierigkeit. Außer der gemeinsamen Angelegenheit welche ihrer Natur nach immer vorübergehende Interessen zum Gegenstande hat muß ein jeder der Repräsentanten darauf bedacht sein die seinem Lande eigenthümlichen permanenten Interessen zu wahren, und diese letzteren sind von denen der Staaten welche seine Kollegen vertreten oft sehr wesentlich verschieden. Wer je in einer europäischen Konferenz saß weiß wie schwierig es ist, selbst zwischen Bevollmächtigten nahe verbündeter Mächte, dieselbe Sprache und Haltung zu verabreden. In dem vorliegenden Falle lastete auf Sir Harry Parkes, in Anbetracht der ungeheuren englischen Kapitalien die dermalen im japanischen Handel angelegt sind, eine schwere Verantwortlichkeit. Daher seine Zurückhaltung und der Mangel an Energie die man ihm vorwirft. Frankreich hat sich die Sendung gegeben die katholischen Interessen in nicht christlichen Ländern zu vertreten. Daher Hrn. Outrey's verhältnißmäßige Wärme; aber diese Wärme wurde bedeutend abgekühlt durch politische und kommerzielle Rücksichten. So viel war klar daß er sich von seinem englischen Kollegen nicht trennen, und daß letzterer in den Vorgängen von Urakami gewiß keinen Casus Belli finden würde. Iwakura konnte dies nicht entgehen. Ich weiß nicht wie sich der Geschäftsträger des norddeutschen Bundes aussprach; ich vermuthe wie der Vertreter einer Großmacht

der seine Stimme erhebt ohne die Interessen der, in diesen Meeren nicht unbeträchtlichen, deutschen Schifffahrt bloßzustellen. Der amerikanische Gesandte protestirte energisch. Aber seine Kollegen wußten nicht ob die Regierung von Washington sich für einverstanden erklären, ob sie zur Handlung geneigt, ob sie auch allein zur Anwendung der Waffengewalt schreiten würde in dem wahrscheinlichen Falle, daß England, in dem möglichen daß Frankreich passiv blieben.

Rußland das in Japan keine Handelsinteressen und dermalen keine Gesandtschaft besitzt, Oesterreich welches hier weder Handels- noch politische Interessen zu wahren hat und zu jener Zeit noch keinen diplomatischen Agenten beim Mikado beglaubigt hatte, Oesterreich und Rußland waren in der Konferenz unvertreten und genossen sonach des zuweilen sehr wesentlichen Vortheils der Abwesenheit.

Man sagt, Japan hätte nachgegeben wäre die Sprache der Gesandten eine drohende gewesen. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Große Regierungen drohen nur wenn sie zur Handlung entschlossen und bereit sind. Der Drohung, war sie einmal ausgesprochen, mußten, falls sie wirkungslos blieb, die Zwangsmaßregeln auf dem Fuße folgen. Verfügten die Gesandten über die nöthigen Streitkräfte, Truppen und Schiffe um die Feindseligkeiten zu eröffnen? Nein. Man mußte also dann entweder schmählich zurück-

weichen oder ſich in Abenteuer ſtürzen und Ereigniſſe von unabſehbarer Tragweite hervorrufen: Sturz der gegenwärtigen japaniſchen Miniſter die, im Vergleiche mit ihren Gegnern, Freunde der Fremden ſind; Uebergang der Regierungsgewalt an die altkonſervative, antieuropäiſche Partei, gänzliche Stockung des Handels, Wiederbeginn der iſolirten Mordthaten und mögliche Angriffe gegen die Faktoreien. Um viertauſend Japaner zu retten, ſetzten die Geſandten zweitauſend Europäer dem Bankeroutt, dem Verluſte ihres Lebens aus und verwickelten überdies ihre Regierungen in Krieg.

Rechtsgründe für eine diplomatiſche Einmiſchung ſuche ich vergebens. Die Verträge ſichern den Fremden in den offenen Häfen die freie Ausübung ihrer Religion. Der eingeborenen Chriſten thun ſie mit keinem Worte Erwähnung. War ja doch ihr Daſein den beiden Bevollmächtigten welche jene Verträge unterzeichneten, Lord Elgin und Baron Gros, vollkommen unbekannt. Die einzige Verpflichtung welche die japaniſche Regierung außerdem in Bezug auf das Chriſtenthum übernahm iſt die, zuerſt mit den Niederlanden vereinbarte, Abſtellung der „beleidigenden Uebungen".

Alſo von dem Geſichtspunkte der Zweckmäßigkeit und praktiſchen Ausführbarkeit ebenſowohl als von dem Rechtsſtandpunkte aus beurtheilt, ſcheint mir das Benehmen der

Gesandten gerechtfertigt. Der moderne, der konfessionslose Staat hat auf das Recht verzichtet die Christen im Auslande zu schützen wenn er nicht durch besonderes Uebereinkommen hiezu ermächtigt ist. Zu Gunsten der Humanität mag er, mit oder ohne Erfolg, die Stimme erheben. Aber das Christenthum von dem er sich lossagt zu vertheidigen hat er weder Recht noch Beruf. Kann er die schwankenden, schwer zu definirenden Rücksichten der Philanthropie als Rechtsgründe für ein bewaffnetes Einschreiten geltend machen? Ich bezweifle es. In dem gegebenen Falle werden die feurigsten Philanthropen zugeben müssen daß ein Einschreiten der Mächte höchst wahrscheinlich mehr Blutvergießen und mehr Jammer verursacht hätte als die Henker der armen Christen von Urakami.

Nachdem die Repräsentanten der Mächte die Klugheit und die Großmuth der japanischen Regierung fruchtlos angerufen hatten, blieb ihnen nichts übrig als sich auf die Rolle passiver Zeugen zu beschränken, passiver und ohnmächtiger Zeugen der Greuelthaten die von dem philanthropischen Ministerium des Fortschrittes unter ihren Glaubensgenossen verübt wurden.

(2. Oktober.) Das letzte Stück Japan, die Goto-Inseln, versinkt hinter uns im Meere. Die New-York

dampft fort, immer ihre vorſchriftmäßigen zehn Meilen in der Stunde. Das Gelbe Meer, dieſer ſonſt ſo ungeſchlachte Geſelle, hat für uns nur gnädiges Lächeln. Der Reiſende benutzt alſo die ruhigen Stunden der Ueberfahrt um ſeine Eindrücke zu ſammeln und ſeine Gedanken über die politiſchen Zuſtände Japans auf dieſen Blättern niederzuſchreiben.

* * *

Die erſten Europäer welche im Reiche der aufgehenden Sonne erſchienen waren Portugieſen. In den Häfen von Kiuſhiu, der ſüdlichſten von den vier großen Inſeln welche Japan bilden, warfen ſie ihre Anker. Gleichzeitig landete Franciskus Xaverius. Damit beginnt die Epoche der glänzenden Geſchäfte in den portugieſiſchen Faktoreien und zugleich die Epoche der maſſenhaften Bekehrungen zum Chriſtenthum. Sie umfaßt ungefähr neunzig Jahre.*) Fabelhafte Gewinne, etwa wie deren in unſern Tagen während einiger Jahre in Shanghai und Honkong gemacht wurden, bereicherten Makao, damals das große Emporium des portugieſiſchen Handels im fernſten Orient. Zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigten die erſten Erfolge der Miſſionäre. Auf der Inſel Kiuſhiu, im Fürſtenthume Nagato (Chioſhiu), in den Domänen des Fürſten von Toſa, auf den Goto-Inſeln, auf Firando entſtanden viele chriſt-

*) Von 1549 bis 1638.

liche Gemeinden. Selbst in Kiyôto, am Sitze des Mikado, ward das Kreuz gepflanzt. Aber der Rückschlag ließ nicht warten. Menschen und Dinge scheinen sich gegen die Kaufleute aus Lissabon und Porto und zugleich gegen die Missionäre zu verschwören: der Haß der Bonzen, der verletzende Uebermuth der plötzlich reich gewordenen Portugiesen, der zunehmende Argwohn des Shogun gegen die vorlauten Emporkömmlinge; die unbedachten Aeußerungen eines kastilischen Edelmannes der ihm von der unwiderstehlichen Macht Philipp's II. sprach; die Besitzergreifung der Philippinen durch die Krone Spanien und das dadurch gesteigerte Mißtrauen der japanischen Machthaber; endlich und hauptsächlich, die Umtriebe der Holländer, damals der bittersten Feinde und gefährlichsten Nebenbuhler der Portugiesen in Asien. So tritt der Umschwung ein. Den neuen Glauben treffen gesetzliche Beschränkungen, dann theilweise Verfolgung, zuletzt absolutes Verbot. Wer sich taufen läßt verfällt dem Tode. So standen die Dinge in den letzten Jahren der Regentschaft Taiko-Sama's und unter dem ihm folgenden Shogun. Der Aufstand einer christlichen Gemeinde an welchem sich einige Portugiesen betheiligten, führte die Schlußkatastrophe herbei. Im selben Jahre*) wurden die portugiesischen Residenten vertrie-

*) 1638.

ben, die Holländer welche auf der Inſel Firando eine Faktorei gegründet hatten in der portugieſiſchen Niederlaſſung von Deſhima aufgenommen, die Ausrottung des Chriſtenthums mit der Hinſchlachtung der Miſſionäre und der Ertränkung mehrerer Tauſende eingeborner Martyrer beſiegelt.

Von jenem Tage bis zur Ankunft des nordamerikaniſchen Geſchwaders*), alſo während mehr als zweihundert Jahren, blieb Japan hermetiſch verſchloſſen. Während dieſer langen Epoche übten die auf ihrer kleinen Inſel eingeſperrten holländiſchen Kaufleute das Monopol des Handels mit Europa. Was die Welt von dieſem geheimnißvollen Reiche wußte, verdankte ſie den alten Miſſionären und den holländiſchen Kaufleuten, insbeſondere zwei deutſchen Gelehrten, dem Doktor Kämpffer der am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts als Arzt der Faktorei von Deſhima praktizirte, und in neuerer Zeit dem gleichfalls in Deſhima angeſtellten Doktor Siebold. Aber dieſe beiden Männer lebten auf der kleinen Inſel und wurden, wenn ſie die ſogenannte Botſchaft der Faktorei nach Yedo begleiteten, als Gefangene behandelt. Die Auskünfte welche ſie geben waren alſo meiſt auf indirektem Wege geſam-

*) Commodore Perry kam 1844 an und ſchloß ſeine berühmten Verträge im darauf folgenden Jahre.

melt. Vor ihnen, zur Zeit der Portugiesen, reisten die Missionäre im Inneren ohne Hinderniß. Aber ihre Aufgabe war die Rettung der Seelen mehr als die Bereicherung der Wissenschaft. Daher geben ihre werthvollen wenn gleich lückenhaften Aufschlüsse keinen klaren Einblick in die damaligen Zustände des Reichs. Auch manche Irrthümer hatten sich eingeschlichen. Einer derselben sollte, wie der Leser sogleich sehen wird, zweihundert Jahre später, auf die Geschicke Japans einen wesentlichen Einfluß üben.

Von jeher bestand einiger Verkehr zwischen diesem Lande und China; zu wiederholten Malen fühlte es, trotz der Entfernung, den Rückschlag der Ereignisse die sich im „himmlischen" Reiche vollzogen. Die Halbinsel Korea, dem Namen nach der Oberherrlichkeit des Kaisers von China unterworfen, mehrmals von japanischen Heeren angegriffen und besetzt, bildete das geographische Band zwischen den beiden großen Nationen mongolischer Abkunft. Von China, über Korea, drang der Buddhism ein, kamen die philosophischen Definitionen, die Moralmaximen des Konfucius, ja selbst gewisse in China vorherrschende politische Doktrinen nach Japan. Später wurden sogar die chinesischen Schriftzeichen angenommen, in geistiger politischer und materieller Beziehung, ein neuer und großer Schritt der Annäherung. Je mehr unsere Linguisten im

Studium der japanischen Sprache und Literatur, in der Kenntniß japanischer Zustände vorschreiten, je mehr offenbart sich der in diesem Lande stets bedeutende Einfluß des Reiches der Mitte. In richtiger Auffassung dieser geschichtlichen Thatsache, ertheilte der König der Niederlande, als der Opiumkrieg*) zur Eröffnung einiger chinesischer Häfen geführt hatte, dem Shogun den wohlgemeinten Rath dem Beispiele China's zu folgen. „Thut es", schrieb er ihm, „lieber freiwillig als gezwungen. Erspart Euch eine Demüthigung." Die Antwort des Shogun lautete ablehnend. Die Regierung der Vereinigten Staaten, deren Schifffahrt im nördlichen Theile des Stillen Weltmeeres an Bedeutung gewann, unternahm es mit Japan in Verkehr zu treten und, im Wege der Verhandlung oder durch Gewalt, die Eröffnung einiger Häfen zu erlangen. Ein Geschwader, unter dem Befehle der Kommodore Perry, erschien zweimal vor Yedo. Mit Hilfe des moralischen Mittels der Kanonen, wurde nach kurzen Verhandlungen ein Friedens- und Freundschaftsvertrag vereinbart und in dem Dorfe Kanagawa unterschrieben.**) Zwei Häfen wurden den amerikanischen Schiffen und Kaufleuten eröffnet. Aehnliche Zugeständnisse erlangten bald darauf England

*) 1844.
**) 31. März 1854.

und Rußland, vertreten durch die Admirale Sterling und Putiatin.*)

Aber in Yedo gab das Erscheinen der Europäer zu blutigen Auftritten Anlaß. Die den Fremden feindselige Partei blieb nicht unthätig. Der Shogun starb in seinem Palast durch Gift oder Dolch. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes übernahm der weise und gemäßigte Ji-Kamon-no-Kami die Leitung des Staates als Regent. Aber auch er galt für Europa freundlich. Am Eingange des Schlosses von Yedo, bei hellem Tage, wurde er ermordet, sein Kopf nach Kiyôto geschickt und dort öffentlich ausgesetzt. Der Schlag war vom Fürsten von Mito ausgegangen. Ein Ritter im Dienste des Regenten erschlug den Vater des Fürsten.

Die Holländer hatten durch die Verträge mit Nordamerika, England und Rußland ihr lang genossenes Monopol thatsächlich verloren. Sie traten in Verhandlung und erwarben einige Zugeständnisse. Das wichtigste erschließt ihnen die andern Nationen geöffneten oder zu eröffnenden Häfen.**) Die Faktorei in Deshima wurde (damals noch) aufrecht erhalten, und die japanische Regierung

*) Die englische Konvention wurde im Oktober 1864 unterzeichnet. Der russische Vertrag ist nicht veröffentlicht worden.

**) S. Vertrag abgeschlossen zu Nagasaki im November 1855. Zusatzartikel vom Jänner 1856.

versprach die Abschaffung des Gebrauches das Krucifix mit Füßen zu treten. Bald darauf brach der letzte chinesische Krieg aus. Für die siegreichen Westmächte, England und Frankreich, eine günstige Gelegenheit auch in Japan mit neuen Forderungen aufzutreten, das abgeschlossene Reich dem Handel und der Civilisation zu eröffnen. Die Flotten, die englische mit Lord Elgin, die französische mit Baron Gros an Bord des Admiralschiffes, erschienen rasch nach einander im Golfe von Yedo und schlossen mit dem Shogun die Verträge*) welche noch heute in Kraft sind. Hier folgen ihre wesentlichsten Bestimmungen.

Diplomatische Agenten werden ihren Sitz in Yedo nehmen, Konsularagenten in den geöffneten Häfen. Diese Häfen sind Hakodate, Kanagawa (Yokohama) und Nagasaki. Später wurden Hiôgo und Niigata hinzugefügt. Französische und englische Unterthanen können sich dort niederlassen, Häuser bauen, Handel treiben, Kirchen errichten und ihre Religion ausüben. Innerhalb einer gewissen Frist sollen sie auch in Osaka und Yedo zugelassen werden, jedoch nur um dort Handel zu treiben (was das Recht der Ausübung ihrer Religion auszuschließen scheint). Nur der diplomatische Missionschef und der Generalkonsul haben

*) Der englische Vertrag wurde am 26. August, der französische am 9. Oktober 1858 unterzeichnet.

das Recht im Inneren zu reiſen. In den auf die freie Religionsübung der Fremden bezüglichen Abſätzen nehmen die Bevollmächtigten Akt von der mit den Niederlanden vereinbarten Abſchaffung der das Chriſtenthum verunglimpfenden Gebräuche. Endlich wurde die Reviſion der Verträge nach Ablauf von zwölf Jahren feſtgeſetzt. Aehnliche Verträge ſchloſſen ſpäter Preußen, Spanien, Belgien und, vor zwei Jahren, Oeſterreich.

Die Miſſionäre des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatten zuerſt die Meinung verbreitet daß Japan von zwei Kaiſern beherrſcht werde. Der eine regiere die Seelen, der andere das Reich. Die Gelehrten in Deſhima theilten dieſe Anſicht welche uns allen, als Kindern, beim Unterricht in der Geographie, beigebracht wurde. Der eine, der Mikado, über die geiſtliche Macht, die weltliche liege in den Händen des Shogun. Lord Elgin, Baron Gros, vor ihnen die Admiräle welche die erſten Konventionen mit Japan unterzeichneten, verhandelten daher mit dem Shogun und ſchloſſen mit ihm die Verträge. Erſt ſpäter entdeckte man daß die Shogune, obgleich ſeit dem zwölften Jahrhunderte in den wichtigſten Landestheilen mehr oder weniger im Beſitze der Macht, doch nur die erſten Vaſallen der Kaiſer waren, daß ſie der Berechtigung ermangelten mit ausländiſchen Mächten in Verhandlung zu treten, und die letzten Verträge gegen den Willen des Mikado

abgeschlossen hatten. Es zeigte sich daß der damalige Machthaber in Yedo, bereits in seiner Stellung erschüttert, aus seinen Beziehungen zum Auslande Vortheil zu ziehen, den kaiserlichen Hof von Kiyôto und die großen Daimio, seine Gegner, einzuschüchtern gedachte. Letztere drängten damals den Kaiser zum Bruche mit dem Shogun. Ob dieser, wie behauptet wird, um die Fremden in ihrem Irrthum zu bestärken, geflissentlich den chinesischen Titel Taikun annahm, weil dies Wort den Begriff der Landeshoheit ausdrückt, während Shogun oberster Befehlshaber der Armee bedeutet, lasse ich dahin gestellt. Gewiß ist daß die Haltung des Shogun in ihren Folgen seinen Erwartungen nicht entsprach, ja im Gegentheile zu einer Verbündung der Gegner und zur Abschaffung des Shogunats führte. Die oberste Gewalt wurde, dem Namen nach, wieder in den Händen des Mikado vereinigt. Thatsächlich ging sie auf die Häupter der vier großen Klane über oder, eigentlicher, wurde sie von ihren Agenten, die jetzt Räthe und Minister des Kaisers sind, an sich gerissen. Jedenfalls mußte die Ankunft der Europäer früher oder später die inneren Zustände des Reiches wesentlich umgestalten; aber die irrige Ansicht der Bevollmächtigten von England und Frankreich daß der Shogun der gesetzmäßige weltliche Herrscher sei, die Thatsache daß sie mit ihm verhandelten und nicht mit dem Mikado, beschleunigte das Zu-

ſtandekommen des Bundes zwiſchen den dem Shogun feindlichen Großen, und die Abſchaffung des Shogunates. Die Intereſſen der Europäer haben dadurch nicht gelitten. Im Gegentheile, die innere Zerrüttung geſtattete ihnen um ſo leichter Fuß zu faſſen. Aber für Japan war das plötzliche Verſchwinden des Hofes von Yedo ein verhängnißvolles Ereigniß.

Nach Abſchluß der Verträge ward zur Ausführung der einzelnen Artikel geſchritten. Die fremden Geſandtſchaften ließen ſich in Yedo nieder, die Konſuln und Kaufleute auf dem Geſtade von Yokohama wo, in wenigen Jahren, eine beträchtliche Stadt emporwuchs. Das ruſſiſche Kabinet ernannte keinen diplomatiſchen Vertreter, ſondern begnügte ſich mit der Errichtung von Konſulaten in Yokohama und in Hakodate auf der Inſel Yezo, dem den ruſſiſchen Beſitzungen am Stillen Weltmeere nächſt gelegenen Punkte. Es befolgte hiebei den alten und weiſen Grundſatz daß eine diplomatiſche Vertretung gerechtfertigt ſein müſſe durch das Daſein wirklicher und großer Intereſſen welche die Regierung verpflichtet und bereit iſt, nöthigenfalls, mit Waffengewalt zu ſchützen. In dieſer Weiſe wurden die in dieſen Meeren noch unbedeutenden Handels- und Schifffahrtsintereſſen Rußlands hinreichend gewahrt und, durch die diplomatiſche Abweſenheit, die eventuelle Einmiſchung in Angelegenheiten vermieden welche

dem ruſſiſchen Reiche fremd waren. Es war dabei nichts zu gewinnen und Manches zu gefährden. Daß die Lage der Europäer in Japan eine ſchwierige und wenig geſicherte ſei, zeigte ſich mit jedem Tage mehr. Man hatte mit dem Shogun Verträge geſchloſſen. Man wußte wenig, man wußte faſt nichts von den Vorgängen im Innern, am kaiſerlichen Hofe zu Kiyôto, am Hofe des Shogun in Yedo, im Lager der verbündeten Daimio. Ein undurchdringlicher Schleier verhüllte die Zuſtände des Reiches. Man erfuhr daß die Häupter des Bundes die Vertreibung der Fremdlinge verlangten und vorbereiteten; daß die oberen Schichten der Nation die Fremden haßten, daß die Regierung des Shogun mit der man verhandelt hatte in ihren Grundfeſten erſchüttert, vielleicht dem Sturze nahe war. Dennoch ſtützten ſich die Geſandten auf den Shogun, entſchloſſen ihn ihrerſeits zu unterſtützen, ohne zu bedenken, vielleicht auch weil man keine Wahl hatte, daß ihn der moraliſche oder gar der materielle Beiſtand der Ausländer in den Augen der Nation herabſetzen, mittelbar ſeinen Untergang beſchleunigen müſſe.

Um dieſe Zeit drehte ſich Alles um die immer mehr hervortretende Schwächung des Shogunates. Was waren die Urſachen dieſer Schwächung? Niemand konnte mir hierüber befriedigenden Aufſchluß geben. Man ſpricht von Verderbtheit, Käuflichkeit, Verrath. Dies ſind Worte.

Thatsachen hat mir Niemand geben können. So dichtes Dunkel ruht noch heute über Ereignissen die unter den Augen der Europäer vorgingen. Was man hierüber erzählt, sind reine Vermuthungen. Iwakura allein antwortete mir auf diese Frage klar und bündig. „Der Shogun", sagte er mir, „fiel unter der allgemeinen Verachtung, unter dem Hasse der japanischen Nation welche mit Liebe und Treue an ihrem rechtmäßigen Beherrscher, dem Mikado, hängt." — „Aber", entgegnete ich, „wie kommt es daß die ihren Kaiser so sehr liebende Nation den Usurpator durch siebenhundert Jahre ertrug, und warum erwachte diese so lange schlummernde Treue gerade jetzt und mit Einem Male?" Hierauf blieb mir der Minister die Antwort schuldig.

Hiemit wäre also ein wichtiger Punkt festgestellt: als die Europäer erschienen, fanden sie das Shogunat, welches seit dem zwölften Jahrhundert mit wechselnden Geschicken bestanden hatte, aus unbekannten Gründen, erschüttert.

In Kiyôto wurde von den Kuge, dem alten hohen Hofadel, die Behauptung aufgestellt, die Verträge mit den Europäern bedürften, um in Wirksamkeit zu treten, der Genehmigung des Mikado. Es war der erste Stoß den die Hofpartei dem Shogun versetzte. Von jenem Augenblick an suchten beide, letzterer um seine bedrohte Macht

zu stärken, der Mikado um die ihm seit Jahrhunderten geschmälerte wieder herzustellen, die Unterstützung der Europäer. Kiyôto wurde ein Herd von Intriguen.

Zu jeder Zeit spielte, wie es scheint, der Süden in den japanischen Revolutionen eine bedeutende Rolle. Agenten wurden dahin entsandt. Ihre Aufgabe war die öffentliche Meinung gegen den Shogun zu entflammen, ihn zu beschuldigen daß er das Land den Barbaren überliefere. Gewaffnet wurde von beiden Seiten. Der Shogun sowohl als die großen Daimio stellten fremde Officiere als Lehrer an, kauften Hinterlader und Kanonen in Europa, bestellten Kriegsschiffe auf europäischen Werften. Die Häuptlinge der drei großen Klane von Satsuma, Choshiu und Tosa, denen sich der von Hizen später anschloß, verlangten im Verein mit den Kuge, laut und offen, die Vertreibung der Ausländer und richteten an den Mikado das Ansinnen, er möge den Shogun beauftragen die Eindringlinge in das Meer zu werfen. Der Befehl wurde wirklich gegeben. Der Shogun antwortete mit einer Entschuldigung: seine Kräfte gestatteten es nicht. Die Leiter der Bewegung, welche immer mehr unter den drängenden Einfluß ihrer Samurai, Zweischwertmänner, überhaupt der Militärkaste geriethen, forderten nun die Bestrafung des Shogun. Der Mikado, sagten sie, möge selber den Vertilgungskampf gegen die Barbaren aufnehmen. Dieser

Schritt blieb erfolglos, weil sich damals der Mikado in den Händen des Fürsten von Aidzu befand, eines der mächtigsten Daimio im Norden, zur Zeit Militär-Gouverneurs von Kiyôto, eines Freundes und Verwandten des Shogun. Da versuchte der Fürst von Choshiu, der auch unter dem chinesischen Namen Nagato bekannt ist, um sich der Person des Mikado zu bemächtigen, einen Handstreich gegen Kiyôto.*) Die Choshiu drangen in die Stadt, griffen die Kriegsleute des Fürsten von Aidzu an, wurden aber geschlagen und zurückgeworfen. Sie zogen also nach Hause, das heißt nach der Südspitze von Niphon, gegenüber von der Insel Kiushiu. Für den Augenblick waren der Fürst von Aidzu und der Shogun am Hofe des Mikado, der sich in ihrer Macht befand, die Herren. Sie zwangen ihn den Shogun mit der Bestrafung der Choshiu zu beauftragen. Um diese Zeit begaben sich die fremden Gesandten nach Hiôgo um den Mikado um die Ratifikation der Verträge zu bitten. Hr. Roche bot zur Unterwerfung der Choshiu die französischen Streitkräfte an. So wie die Dinge standen, war dies eine militärische Intervention zu Gunsten des Shogun. Der Mikado lehnte wie natürlich das Anerbieten ab, genehmigte aber die Verträge.

*) 1864.

Mittlerweile hatten zwei Zwischenfälle stattgefunden. Seit längerer Zeit verlangten die Engländer für gewisse Unbilden von dem Fürsten von Satsuma fruchtlos Genugthuung. Jetzt bombardirten sie seine Hauptstadt Kagoshima.*) Im folgenden Jahre beschossen Schiffe der vier Vertragsmächte, wegen feindlicher Angriffe auf ihre Flaggen, die Stadt Shimonoseki welche den westlichen Eingang des „Inneren Meeres" beherrscht und dem Fürsten von Choshiu gehört. Die Stadt wurde eingeäschert. Beide Vorgänge machten die Japaner nachdenklich. Sie erkannten die Ueberlegenheit der Europäer. Da traten die Häuptlinge der Satsuma und der Choshiu mit den fremden Gesandten in Verkehr. Bald nahmen diese Beziehungen einen freundlichen Charakter an.

Zweimal zog der Shogun gegen die beiden eben genannten Klane zu Felde. Noch harrte man der Entscheidung als ihn, im Schlosse von Osaka, der Tod ereilte.**) Einige Monate darauf folgte ihm der Mikado in das Grab***), und der gegenwärtige Kaiser, kaum zwölf Jahre alt, bestieg den erschütterten Thron seiner Ahnen. Keiki, ein jüngerer Sohn des Fürsten von Mito, wurde mit der Würde des Shogunats bekleidet. Gegen den Wunsch sei-

*) 1863.
**) Ende 1866.
***) Februar 1867.

nes Vaters und der übrigen Verwandten, sämmtlich Erbfeinde der Shogune, nahm er sie an und bezog das Schloß in Kiyôto, erklärte aber seine Absicht bei der Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt mit zu wirken und das Shogunat niederzulegen, sobald die zu einem Großrath berufenen Daimio die neue Verfassung votirt hätten. Eine solche Versammlung wurde in der That ausgeschrieben. Mehrere Daimio kamen. Aber die Häuptlinge der Satsuma, der Choshiu und der Tosa umringten die Stadt mit ihren Streitkräften.*)

Entscheidende Ereignisse folgten. Am 3. Jänner**) drangen Kriegsleute des Fürsten von Satsuma in Kiyôto ein, erwirkten von dem Mikado den Befehl an den Shogun das Schloß, an Aidzu den kaiserlichen Palast zu räumen den sie sogleich besetzten. In ihrer persönlichen Sicherheit bedroht, verließen Keiki und sein Freund noch am selben Tage Kiyôto, und zogen sich eilends nach Osaka zurück. Schon am folgenden Morgen trafen sie dort ein. Während sie sich am Marsche, eigentlich auf der Flucht befanden, erschienen bereits, im Namen des Kaisers, mehrere wichtige Edikte. Der Mikado erklärte seine kaiserliche Gewalt sei hergestellt und erstrecke sich fortan gleichmäßig

*) December 1867.
**) 1868.

über alle Theile des Reiches. Das Shogunat sei aufgehoben. Ein anderes Dekret enthielt die Grundsätze der neuen Verfassung. Da beredete der Fürst von Aidzu den Shogun einen letzten Versuch zu wagen. Vereinigt marschirten sie gegen Kiyôto. Bei Fujimi, fünf Meilen von der Hauptstadt, kam es zwischen ihren Truppen und den Satsuma und Choshiu zu einer blutigen Schlacht. Sie endigte mit der Niederlage der Angreifer und ihrem Rückzuge nach Osaka. Dort angelangt, ließ der Shogun das Schloß verbrennen und kehrte dann am Bord einer seiner Fregatten nach Yedo zurück. Dahin richteten sich auch die siegreichen Klane auf dem Landwege. Von einem nahen Verwandten des Mikado befehligt zogen sie, fast ohne Schwertstreich, in Yedo ein. Der Shogun war in den Tempel von Ueno geflüchtet. Man gestattete ihm freien Abzug auf seine Güter. Dort lebt er seither, unbelästigt, in tiefer Zurückgezogenheit.

So endigte das Shogunat nach siebenhundertjährigem Bestande.

Der Fürst von Aidzu führte seine Kriegsleute nach seinen Landen zurück, schloß mit mehreren Daimio den sogenannten Nordbund und setzte den Krieg noch einige Zeit fort. Eine am Schluß des Jahres*) erlittene Nie-

*) 1868.

derlage machte zugleich dem Nordbunde und dem Bürgerkriege ein Ende. Allenthalben, außer an Einem Punkte, war die kaiserliche Macht anerkannt.

Bekanntlich ist Yezo die nördlichste der vier großen Inseln aus denen Japan besteht, ein einziger ungeheurer Wald, reich an Mineralschätzen, an Kupfer und Kohle, aber von Urbewohnern, von wahren Wilden, schwach bevölkert. Einige Punkte auf der Südküste haben die Japaner kolonisirt. Auf der Südspitze, Niphon gegenüber, befindet sich ihre wichtigste Niederlassung, Hakodate. Auf Verlangen des Kommodore Perry ist dieser Hafen, wie bereits erwähnt, den Amerikanern und später als einer der fünf Treaty-Ports allen Fremden eröffnet worden. Während die Truppen der Daimio gegen Yedo marschirten, bemächtigte sich der japanische Fregattenkapitän Enomoto der im Golfe liegenden Flotte des Shogun und segelte mit ihr nach Hakodate. Seinem Erscheinen folgte der Ausbruch einer unblutigen Revolution. Einer der französischen Instruktoren, Hauptmann Brunet, trat an die Spitze der Bewegung. Man proklamirte die Republik und das allgemeine Stimmrecht! Letzteres allerdings wurde dem ausschließlichen Genusse der Samurai, das heißt der Militärkaste, vorbehalten, und alle andern Kasten davon ausdrücklich ausgeschlossen. Die sehr wenig zahlreichen europäischen Residenten, meist Abenteurer, und einer der fremden

Konsuln erklärten sich für die Revolution. Während mehrerer Monate lebte man unter dem Schirme dieser grotesken Verfassung. Jedermann schien sich sogar mit den neuen Zuständen zu befreunden, nur nicht die kaiserliche Regierung. Sie entsandte ein kleines Geschwader. Ein Seegefecht fiel zum Nachtheile der republikanischen Zweischwertmänner aus; Herr Brunet kehrte nach Frankreich und die Insel Yezo unter die Botmäßigkeit des Mikado zurück.*)

Die Wahl der Hauptstadt war die erste zu erledigende Frage. Während Jahrhunderten lag der Schwerpunkt des politischen Lebens in Yedo. Yedo theilt auch mit Osaka die Suprematie auf dem Gebiete des Handels. Alle Fäden der Verwaltung in den Staaten des Shogun, und sie reichten bis Yezo und Kiushiu, vereinigten sich in seiner Hauptstadt. Yedo wurde also zur künftigen Residenz des Mikado erkoren. Der junge Kaiser besuchte die Stadt, kehrte für kurze Zeit nach Kiyôto zurück und nahm endlich bleibend seinen Sitz in Yedo.**)

Werfen wir einen Blick auf die Haltung der fremden Gesandten, auf die Lage der Europäer während des Bürgerkrieges. Während einiger Zeit schien die offene Feindseligkeit der höhern Klassen, im Vereine mit der Schwäche

*) 1869.
**) 1869.

der Yedoer Regierung, den Bestand der jungen Kolonie ernsthaft zu gefährden. Mehrere Mordthaten wurden verübt: in Yokohama, in der Umgebung, in der Hauptstadt; dreimal wurde die brittische Gesandtschaft in Yedo angegriffen. In Yokohama herrschte Bestürzung. Die Vertreter der vier Mächte, die Admiräle mußten für die Sicherheit ihrer Landesangehörigen Sorge tragen. In Yedo waren die Gesandten des Lebens nicht sicher. Mit Ausnahme des amerikanischen, der noch einige Zeit blieb, zogen sie sich nach Yokohama zurück. Sie befanden sich da in unmittelbarem Verkehr mit den Landsleuten und unter dem Schutze der Kanonen ihrer Kriegsschiffe. Eines Tages erfuhr man daß sich rings um Yokohama Bewaffnete sammelten. Zugleich erklärte der japanische Gouverneur sein Unvermögen die Faktorei zu schützen. Da ließ Admiral Jaurès die Marinetruppen einer französischen Fregatte ausschiffen und die Bluffs besetzen. Der englische Gesandte verschrieb ein Regiment Linientruppen aus Hongkong. Die gemeinsame militärische Besatzung wird noch heute aufrecht erhalten, allerdings mit gewissen Abänderungen und mit der nöthigen Schonung japanischer Empfindlichkeit. Aber noch befinden sich englische und französische Soldaten in Yokohama, und es wäre nach meiner Ansicht nicht gerechtfertigt sie zurückzuziehen; denn plötzliche Angriffe sind immer möglich, und in einem solchen Falle würden diese

schwachen Streitkräfte wenigstens hinreichen die Flucht der Fremden an Bord der Schiffe zu ermöglichen. Bald darauf ließ sich die brittische Gesandtschaft wieder in Yedo nieder wo sie sich noch heute befindet. Die übrigen Gesandtschaften blieben in Yokohama. Gegenwärtig ist, so sagt und glaubt man oder will man glauben, jede Gefahr verschwunden, und in der Niederlassung herrscht, wenigstens dem Anschein nach, unbedingtes Vertrauen.

Ich sprach oben von der zweideutigen, im Grunde aber Europa freundlichen Politik des Hofes von Yedo der die Fremden schonen mußte und zugleich die ihnen feindliche Stimmung des Landes nicht verletzten durfte. Sein ganzes Benehmen ließ darauf schließen. Als die Gesandten der vier Mächte den Shogun von ihrer Absicht verständigten den Fürsten von Choshiu durch die Beschießung von Shimonoseki zu züchtigen, antwortete er mit einer geheimen Zustimmuug und mit einem öffentlichen Protest. Der Mikado hatte ihm befohlen die Fremden zu vertreiben. Er erließ ein Edikt im Sinne des ihm gewordenen Auftrages, bat aber die Diplomaten seiner Proklamation keinen Werth beizulegen. Als er, unter dem Vorwande dem Kaiser zu Hilfe zu eilen, den Feldzug gegen die Choshiu unternahm, ersuchte er die Admiräle seine Hatamoto auf französischen und englischen Kriegsschiffen und zwar, aus Schonung für die öffentliche Meinung, unter japanischer

Flagge nach dem Kriegsschauplatze zu befördern. Das Ansinnen wurde natürlich abgelehnt, ihm aber gestattet englische Kauffahrteischiffe zu diesem Behufe zu miethen auf welchen er seine Flagge aufzog. Alles dies hat seine Bedeutung. Eine Regierungsgewalt die zu solchen Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen muß ist gerichtet, ihr Sturz nur mehr eine Frage der Gelegenheit und Zeit.

Die Lage war, wie man sieht, verwickelt, die Aufgabe der Diplomaten keine leichte. Zunächst kannten sie die Vorgänge im Innern wenig oder gar nicht. Die Kunde die ihnen von Kiyôto und aus dem Südwesten zukam, also von den Hauptherden der gegen den Shogun gerichteten Umtriebe, ja sogar die Nachrichten aus dem nahen Yedo waren lückenhaft und oft widersprechend. Die Politik der Enthaltung empfahl sich offenbar als die weiseste. Enthaltung ist aber schwer wenn die Landsleute periodisch ermordet, eine der Gesandtschaften (die englische) nächtlich überfallen, deren Mitglieder verwundet oder getödtet werden. Mit gekreuzten Armen zusehen hieß die Frechheit der Gegner ermuntern und neues Unheil heraufbeschwören. Handeln hieß Wege betreten deren Richtung und Ausgangspunkte man nicht kannte. Jedenfalls mußte für die Sicherheit der Niederlassung gesorgt, Genugthuung gefordert und erlangt werden. Das Ansehen, in nächster Folge, Eigenthum und Leben der Fremden standen auf dem Spiele.

Die Schwierigkeit lag in der Wahl der Mittel. Sollte man sich auf die Künste der Ueberredung beschränken, oder drohen oder losschlagen? Einige Zögerung, einige Unsicherheit war da unvermeidlich. Demungeachtet erlaube ich mir die Ansicht auszusprechen daß die Vertreter der brittischen Krone, Sir Rutherford Alcock, Oberst Neal und Sir Harry Parkes welche nach einander die englische Gesandtschaft leiteten, auf der Höhe ihrer verwickelten Aufgabe standen. Sowohl wegen seiner sehr bedeutenden Handelsinteressen als durch die vorwiegenden Streitkräfte, über die es im äußersten Osten verfügt, fiel die erste Rolle England zu. Seine Vertreter mußten den Ausschlag geben, und sie handelten in den schwierigsten Augenblicken mit Klugheit und Muth, und, was im öffentlichen Interesse das Wichtigste ist, ihre Thätigkeit krönte der Erfolg. Der Vertreter Frankreichs, Herr Roche wandelte andere Wege; er verhehlte nicht seine Vorliebe für die Yedoer Regierung und ging, wie oben gesagt, hierin so weit daß er dem Mikado, das heißt unter den gegebenen Umständen dem Shogun, die französischen Kriegsschiffe zur Verfügung stellte. Als letzterer vom Schauplatze verschwand, wurde auch Herr Roche von seinem Posten abberufen und durch Hrn. Outrey ersetzt. Der Minister der Vereinigten Staaten nahm eine zurückhaltende Stellung ein. Die, natürlich beschränkte, Einwirkung des niederländischen Agenten trug

das Gepräge der nüchternen und vorsichtigen Gepflogenheiten der holländischen Diplomatie. Nach ihren ersten Erfolgen fühlten die Häupter der Bewegung das Bedürfniß mit den fremden Mächten in Verkehr zu treten. Der Mikado ließ daher die Gesandten einladen ihm ihre Beglaubigungsschreiben in Kiyôto zu überreichen. Man kennt die blutige Episode, zu welcher diese Feierlichkeit Anlaß gab.*)

Neuerliche Nachforschungen und Entdeckungen, welche großentheils dem Eifer und der Thätigkeit der Gesandtschaftsdollmetsche und Dollmetschzöglinge zu verdanken sind, haben die bisher in Europa über die japanische Verfassung verbreiteten Ansichten wesentlich umgestaltet und berichtigt. Man weiß jetzt daß der Mikado der oberste Herrscher ist und immer war. Sohn der Götter, unsichtbar (bis in die ganz letzte Zeit) wie Jehova der in Wolken gehüllt zu Moses spricht, vereinigt er in seiner Person alle Attribute der Gottheit. Er ist die Quelle aller Macht. Er ist kein Papst, wie man so lange gewähnt, kein Religionsoberhaupt, kein Spender geistlicher Gnaden, kein Wächter des Glaubens. Er ist mehr als dies, er ist ein Sprosse der Gottheit. Nie wurde unterschieden zwischen der geistlichen und weltlichen

*) Der Mordanfall auf Sir Harry Parkes ereignete sich am 23. November 1869. S. Seite 242.

Macht. Seit dem neunten Jahrhundert hatte er seinen Sitz in Kiyôto. Dort wohnen auch die Kuge, der alte Hofadel, und nach Kiyôto berief er zuweilen, in außerordentlichen Fällen, die Daimio des Reiches. Der Oberbefehl über die Streitkräfte war zwei Großwürdenträgern anvertraut. Der eine führte ihn im Norden, der andere im Süden, daher ihre Titel Shogun, gleichbedeutend mit Höchst-Kommandirendem.

Einem derselben gelang es, im zwölften Jahrhundert diese Würde in seiner Familie erblich zu machen und zugleich, immer unter der Oberherrlichkeit des Kaisers, die reichsten und bedeutendsten Provinzen Japans an sich zu reißen. So entstand das Shogunat. Es erhielt sich durch siebenhundert Jahre. Der Shogun war der erste Vasall des Mikado. Die Grenzen seiner Befugnisse unterlagen gewissen Schwankungen. Seit Yoritomo (im zwölften Jahrhundert), einer der großen Gestalten in der japanischen Geschichte, aber der Zeit nach zu entfernt um auf der Grundlage verläßlicher Angaben nach Gebühr gewürdigt zu werden, hat der furchtbare Taiko-Sama (am Ende des sechszehnten Jahrhunderts) den hervorragendsten Einfluß auf die Geschicke des Reiches geübt. Seinem Genius, seiner Thatkraft, seinem Glückstern und seiner Vermählung mit einer Dame von fürstlichem Geblüt verdankte der in Niedrigkeit geborene Mann den Thron der Shogun den

er als „Regent" bestieg und durch lange Jahre einnahm. Noch lebt er fort in dem Andenken des Volkes; noch zeugen seine gewaltigen Bauten in Yedo, in Osaka und selbst in Kiyôto von der Ausdehnung und dem Glanze seiner Macht. Die Shogune waren oft unbotmäßige, meist unruhige, immer unbequeme Vasallen des Mikado, aber Vasallen waren und blieben sie bis zu Ende. Von Zeit zu Zeit erschienen sie in Kiyôto um ihrem Lehensherrn zu huldigen. Ueber diese Zusammenkünfte hat sich ein interessanter Bericht zweier holländischer Delegirten erhalten. Aus den Fenstern des Hauses in denen sie bewirthet und bewacht wurden sahen sie die feierlichen Aufzüge der beiden Potentaten.

Das Territorium des Shogun bestand aus den acht Provinzen, darunter Yedo, welche unter dem Sammelnamen Kuanto bekannt sind, und aus den Städten und Stadtgebieten Osaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate. Diese Städte und Provinzen befanden sich in unmittelbarer Botmäßigkeit des Shogun und wurden durch von ihm ernannte Statthalter verwaltet. Er selbst war unumschränkter Gebieter. Der Handel war sein Monopol, die Erträgnisse der Zollämter flossen in seinen Schatz. Weit geringeren Einfluß übte er in den Han, d. i. Städten und Gebieten der ihm lehenspflichtig gewordenen Daimio. Diesen mußte mit Schonung und Rücksicht begegnet werden. Daher kam es daß, bei den Verhandlungen mit den fremden Ge-

sandten, der Shogun nur die Eröffnung der unter seiner unmittelbaren Herrschaft stehenden Häfen gestattete. Er hütete sich dies Zugeständniß auf die Han auszudehnen, wohl wissend daß die Maßregel bei seinen Vasallen Widerspruch, wahrscheinlich bewaffneten Widerstand gefunden hätte. Der Kern seiner eigenen Streitkräfte waren die „Hatamoto", wörtlich übersetzt: „Männer unter der Fahne". Der erste Shogun, nach dem Rücktritte des Regenten Taiko-Sama, hatte aus seinen Kriegsmannen die Kaste der Hatamoto gebildet. Er verlieh ihnen Länderei und den niederen Adel. Dafür waren sie in Kriegszeiten zum Militärdienst verpflichtet, entweder persönlich oder indem sie sich durch Stellvertreter oder durch eine bestimmte Geldentschädigung befreiten. Sie zählten achtzigtausend Mann. Mit dem Sturze des Shogun verschwanden auch sie. Viele wurden Kaufleute; eine größere Anzahl, Ronin, d. h. dach- und fachlose Leute.

Außer den mit dem Shogun im Lehensverbande stehenden Daimiō, gewissermaßen mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, gab es die Daimio des Mikado. Sie hingen von ihm unmittelbar ab, erwiesen sich je nach dem wechselnden Gange der Ereignisse mehr oder minder fügsam oder unbotmäßig, mehr oder minder „Könige" wie die alten Missionäre die achtzehn hervorragendsten Großdaimio zu nennen pflegen. Die Lehensfürsten im nörd-

lichen Theile der großen Insel zeigten den meisten Sinn für Unabhängigkeit. Man hat gesehen welche große Rolle der mächtigste unter ihnen in der letzten Revolution spielte. Aber diese nördlichen Provinzen sind entlegen, schwach bevölkert und arm, schon deshalb weil sie aus klimatischen Gründen keinen Reis erzeugen und dies erste aller Bedürfnisse vom Süden kaufen müssen. Nie hat der Norden auf die Geschicke Japans einen entscheidenden Einfluß geübt.

So stand es, noch vor zwei Jahren, mit der politischen Verfassung des Reiches. In socialer Beziehung zerfällt die Nation in Klane, und jeder Klan in Kasten. Die Kaste der Krieger ist die vornehmste. Dagegen stehen die Kaufleute unter dem Landmann, auf einer der niedrigsten Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie. Bonzen und Literaten genießen eines gewissen Ansehens. Eine sehr geachtete und achtbare Klasse bilden die Bauern. In jedem Dorfe und Flecken geht der Vorstand oder Bürgermeister aus der freien Wahl der seßhaften Familienväter hervor. Europa kennt keine freisinnigere Gemeindeverfassung. Ehrfurchtsvoll gegen die Höherstehenden, strenger Befolger der Etiquette, leicht zu leiten und leicht zu leben, hält der Bauer mit großer Zähigkeit an seinen Rechten, und wehe der Obrigkeit welche sie verletzt. Vor einigen Wochen ereignete sich folgender Fall. Die Bewohner eines großen

Fleckens, sämmtlich Bauern, hatten von den Regierungsbeamten viele Plackereien zu erleiden. Sie betraten also den Petitionsweg, und da ihre schriftlichen Klagen erfolglos blieben, sandten sie eine zahlreiche Deputation an den Statthalter der Provinz. Als nach längeren Verhandlungen die Abgeordneten die Ueberzeugung gewannen, daß der Chi-ji für ihre Vorstellungen taub blieb, erschlugen sie ihn in seinem Yashke und gingen ruhig nach Hause. Die öffentliche Meinung billigte die Blutthat als einen Akt der Selbstwehr; sie fand ihn durch die Umstände gerechtfertigt. Wer gedenkt da nicht unseres frühen Mittelalters! Es ist der Feudalismus, entstanden im Dunkel der Vorzeit, gewachsen und entwickelt im Laufe der Jahrhunderte, belebt und getragen durch die Ritterlichkeit, innig verwebt mit allen Lebensbeziehungen, mit den Ideen, den Traditionen, den Sitten der Nation. Der Handel, wie eben erwähnt, die Gewerbthätigkeit, sogar die Kunst nehmen den untersten Rang ein. Nur der Waffenschmied macht eine Ausnahme. Er gilt für adelig. Wenn er den schwierigsten Theil seines Werkes vollbringt, nämlich zur Einlegung der Schneide von Stahl in die eiserne Klinge schreitet, schließt er seine Werkstätte gegen die Gasse ab und zieht sein Hofkleid an. So erzählt Hr. Mitford*) und so wurde

*) Tales of old Japan, bereits citirt.

mir versichert. Das Schwert und der Dolchdegen vererben sich von Vater auf Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht. Die Zweischwertmänner kennen die Namen aller guten Waffenschmiede in Kiyôto, Yedo, Osaka, und sprechen häufig von ihnen. Früher wurden in den vornehmen Familien sogar die Töchter in der Handhabung der Hellebarde geübt.

Es gab und gibt noch Verbündungen unter Männern derselben Kaste, die entweder eine Art Hilfsverein sind oder die gegenseitige Vertheidigung gegen Feinde zum Zwecke haben. In Yokohama hörte ich oft von Europäern behaupten, dies Alles habe sich überlebt, das Lehens- und Ritterwesen haben ihre Zeit gemacht, sich abgenutzt, seien zu den Todten geschieden. Ich werde weiter unten diese Ansicht prüfen. Aber was man auch von dem Lehensinstitute und der bisherigen japanischen Verfassung denken möge, Eines wird von Niemandem in Abrede gestellt. Bei Ankunft der Europäer und bis in die letzte Zeit, war das japanische Volk glücklich und zufrieden. Mit Ausnahme der kolossalen Einkünfte einiger Großdaimio, denen jedoch die mit der Stellung des Besitzes verbundenen Lasten entsprachen, wozu noch kam daß diese fürstlichen Vermögen gewissermaßen als Gemeingut des Klanes betrachtet wurden, gab es wenig übergroße Vermögen und wenig Arme. Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung Waffen trägt,

kamen, verhältnißmäßig, wenig blutige Ausschreitungen vor. Die Geschichte dieses Landes kennt keine Greuelthaten wie die an Scheußlichkeit Alles überbietenden Massenmorde der chinesischen Taeping. Selten wurde hier die öffentliche Ruhe gestört, und in keinem heidnischen Lande sind Leben und Eigenthum besser gesichert. Die Bodenkultur, die bedeutende Entwickelung einzelner Gewerbszweige, der Geschmack an den Künsten und ihre Uebung zeugen von einer alten und, innerhalb gewisser Grenzen, weit gediehenen Civilisation. Gewiß, diese Civilisation ist unvollkommen und lückenhaft, weil ihr das Licht und die Wohlthaten des Christenthums fehlen. Grausame Gebräuche verunstalten die Ritterlichkeit, traurige Auswüchse das Ehrgefühl welches dieses Volk in so hohem Grade auszeichnet. Grober Aberglaube verdunkelt die Geister, hemmt die Erhebung der Gemüther die in den Lehren des Buddhismus, zu dem sich die große Mehrzahl bekennt, nur geringe Befriedigung finden. Unglaube und Zweifelsucht haben sich der höheren Klassen bemächtigt. Die Familie bildet zwar die Grundlage der staatlichen Einrichtungen; aber die Frau, obgleich weniger Sklavin und geachteter als in irgend einem anderen heidnischen Gemeinwesen, harrt noch der Anerkennung ihrer Würde.*) Daher eine entsetzliche Er-

*) Der Ehegatte schickt sein Weib einfach weg und macht hievon die Anzeige an den Häuptling seines Klanes. Ist

ſchlaffung der Sitten; doch kommen die grauenhaften Laſter welche das chineſiſche Volk beflecken in Japan ſelten vor. Die Achtung der väterlichen Gewalt, die Treue gegen den Häuptling des Klanes, des gemeinſamen Vaters aller Stammesangehörigen, Tapferkeit, Verachtung des Todes, den man ſich ſelbſt gibt wenn es die Ehre erheiſcht, waren und ſind die am höchſten geſchätzten und meiſt verbreiteten Tugenden dieſer heitern, artigen, liebenswürdigen, ſorgloſen und ritterlichen Nation.

Während Jahrhunderten hatte das Shogunat im Staate einen ungeheuren Platz eingenommen. Jetzt war es verſchwunden. Die Lücke die es zurückließ mußte ausgefüllt werden. Daß dies nicht ohne Erſchütterungen, ohne Kämpfe geſchehen konnte, lag am Tage. Aber Niemand hatte die Tragweite der Umwälzung vorausgeſehen.

Kaum war der Bürgerkrieg beendigt als ſeine vornehmſten Urheber, die Männer nämlich welche ſich zum Sturz des Shogun verſchworen und ihn herbeigeführt hatten, die Fürſten von Satſuma, Choſhiu, Toſa und Hizen an den Mikado ein Geſuch richteten. Der Verfaſſer der Schrift, und wahrſcheinlich bis zu einem gewiſſen Grade der Einflüſterer der Gedanken die ſie enthielt, war ein gewiſſer Kido, ein einfacher Samurai oder Zweiſchwert-

---

dieſe Formalität erfüllt, ſo betrachtet er ſich als geſetzlich geſchieden.

mann aus dem Klane der Choshiu, heute eines der einflußreichsten Glieder des Reichsrathes. In diesem merkwürdigen Dokumente bieten die großen Fürsten dem Mikado ihre Domainen und Kriegsleute an. Es war ein Akt der Selbstvernichtung. Das Opfer ward angenommen. Die übrigen Daimio, darunter eilf nach längerem Zögern, folgten gezwungen und widerstrebend dem Beispiele ihrer mächtigeren Standesgenossen. Von dem Tage an betrat die Regierung des Mikado die Wege der Reform. Mit unglaublicher Verwegenheit, mit beispielloser Rücksichtslosigkeit schritt sie voran. Die Titel Daimio (hoher Lehensadeliger) und Kuge (vom hohen Hofadel) wurden abgeschafft und durch die allgemeine Bezeichnung Katsoku, adelig, ersetzt. Die Daimio wurden zwar an der Spitze ihrer Klane gelassen, aber nur als Vertreter und Statthalter der Regierung, von Lehensfürsten wurden sie durch einen Federstrich zu Beamten degradirt. Bald darauf*) fand ein Ministerwechsel statt. Die eigentlichen Leiter der Bewegung vom Jahre 1868, Iwakura und die vorzüglichsten Rathgeber der vier Fürsten hatten bisher hinter den Kulissen gewirkt. Jetzt betraten sie die Bühne. Mit Sanjo und Saigo bilden sie dermalen das Ministerium und den Rath des Mikado.

---

*) August 1871. Während einer meiner Reisen im Innern.

Ich habe in dieſen Blättern bereits der bedeutſamſten Akte erwähnt welche die neuen Miniſter, ihre Urheber, mir ſelbſt mitzutheilen und zu erklären die Güte hatten.

Vor Allem die Abſchaffung der „Han“ und Umwandlung dieſer bisher den großen Lehensherren gehörigen Städte in „Ken“ oder kaiſerliche Städte. Es war, mit andern Worten, die Vernichtung der Verfaſſung. Das Land vernahm die Kunde mit ſprachloſem Erſtaunen, die bisher ſehr reformfreundlichen Europäer in Yokohama mit unverhehltem Befremden über den ebenſo kecken als in ſeinen möglichen Folgen bedenklichen Schritt.

Die Daimio waren, wie geſagt, aus Lehensfürſten in einfache Staatsbeamte, in Adminiſtratoren ihrer ehemaligen Lehen umgewandelt worden. Wenige Tage darauf traf ſie ein neuer Schlag. Sie wurden förmlich beſeitigt und ſollten durch von Yedo geſandte Gouverneure erſetzt werden. Zugleich wurden ſie zur beſtändigen Reſidenz in der Hauptſtadt verhalten. Bekanntlich mußten auch die dem Shogun lehenspflichtigen Daimio ſechs Monate des Jahres in Yedo zubringen, aber dieſe Verpflichtung wurde ihnen auferlegt zur Zeit wo ſie mit dem Shogun in den Lehensverband traten, und in Folge eines gegenſeitigen Uebereinkommens. Der Erlaß der neuen Miniſter iſt ein Akt der Willkür. Er raubt den höchſt geſtellten Männern des Reiches ein Recht deſſen ſelbſt der

Eta und der letzte Bettler genießt, das Recht zu leben und zu sterben wo seine Wiege stand. Der Fürst Ichikusen hatte sich die Unzufriedenheit der Minister zugezogen. Er wurde durch einen Staatsbeamten ersetzt, nach Yedo berufen und in seinem Palaste (unweit der englischen Gesandtschaft) eingesperrt. Einem alten Brauche gemäß, wurde das Ehrenportal des Yashke abgetragen, und die Oeffnung mit rohen Balken und Brettern vernagelt. Die Minister rühmten sich ihrer Thatkraft. All dies ereignete sich während meines Aufenthaltes in Yedo.

Die Klane waren durch die Abschaffung der Daimiate in das Herz getroffen. Die Regierung bleibt jedoch hiebei nicht stehen. Sie will die großen Klane in mehrere kleine zerspalten, mehrere kleine zu größeren vereinen. Ein Werk der Zerstörung, die Auflösung der Nation in Atome!

Die Regierung verkündigte die Absicht eine kaiserliche Armee zu bilden. Die großen Daimio wurden aufgefordert ihre Kriegsmannen und ihr Kriegsmaterial nach Yedo zu schicken, und die Häupter der vier großen Klane beeilten sich scheinbar einem Befehle zu gehorchen der einen wesentlichen Theil ihres Programms ausmacht. Der Freude der Machthaber in Yedo entsprach das sprachlose Erstaunen des Publikums. Ein ähnliches Beispiel von bis zum Selbstmorde gehender Opferfreudigkeit war noch nicht da-

geweſen. Weil man Kaſernen brauchte, vergriff man ſich an den Klöſtern der Shiba. Mit oder ohne Entſchädigung wurden die Bonzen ausquartiert. Die Soldaten erhielten europäiſche Uniformen und Waffen.

Auch die religiöſe Frage konnte ſich dem Wirken der Regierung nicht entziehen. Die neuen Miniſter proklamirten die Rückkehr zu den reineren Dogmen der Staatsreligion der Mikado. Demgemäß befahlen ſie die Zerſtörung der buddhiſtiſchen Symbole und Götzenbilder in den ehemaligen Shintotempeln. Die Ausführung wäre in Wirklichkeit die Vernichtung der vom Volke am meiſten beſuchten und verehrten Heiligthümer, mittelbar die Ausrottung der Buddhareligion. Schon ſpricht man von der Abtragung der prachtvollen Shiba-Gräber, dem Höchſten was japaniſche Kunſt geleiſtet hat. Im ganzen Lande begann die theilweiſe Einziehung der Kirchengüter. Die vertriebenen Mönche haben Anſpruch auf eine kleine Geldentſchädigung. Außerdem entband ſie das Miniſterium von dem Gelübde der Keuſchheit. Hiedurch hofft es den wehklagenden Mönchen den Mund zu ſchließen. Das Volk ſieht zu, ſchweigend, beſtürzt, ich möchte ſagen, betäubt und den eigenen Augen nicht trauend. Es begreift die Machthaber nicht. Es fragt ſich warum ſie die Prieſter mißhandeln, die Prieſter und die Götter!

Noch eine andere Quelle der Unzufriedenheit kommt

hier in Betracht. Die Finanzlage ist nicht glänzend und die Neuerungen sind kostspielig. Es gibt keinen einfacheren Staatshaushalt als den der bisher bestand. Der Mikado, der Shogun, die Daimio, der Bauer lebten von dem Erträgnisse des Bodens. Der Landmann zahlte seinem Daimio eine gewisse Steuer, dieser seinen Tribut, je nach seinem Lehensverhältniß, an den Mikado oder an den Shogun. Die Kriegsleute des Letzteren, die Hatamoto waren mit Grundstücken belehnt. Die Samurai des Mikado und der Daimio bewirthschafteten ihre kleinen Felder; ihre Haupteinkünfte bestanden aber in einer gewissen Anzahl von Koku Reis; der Preis des Koku war ein veränderlicher; im Durchschnitt galt er ein Pfund Sterling. Der Kaufmann und der Gewerbtreibende im Allgemeinen waren steuerfrei. In Jahren der Mißernte wurde die Grundsteuer nicht erhoben, sondern auf die folgenden Jahre repartirt, vorausgesetzt daß die Ernte reichlicher ausfiel. Diese Erleichterung entsprach dem Wesen der gegebenen Zustände. Der Fürst war der Vater des Klanes; wenige dieser Herren vergaßen daß ihre Unterthanen zugleich Glieder ihrer Familie sind, und daß die Verarmung des Bauern auf den Herrn zurückfällt. Der neue Staat, das komplicirte Räderwerk der neuen Einrichtungen, die kostspielige Verwaltung machen ähnliche Nachsicht unzulässig. Fortan werden die Steuern, ohne Rücksicht auf das Ernteerträgniß, mit un-

erbittlicher Strenge eingetrieben. Daher die bereits sichtbaren Spuren der Unzufriedenheit in der so wichtigen Klasse der Bauern, das heißt in der großen Mehrzahl der Bevölkerung. Um ihnen eine Erleichterung zu gewähren beabsichtigt die Regierung, was sie bei ihren steigenden Ausgaben gewiß nicht vermag, die auf dem Landmanne lastenden Steuern zu verringern, und, was sie jedenfalls thun wird, die bisher steuerfreien Kaufleute und Industriellen zu besteuern. Die Wirkung kann nur eine Vermehrung der Unzufriedenen sein. Aber die Regierung verfügt noch über andere Hilfsquellen. Die Daimio haben ihre Ländereien und somit ihre gesammten Einkünfte auf dem Altar der Reformen niedergelegt. Die Regierung eignet sich diesen Besitz an, und läßt den ehemaligen Eigenthümer im Genusse des Zehntels seiner frühern Einkünfte; dagegen übernimmt sie die mit seiner bisherigen Stellung verbundenen Lasten. Außer dem Ankaufe von Kriegsschiffen und der Anschaffung von Kriegsmaterial, wodurch sich einige der großen Fürsten während des Bürgerkriegs verschuldeten, bildet der Unterhalt der Samurai die bedeutendste dieser Lasten. Es wurde bereits oben gesagt, daß die Regierung beschloß diesen Männern, mit einem oder zwei Schwertern, zwei Drittel ihrer bisherigen Pension auszuzahlen und das dritte in einen öffentlichen Fonds zu verwandeln, mit dessen Hilfe sie hofft binnen zehn

Jahren die andern beiden Drittel zu liquidiren. Inzwischen ist das edle Metall verschwunden; man sieht nur Kupfermünzen und Papiergeld. Hierauf beschränken sich vorläufig die theils beabsichtigten, theis vollzogenen oder im Zuge befindlichen Finanzmaßregeln der Reformatoren. Geldnoth und Verlegenheit steigen mit jedem Tage. Zwei Ursachen sind sie zuzuschreiben. Zunächst der Störung aller bestehenden Verhältnisse durch die plötzlichen und tiefgreifenden Reformen, und, als unmittelbare Folge dieser Störung, einer bedeutenden Verringerung der Einkünfte. Die zweite Ursache der Geldverlegenheit des Staatsschatzes ist die ungeheure Vermehrung der Ausgaben. Man betrachte nur, was die Regierung mit Einem Schlage ausführen will: Schaffung einer Centralverwaltung nach dem kostspieligen Vorbilde der europäischen Administrationen; Schöpfung und Unterhalt einer kaiserlichen Armee; Errichtung von Schiffswerften und Telegraphenlinien; Bau von Eisenbahnen; Gründung von Schulen, besonders für den Unterricht in fremden Sprachen; Vollendung und Ausschmückung der mit dem äußersten Aufwande neu erbauten Münze in Osaka; endlich, eine große Wohlthat, Vermehrung der Leuchtthürme an den Küsten und im „Inneren Meere". Zu all diesen Werken bedarf man der Fremden. Mit ungeheuren Besoldungen werden europäische und amerikanische Ingenieure, Architekten, Militärinstruktoren an-

geſtellt, ſogar Rechtsgelehrte (!) und eine gehörige Anzahl engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Schullehrer. Junge Leute werden nach Europa und Amerika geſchickt, die einen „für das Auge“, die andern „für den Mund“, das heißt als einfache Reiſende mit dem Auftrage europäiſche Ideen einzuſaugen und nach Hauſe zu bringen, oder als Studenten die auf unſern Lehranſtalten Vorträge über Medicin, Mechanik und Naturwiſſenſchaften hören ſollen. Während ihrer Abweſenheit werden ſie frei gehalten und beziehen überdies eine Gratifikation von tauſend Dollar. Wie mir verſichert wird beläuft ſich die Zahl dieſer jungen Emiſſäre bereits auf mehr als fünfhundert, die hiedurch dem Staate verurſachte Auslage auf mehr als dreimalhundert tauſend Pfund Sterlinge! Engliſche, deutſche, franzöſiſche Bücher, meiſt oberflächliche Auszüge aus unſern Konverſationslexikon, werden auf Staatskoſten überſetzt, gedruckt und im Publikum verbreitet.

Im Widerſpruche mit dieſem glühenden Verlangen Japan plötzlich in den Beſitz aller Wohlthaten der europäiſchen Civiliſation zu ſetzen, ſtehen der Haß der Reformatoren gegen das Chriſtenthum, die grauſame Verfolgung der eingebornen Chriſten welche die letzten Shogune wenig beläſtigten, das ſchroffe Zurückweiſen des freundſchaftlichen Einſchreitens der europäiſchen Diplomatie.

Und nun, wer ſind die wahren Urheber der Revolu-

tion von 1868? Wer beutet den Umschwung aus? Was ist das angebliche, was das geheime, das wahre Ziel dieser Männer?

Hören wir zunächst Stimmen von Eingeborenen. Iwakura sagte mir, was er Jedermann sagt: „Die Nation liebt und verehrt den Mikado. Der Shogun war ein Gegenstand des Abscheues, sein Sturz eine Nothwendigkeit geworden. Nun hatte er aber die ihm lehenspflichtigen Daimio im Zaume gehalten. Von jeher unruhig, strebten sie, als sein Sturz erfolgt war, nach vollständiger Unabhängigkeit. Dies mußte verhindert werden. Der Mikado allein war berufen ihren Widerstand zu brechen. Dies setzte die Wiederherstellung seiner Macht voraus, und dies Werk wird jetzt vollzogen; in drei Jahren wird es vollendet sein." So lautet die officielle Sprache. Allerdings gibt sie nur wenig Licht. Aber ich sah eine äußerst merkwürdige Denkschrift, die offenbar aus den ersten Monaten der Revolution herrührt, also aus einer Zeit wo die Vertreibung der Barbaren noch auf dem Programme der vier siegreichen Klane stand. Sie ist überschrieben Fuko-ko-ron: „Rückkehr zum alten Regierungssystem".*)

„Man glaubt allgemein und man behauptet vielseitig,

*) Diese Schrift befindet sich, wenn ich nicht irre, unter den dem englischen Parlamente mitgetheilten Papieren.

der Kaiser vermöge nicht das Reich durch längere Jahre zu regieren. Was dergleichen sagt beweist daß er nicht zu denken und nicht zu beobachten versteht, daß ihm die Gabe fehlt in den Zeichen der Zeit zu lesen. Nun folgt eine geschichtliche Auseinandersetzung. Der Zweck des Verfassers ist, im Gegensatze mit der Wahrheit wie ich glaube, den Beweis zu liefern daß die Mikado, während zweitausend Jahren, ohne Mitwirkung der Militärkaste regiert und ihr höchstens vorübergehend und zwar aus freiem Willen die Zügel überlassen hätten. Dann fährt er fort.

„Diesmal ging die Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt vom Volke aus. Die Bewegung begann unter den Ronin*), ergriff sodann die Kerai, später die Karo, endlich die Daimio (das heißt sie stieg von unten nach oben). Also, im Volke entstanden, verbreitete sie sich immer mehr, und endete mit der Rückkehr der ganzen Nation zur alten Regierungsform. Hieraus folgt daß der Mikado, selbst wenn er diese Politik verlassen wollte, es nicht vermöchte; denn die öffentliche Meinung würde dies verhindern. Man hört sagen: Die gegenwärtige Bewegung ist dem Anschein nach die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht,

*) Anspielung auf die sechshundert Ronin welche sich 1865 in den Provinzen Yamato und Tajima, unter der Führung einiger Kuge, gegen den Shogun empörten. Sie wurden zersprengt. Die Kuge flohen zum Fürsten von Choshiu.

in der That aber kommen die Daimio an die Gewalt. Dies heißt sich über die Thatsachen täuschen. Das Volk hat die Bewegung begonnen, das Volk hat sie zu Ende geführt. Wie könnten die Daimio sie zu ihren Gunsten ausbeuten? Wer den Gang der neuen Regierung prüft muß einsehen daß sie in allen, selbst den unbedeutendsten Angelegenheiten zuerst die Meinung der Daimio vernimmt. Dann entscheidet der Mikado. Wahres Ideal einer volksthümlichen und nationalen Regierung! Die Förderer dieser Revolution waren ohne Zweifel zuerst Satsuma, Choshiu und Tosa; später schlossen sich die andern Daimio an, und leisteten kräftigen Beistand. Wer sich also gegen das zweckmäßige und billige Uebereinkommen auflehnen wollte, begegnete dem Widerstande der vereinigten Kräfte des Reiches. . . . Wie kam es daß die unteren Klassen die Bewegung hervorriefen? Seit zweihundert Jahren gewöhnte sich das Volk daran die Frage von der Unterwürfigkeit die man dem Souverain schuldig sei zu erörtern. Es zählte die in den letzten Zeiten des Shogunats begangenen Verbrechen. Aus Anlaß des Abschlusses von Verträgen mit dem auswärtigen Barbaren deutete das Volk seine Entrüstung durch einige Vorgänge an." Diese Andeutungen waren: die Ermordung des Regenten Ji-Kamon-no-Kami, der Mordanfall auf den zweiten Minister des Aeußern Tsushima der mit einer schweren Verwundung davonkam;

die wiederholten Angriffe auf die brittische Gesandtschaft, wobei der Koch und ein Orderley getödtet, der Legationssekretär Hr. Oliphant (der Schriftsteller) schwer verwundet wurde; der Aufstand der sechshundert Ronin, die Scheidung des Klanes von Mito in zwei Parteien deren eine sich für den Mikado erklärte.*)

Diese offenbar von den Häuptern der Bewegung eingegebene Denkschrift ist reich an absichtlichen Entstellungen der Thatsachen und an inneren übrigens durch die Lage der leitenden Männer erklärlichen Widersprüchen. Aber auf den Ursprung der Revolution und auf ihre Richtung wirft sie ein helles Licht. Zuerst wird die allgemeine Volksansicht von der traditionellen Regierungsunfähigkeit der Mikado zu widerlegen versucht; sodann der Bewegung ein wesentlich demokratischer Charakter unterschoben. Das Volk, das in Wahrheit mit gekreuzten Armen zusah, habe die Bewegung begonnen um die herrschende Militärklasse, die Samurai, der usurpirten Gewalt zu berauben, während es gerade die Samurai waren welche unter den Fahnen ihrer Klansfürsten den Shogun zu Falle brachten! Die Denkschrift bezeichnet als ersten Zweck der Revolution die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht, fügt aber eilends bei daß es dem Mikado nicht gestattet sei die Ge-

*) Diese Vorfälle ereigneten sich in den Jahren 1860, 1862 und 1865.

walt, dem Volkswillen entgegen, wieder in die Hände der Kriegerkaste zu legen. Der Volkswille wird also über den Willen des Herrschers gesetzt. Die Schrift gibt zu, das größte Verbrechen des Shogun seien seine Verhandlungen und der Abschluß von Verträgen mit den Barbaren, und sie bezeichnet als Ideal geordneter staatlicher Verhältnisse die Herrschaft der Daimio, das heißt der drei großen Klanhäupter welche die Bewegung begonnen und durchgeführt und die „der Mikado bevor er seine Edikte erläßt um Rath frägt." Ein naives Geständniß, welches jenen Recht zu geben scheint die die Ersetzung des Shogunats durch eine Oligarchie als den Zweck und als das vorläufige Ergebniß der Revolution betrachten.

Wie lauten nun aber die Ansichten der Europäer, und zwar der Bestunterrichteten von ihnen? Ich fasse die Auskünfte welche sie mir gaben in Kürze zusammen. Der Gedanke der Bewegung entsprang in den Köpfen der ersten Räthe der beiden Groß-Daimio von Satsuma und Choshiu. Nun schlossen sich einige Kuge an. Unter letzteren nahmen Sanjo, durch Geburt und Familienverbindungen, Iwakura, durch Thätigkeit und geistige Begabung, die erste Stellung ein. Die Yashke der Fürsten von Satsuma und Choshiu im Süden, Kiyôto im Centrum, waren die Hauptherde der Intriguen gegen den Shogun. Sein gänzlicher Sturz, Zerstörung seiner Macht, Abschaffung seiner Würde bildeten

den nächsten Zweck der Verschwörer. Um sich der Mitwirkung der großen Klane zu versichern, schmeichelte man ihrem Fremdenhaß, fügte man zu dem Feldruf: „Restauration des Mikado", das Losungswort „Vertreibung der Barbaren." Als der erste Theil des Programms verwirklicht war, verlangten daher die Zweischwertmänner mit Ungestüm gegen Yokohama zu marschiren. Da suchte man sie zu beruhigen. „Bedenkt", sagte man ihnen, „daß die Fremden stärker sind als wir, besser bewaffnet, reicher, mit einem Worte in jeder Beziehung uns überlegen. Sie haben Kagoshima und Shimonoseki verbrannt. Sie würden Yedo und Osaka verbrennen. Wartet! Unsere Zeit wird kommen. Vor Allem müssen wir rüsten, unsere Waffen vervollkommnen, unsere Truppen abrichten, von den Barbaren lernen wie man es anfange um sie zu vernichten." So ließen sie sich beschwichtigen. Was sind nun aber die Gesinnungen der Häupter in Beziehung auf die Europäer? Hierauf entgegnet man mir: Die Männer suchen vor Allem sich an der Macht zu erhalten; sie theilen nicht den lodernden Haß der Samurai, aber es wäre arge Täuschung zu glauben daß sie uns lieben. Das Volk, dem die japanische Denkschrift die Initiative der Bewegung zuschreibt hat nicht den geringsten Antheil daran genommen; es mischt sich überhaupt nie in Politik; gegen die Europäer ist und war es immer artig, liebenswürdig und gleichgültig.

Das bisher Gesagte scheint über jeden Zweifel erhaben. Die angeführten Thatsachen sind erwiesen. Aber Vieles bleibt doch im Dunkel. Um den Schleier zu lüften nimmt man zu Vermuthungen Zuflucht. So höre ich behaupten: Die Fürsten, überhaupt alle Daimio, seien gänzlich herabgekommene, verthierte, blödsinnige Menschen, blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Räthe. Letztere, die sämmtlich der Klasse der Samurai angehören, gaben den Anstoß zur Umwälzung, unter dem Vorwande den Shogun zu stürzen und die Macht des Mikado wiederherzustellen. In Wirklichkeit kümmerten sie sich aber wenig um diese beiden Potentaten. Das drückende Joch ihrer Gebieter, der Daimio (welche sie ja, wie dieselben Stimmen behaupten, ausnutzen und beherrschen!), das Joch der Daimio wollten sie abschütteln. Die aus Europa und Amerika eingeführten, demokratischen Ideen der Neuzeit haben sie ergriffen. Das Feudalwesen habe sich hier wie bei uns überlebt. Ein Luftzug reichte hin um es zu vernichten. Der Verkehr mit den Europäern habe den Literaten die Augen geöffnet; immer weiter verbreite sich der Drang nach dem Fortschritte, der Wunsch, nach unserem Beispiele, die Wege der Civilisation zu betreten. Die häufigen Reisen nach Europa und Amerika fördern diese Bestrebungen und sichern ihren Erfolg.

Hierauf erwiderte ich: „Kennen Sie die Fürsten per-

sönlich?" Man mußte gestehen, daß man sie nicht oder nur oberflächlich kenne. Bei feierlichen Gelegenheiten habe man sie gesehen. Ihr Schweigen, der nichtssagende Ausdruck ihrer Mienen fielen auf, aber beide sind, in solchen Anlässen, durch die Etiquette vorgeschrieben, und berechtigen daher zu keinem Schlusse auf die geistige Begabung und den Charakter dieser Herren. Daß sich viele von ihnen durch ihre Minister oder Räthe leiten lassen, ist möglich, ja wahrscheinlich, und spricht zu Gunsten jener Annahme. Es kann sein daß viele von ihnen wenig Verstand und wenig Thatkraft besitzen. Daß aber alle Fürsten und Daimio Idioten seien, bleibt zu beweisen. Ebenso wenig konnte durch Thatsachen dargethan werden daß die Samurai als Zweck des Aufstandes (unter den Fahnen ihrer Gebieter) den Sturz der letzteren im Auge hatten. Diese Behauptung beruht also vorerst nur auf Vermuthungen. Ich nahm geflissentlich die Geschichte der siebenundvierzig Ronin in mein Tagebuch auf, weil sie die Apotheose der dem Lehensherrn schuldigen Treue ist, das heißt der Tugend welche die moralische Grundlage des Feudalwesens bildet. Allerdings sind seither an hundertfünfzig Jahre verflossen; aber noch heute betet das Volk an den Gräbern der Märtyrer dieses Princips. Dort gab sich auch, vor nicht länger als drei Jahren, weil ihm der Eintritt in den Klan eines großen Fürsten verweigert wurde, ein Ronin den

Tod. Aber um die Lebenskraft des Lehenswesens, sowie es wenigstens noch im Jahre 1868 in Japan bestand, in schlagender Weise darzuthun, gibt es noch einen andern, wie mir scheint, unwiderleglichen Beweisgrund. Es ist die Geschichte der letzten Revolution. Die Macht des Shogun, obgleich erschüttert, war noch kolossal. Er beherrschte die blühendsten und reichsten Provinzen des Reiches; er verfügte über ein wohldisciplinirtes Heer, seine achtzigtausend Hatamoto; er bezog die Zollerträgnisse der fünf Treaty-Ports und der Häfen von Yedo und Osaka; er genoß der, zwar nicht offen ausgesprochenen aber allgemein bekannten, moralischen Unterstützung des diplomatischen Korps. Und dennoch wurde er besiegt, besiegt durch drei Fürsten welche in der Feudalorganisation Alles fanden was erforderlich ist um den Krieg zu organisiren und mit Erfolg zu führen: Waffen, Vorräthe, Geld, hauptsächlich aber Männer in hinreichender Zahl, gewohnt die Waffen zu tragen und entschlossen sie zu tragen unter den Fahnen ihres angestammten Herrn.

Daß es eine öffentliche Meinung gibt, und zwar eine in gewissen Kreisen sehr verbreitete, welche nach Fortschritt lechzt ohne recht zu wissen worin er besteht, welchen Weg man betreten, wie weit gehen, wo anhalten solle — das Dasein solcher dunkler aber lebhafter, ja feuriger Wünsche, Bestrebungen und Träume steht außer allem Zweifel. In-

dem sie sich dieser Richtung ergaben, eröffneten die heutigen Träger der Gewalt die Aera des Umschwunges. In ihrem Unternehmen ermuntern und unterstützen sie das fast einstimmige Beifallsjauchzen der europäischen Kaufleute, die wohlwollende Aufnahme die ihre häufigen Bitten um Rath in Finanz- und Verwaltungsangelegenheiten bei den fremden Gesandten finden (welche letztere hoffentlich zu weise sind um auch über die innere Politik eine Meinung zu äußern), die Mitwirkung einer beträchtlichen Anzahl von Amerikanern und Europäern im Dienst des Mikado, endlich das bereits von der andern Seite der Erdkugel herüber tönende Echo, die günstigen Beurtheilungen in der amerikanischen und englischen Presse, die begeisterten Briefe der die Civilisation in vollen Zügen einsaugenden Studenten, der von Amtswegen nach den Vereinigten Staaten, nach England, Deutschland und Frankreich entsandten Jünglinge. Auf diesen Wegen dringen Europa und Amerika in Japan ein.

Ich frage mich, werden die Dekrete der Yedoer Reformatoren auch ausgeführt? Ueber diesen so wesentlichen Punkt geben die immer seltenen und häufig widersprechenden Nachrichten aus dem Innern wenig Aufschluß. Erwiesen ist nur daß die Fürsten von Satsuma und Hizen deren Königreiche, um mich des alten Ausdruckes zu bedienen, sich über den größten Theil der großen Insel Kiushiu erstrecken, erwiesen ist daß diese beiden Fürsten an

Macht und Anſehen in ihren Dominien auch nicht die geringſte Einbuße erlitten. Die Reſidenten in Nagaſaki, die dies wohl wiſſen können, und ein oder zwei im Dienſte dieſer Potentaten ſtehende Engländer beſtätigen die Thatſache. Wundern dürfen wir uns hierüber kaum; denn Satſuma ſtand ja mit Chioſhiu und Toſa an der Spitze der Revolution und Hizen ſchloß ſich ſofort an. Sie waren ihre Urheber, ſie beuten ſie aus. Aber die übrigen Daimio, welche, gutwillig oder widerſtrebend, Kido's berühmte Petition unterſchrieben, ſollten ſie geneigt ſein ſich wirklich den Todesſtoß zu verſetzen? Hierüber iſt man dermalen noch im Dunkel. Perſonen deren Urtheil mir das größte Vertrauen einflößt, darunter einige Miſſionäre und Diplomaten, bezweifeln es.

Leicht erklärt ſich die, in den letzten Tagen allerdings etwas gedämpfte, Freude der fremden Kaufleute an dem jungen Reformwerk. Der Angloſachſe iſt geborner Philanthrop und macht gerne Propaganda für ſeine Lieblingsideen, beſonders für die ſogenannten nützlichen Kenntniſſe. Er gewinnt das Land lieb in dem er lebt, und jede Neuerung die ihn an ſeine vaterländiſchen Inſtitutionen erinnert begrüßt er mit aufrichtigem Beifall. Hiezu tritt das Intereſſe. Die Civiliſation ſoll neue Bedürfniſſe ſchaffen, und die engliſche Induſtrie, der engliſche Handel berufen ſein ſie zu befriedigen. Wird Japan auch zahlen

können? Man hofft es in Yokohama. Besitzt das Land nicht unerschöpfliche Mineralschätze?

Aber diese rosige Auffassung der im Werden begriffenen neuen Zustände wird doch nicht von Jedermann getheilt. Auch mißbilligende Stimmen lassen sich vernehmen. „Die Minister" hörte ich sagen, „verstoßen gegen den gesunden Menschenverstand, sie sind Kinder; sie zerstören das Bestehende bevor sie wissen wodurch es zu ersetzen sei. Sie suchen Vorbilder in Amerika und Europa und bedenken nicht daß ihnen die Mittel fehlen Aehnliches zu schaffen. Sie jagen nach Begriffen deren Sinn, deren Tragweite sie nicht verstehen. Es ist ein Fieberanfall der vorübergehen wird. Vielleicht bleibt doch etwas Gutes zurück. Am Ende thun sie ja nur was vor ihnen die Wilden auf den Sandwichinseln thaten: sie nahmen, bekanntlich, die europäische Tracht an, wenn nicht die Wäsche, so doch Pantalon und Gehrock, dazu ein Parlament mit zwei Kammern und ein verantwortliches Ministerium." Dies ist die in den Faktoreien am meisten verbreitete Beurtheilung. Wenig schmeichelhaft für die Japaner die man den Wilden der Südseeinseln an die Seite setzt; und überdies ein seichtes Urtheil, denn wenn die Minister in ihrem Reformwerke gegen den gesunden Menschenverstand sündigen, wie soll das Werk der Thorheit und des Widersinnes in seinen Folgen ein gutes und nutzbringendes sein!

Hören wir nun die, weniger zahlreichen, entschiedenen Gegner des japanischen Fortschrittes.

„Die Reformen der neuen Minister", sagen sie, „vorausgesetzt daß sie nicht ein todter Buchstabe bleiben, sind der Ruin der Daimio welche sie des ererbten Ansehens entkleiden, ihrer Einkünfte bis auf ein Zehntel berauben; sie sind die gänzliche Vernichtung und Ausrottung der in Bettler verwandelten Samurai. Also diejenigen welche Euch, Träger der Regierungsgewalt, zur Macht verholfen haben, sollen widerstandslos von Eurer Hand und, da ihre Krieger fortan Eure Armee bilden sollen, durch ihr eigenes Schwert das Euch gedient den Todesstoß erleiden? Kann man dies wirklich für möglich halten? Und dennoch ist dies der Ausgangspunkt Eurer Reform. Hiezu treten die Finanzverlegenheiten, die unglaubliche Verschleuderung der Staatsgelder, die Erschöpfung des Schatzes, die Unmöglichkeit ihn zu füllen ohne das Volk zu Grunde zu richten, der unvermeidliche Bankrutt, die kindischen und lächerlichen Versuche die Verfassungs- und Verwaltungsformen der am meisten vorgeschrittenen Staaten nachzuäffen, die Einziehung der Kirchengüter und, als nothwendige Folge, die steigende Unzufriedenheit der Bauern, der Priester*) und vor allen

*) Die Zahl der Bonzen soll sich auf zweihunderttausend belaufen.

der Kriegerkaſte. Damit das Werk der Reform, ſo wie es unternommen wurde, — und es ward unternommen mit einer Vermeſſenheit, einer Uebereilung und Leichtfertigkeit die ohne Beiſpiel ſind in der Geſchichte, — damit es gelingen könne, muß man vorausſetzen dürfen, daß die Daimio vollendete Idioten, die tauſendjährigen Bande zwiſchen ihnen und ihren Klansmännern vollkommen zerriſſen, daß die letzteren ebenſo blödſinnig ſeien als ihre Gebieter. Der ſo unabhängige, auf ſeine Rechte ſo ſtolze und ſo eiferſüchtige Bauer, er deſſen Klaſſe die Mehrzahl der Nation bildet, muß plötzlich unter den egyptiſchen Fellah, unter den Neger in Central-Afrika herabgeſunken, die Bonzen, von der göttlichen Gnade Buddha's erleuchtet, müſſen fortan nur von dem Wunſche beſeelt ſein ihre Götzen und Tempel in Trümmerhaufen verwandelt, ſich ſelbſt ihrer Reisrationen beraubt und an den Bettelſtab gebracht zu ſehen. Und alle dieſe Wunder müſſen gewirkt werden damit es möglich ſei die Nation mit Regierungsformen zu beglücken welche entlehnt ſind wem? den Barbaren deren Vernichtung die ſiegreiche Revolution als Loſungswort auf ihre Fahnen ſchrieb! Iſt es wahrſcheinlich, iſt es möglich daß derlei Experimente nicht auf verzweifelten Widerſtand ſtoßen? Entweder iſt die japaniſche Nation ein todter Körper, oder es blieb ihr noch einiges Leben. Im erſten Falle haben die Reformatoren nichts

zu befürchten und nichts zu hoffen. Wie Arzneimittel über Leichname nichts vermögen, so werden auch ihre Reformversuche ohne Wirkung bleiben. Lebt aber das japanische Volk noch, dann wird es nicht sehr lange diese Angriffe dulden gegen sein Eigenthum, seine Gebräuche, gegen die ererbten Zustände und den ererbten Glauben. Es wird aufstehen wie Ein Mann; es wird die vermessenen Thoren niederschmettern welche die frevelhafte Hand erhoben gegen Alles was ihm theuer und heilig ist. Anarchie und Bürgerkrieg werden das Land mit Blut und Trümmern bedecken, die europäischen Ansiedlungen bedrohen, vielleicht mit in den Abgrund ziehen, denn die Reaktion wird hereinbrechen unter dem Feldgeschrei: „Tod den Barbaren!" So oder ungefähr so lauten die trüben Ahnungen der Schwarzseher.

Ich selbst finde mich kaum berufen ein Urtheil auszusprechen. Um die Umwälzung und ihre Folgen unparteiisch zu würdigen fehlen mir manche Vorbedingungen: eine genaue Kenntniß des Nationalcharakters, der an der Spitze stehenden Männer, der Natur ihrer Beziehungen zum Mikado und zu den vier großen Klanen; der Stimmung und Ansichten dieser letztern, des Einflusses und des Ansehens der Regierungsagenten im Innern. Ueber alle diese Punkte befinde ich mich mehr oder minder im Dunkeln, oder beschränkt auf Mittheilungen deren Werth ich

nicht ermessen kann und die, obgleich aus den besten Quellen geschöpft, doch meist nichts Anderes sind als Vermuthungen. Jedoch in allen menschlichen Dingen wirken Elemente die sich allenthalben wiederfinden, die unter allen Verhältnissen und Himmelsstrichen und, die Lokalfarbe abgerechnet, bei allen Völkern dieselben, ja sehr oft gerade die wichtigsten sind. Wenn ich mich auf diesen Gesichtspunkt stelle, das heißt die letzten Ereignisse in Japan nach ihrem allgemeinen menschlichen Werthe prüfe, so gelange ich zu folgenden Schlüssen:

Zunächst fällt mir in den leitenden Männern ein innerer Widerspruch auf. Ich wundre mich über die Tiefe und zugleich über die Seichtigkeit ihres Geistes.

Die Tiefe. Sie wollten das Shogunat abschaffen. Zu dem Ende ist ihr erster Schritt die Verkündigung der Restauration des Mikado. Damit geben sie ihrem Unternehmen eine rechtliche Grundlage. Sie gehen von einem Princip aus, dem der kaiserlichen Macht, und dies Princip ist das erhabenste in den Augen, das am tiefsten wurzelnde im Herzen der Nation. Um die Beistimmung der Männer zu gewinnen deren Schwerter sie brauchen wenden sie sich an die herrschende Leidenschaft des Tages, an den Fremdenhaß. Sie schreiben also auf ihre Fahne: Restauration des Mikado, Vertreibung der Barbaren. Aber der Mikado ist nur ein Begriff, ein kostbarer Talis-

man den man beſitzen muß um über die Nation zu verfügen. Von finanziellen, politiſchen, militäriſchen Hilfsquellen, von wirklicher Macht keine Spur; aber die moraliſche iſt ungeheuer. Der Mikado hat ſeine Frauen, ſeine Kuge welche von Zeit zu Zeit ihr Flügelkleid von Goldbrokat anlegen und ſich vor dem Idol in den Staub werfen; er hat auch einige Samurai; er hat keine Armee. Bald dieſer, bald jener große Daimio wird gerufen, oder kommt aus eigenem Antriebe, um mit ſeinen Mannen die Wache zu beziehen bei der geheiligten Perſon des Sohnes der Götter. Demungeachtet ſcheint es ausgemacht daß ohne den Mikado nichts zu erreichen iſt. Die letzten Ereigniſſe ſprechen für dies Axiom. So lange der Fürſt von Aidzu das Schloß in Kiyôto beſetzt hält, ſtehen die Angelegenheiten ſeines Freundes des Shogun ganz gut. Daher ſuchte Choſhiu, bevor er das Zeichen zum Aufſtande gab, ſich vor Allem der Perſon des Kaiſers zu bemächtigen; einmal, was bei Zeiten verrathen wurde, indem er ihn in einen Tempel vor der Stadt zu locken ſuchte; ſodann indem er mit ſeinen Truppen in Kiyôto gewaltſam eindrang. Diesmal wurden ſie zurückgeworfen. Aber am Ende fiel der Talisman in die Hände der Verſchworenen. Von dem Tage an war die Sache des Shogun verloren. Alſo neben einer ſehr großen moraliſchen Macht eine entſprechende materielle Ohnmacht. So ſteht es mit dem

Mikado. Wenn man daher um die durch das Verschwinden des Shogunats entstandene Lücke auszufüllen nichts Anderes hatte als den Mikado, der Alles ist als Princip und nichts als wirkliche Kraft, so lag am Tage daß jeder Versuch eine kräftige Regierung und dauerhafte Zustände zu gründen nothwendig scheitern mußte. Dann zerfiel das Reich in große und kleine, völlig unabhängige Daimiate. Also entweder Bürgerkrieg oder beständige Anarchie. Dem kräftig organisirten Shogunat mußte eine gleichfalls kräftig organisirte Gewalt folgen, bereit und im Stande sogleich den Nachlaß des erstern zu übernehmen. Diese neue Gewalt war die der vier Fürsten welche, gleichviel ob sie selbst oder ihre Räthe den Gedanken der Bewegung zuerst gefaßt, die ihn ausgeführt, die die Last des Krieges getragen, den Sieg errungen, den Gegner vernichtet hatten. Die Revolution von 1868 hat keinen Sinn, oder sie ist die Ersetzung des Shogunats durch die Herrschaft der vier Fürsten unter der nominellen Oberherrlichkeit des Mikado. Für den letztern hatte die Umwälzung eigentlich keine andere Folge als die Verlegung seiner Residenz. Yedo war der Mittelpunkt der Macht des Shogun geworden; es hatte dieselbe Bedeutung für seine Nachfolger, die vier Fürsten. Nun konnten sie aber, sie oder ihre Mandatare, den Mikado nicht aus der Hand geben. Der Talisman wurde also von Kiyôto nach Yedo gebracht. Hiemit will

ich nicht sagen daß sie dem Kaiser Gewalt anthun. Im Gegentheil, der junge Herr soll an allem was um ihn vorgeht Gefallen finden. Er weiß nicht was sie thun. Also, thatsächlich, lassen sich die neuen Zustände so definiren: mehr oder minder unbeschränkte Kollektivherrschaft der vier Klanhäupter über alle Theile des Reiches, ausgeübt im Namen des Mikado, durch seine Minister die aber in der That die Mandatare der vier Fürsten sind. Ein tief und klug angelegter Plan, dem eine richtige Auffassung der gegebenen Verhältnisse zu Grunde liegt.

Die neue Regierungsgewalt bedurfte des Haltes einer bewaffneten Macht. Die Hatamoto des Shoguns hatten sich zerstreut; ihrem ehemaligen Herrn ergeben, konnten sie der neuen Regierung kein Vertrauen einflößen. Der Mikado, wie bereits gesagt, besaß niemals eine Armee. Blieben also die Klane der vier Fürsten welche in den entferntesten Theilen des Reiches leben. Hier beginnen die Schwierigkeiten und mit den Schwierigkeiten die Fehler, Fehler entsprungen aus Leichtsinn und seichter Auffassung der Lage. Die vier Fürsten hatten dem Mikado ihre Territorien angeboten und die anderen Daimio gezwungen dem Beispiele zu folgen. Nun hieß es ein zweites Opfer bringen. Die Kriegsleute sämmtlicher Klane sollten nach Yedo geschickt werden. Aus ihnen gedachte man die Armee des Kaisers, besser gesagt, die Armee der

neuen Kollektivgewalt zu bilden. Eine tief eingreifende und weittragende Maßregel die für den Augenblick im Interesse der vier Fürsten lag, denn sie setzte sie in Stand ihre neue Macht im Centrum des Reiches zu befestigen und die übrigen Daimio unschädlich zu machen indem sie sie entwaffnete. Zugleich aber zerstörte sie das Klanwesen, aus welchem sich das politische Leben der Nation entwickelt hatte, in seinem innersten Wesen. Also vom Standpunkte des augenblicklichen Bedürfnisses beurtheilt, war die Maßregel vortrefflich, aber, in socialer Beziehung und wegen ihrer nothwendigen Wirkungen, halte ich sie für höchst verderblich, selbst für die vier Fürsten, denn indem sie die Klanverfassung vernichteten zerstörten sie zugleich die Grundbedingungen ihrer eigenen Existenz.

Die Centralregierung besteht aus einigen Ministern, deren bedeutendster Iwakura ist, und aus vier kaiserlichen Räthen, den Abgeordneten der vier großen Klane. Diese vier Abgeordneten theilen die Regierungsgeschäfte mit den Ministern; zugleich kontroliren und überwachen sie dieselben. Kido ist, wie bereits erwähnt, unter ihnen der thätigste und begabteste. Auch Saigo leistet große Dienste. Die oberste Leitung des Staates liegt also in den Händen der Männer welche, für die vier Fürsten und mit den Truppen derselben, die Revolution von 1868 gemacht haben. Wenn sie den Titel von kaiserlichen Ministern

und kaiserlichen Räthen führen, so geschieht dies weil man die kaiserliche Macht, als Princip, aufrecht erhalten will und muß. Thatsächlich sind sie die Mandatare der Fürsten; ihre Macht beruht auf dem Zusammenwirken dieser Fürsten und, da die Fürsten wie man glaubt sich in der Hand ihrer Räthe befinden, auf dem Zusammenwirken dieser Räthe welche sich, ihrerseits, auf die leitenden Männer in den Klanen stützen. Dabei beobachtet man folgendes Verfahren. In Yedo wird eine wichtige Maßregel geplant. Die Minister und die vier Räthe sind hierüber einverstanden. Das Programm wird von letzteren nach den Provinzen geschickt, dort von den herrschenden Koterien eines jeden Klanes geprüft und, wenn angenommen, in Form einer Petition an die Minister zurückgeleitet. So entstehen die reformatorischen Dekrete der Regierung die, indem sie sie verlautbart, sich auf die Wünsche der öffentlichen Meinung beruft. Als Beweis werden die Petitionen publicirt. Mit anderen Worten, die Oligarchie in Yedo stützt sich auf die kleinen Oligarchien in den vier Klanen. Daher das unabläßige Kommen und Gehen der Sendboten zwischen der Hauptstadt und den Residenzen der Fürsten von Satsuma, Choshiu, Tosa und Hizen. Wird sich dieser Zustand lange als haltbar bewähren? Unter dem Drange unabweislicher Bedürfnisse nimmt die Regierung in immer steigendem Maße die Lebenskräfte der

Klane, ihr Blut und ihre Habe in Anſpruch. Sie muß es thun, damit das Räderwerk der neuen Staatseinrichtungen nicht in Stocken gerathe. Man hat die Daimiate, wenigſtens am Papier, zerſtört, die Samurai zu Grunde gerichtet, die Klane am Sitze ihres Lebens tödtlich getroffen; man ſieht ſich genöthigt dem Volke eine unerſchwingliche Steuerlaſt aufzubürden; man nimmt zu den verderblichſten Finanzoperationen Zuflucht. Die nächſte, die unausbleibliche Wirkung iſt, ohne Zweifel, ein raſches Sinken des allgemeinen Wohlſtandes. Kann man annehmen daß die großen Klane, obgleich die Herren und Meiſter, hievon unberührt bleiben; daß in ihrer Geſinnung, unter dem Drucke der ſteigenden Noth, nicht früher oder ſpäter ein Umſchwung eintreten; daß ſie nicht die Leitung ihrer Angelegenheiten den heute herrſchenden Koterien entziehen und altkonſervativen Männern anvertrauen werden? Doch über die Stimmung der Klane fehlt mir (wie allen Europäern in Japan, auch den beſtunterrichteten) verläßliche Auskunft. Noch ein anderer Umſtand kommt hier in Betracht. Was geht im Herzen der Vertreter dieſer Klane in Yedo vor? Mir ſcheint, es liegt in der menſchlichen Natur und in den gegebenen Verhältniſſen, daß, im geeigneten Augenblicke, dieſe Männer (Iwakura, Kido und ihre Genoſſen) verſuchen werden die Vormundſchaft der vier Klane abzuſchütteln. Je mehr die Bildung des kaiſerlichen Heeres

vorschreitet, um so mehr werden sie die eigenen Kräfte fühlen, um so weniger sich in der Rolle einfacher Mandatare gefallen.

Schon die, am Ende des Bürgerkrieges, in das Ministerium berufenen Männer hatten Reformen nach europäischen Mustern beabsichtigt. Ihre Nachfolger, die wirklichen Urheber der Revolution, ergeben sich derselben Richtung mit verdoppeltem Eifer. Alle eben erwähnten, so überaus radikalen Maßregeln: Entsetzung und Plünderung der Daimio, mittelbare Zerstörung der Klane, Zugrunderichtung der Militärklasse waren das Werk der wenigen Tage die seit dem Amtsantritte der gegenwärtigen Minister verflossen sind. Zugleich haben sie einen Feldzug gegen den Buddhism, die Landesreligion, eröffnet und, nur die mächtigen Montoiten schonend, einen Theil der Kirchengüter eingezogen. In dem Maße in welchem das Ministerium mit den alten Traditionen und ihren Anhängern bricht stützt es sich auf die neue Meinung welche die Vorbilder der zu schaffenden Staatseinrichtungen in Amerika und Europa sucht. Gewiß, meine Absicht ist nicht die merkwürdigen Männer die heute an der Spitze des Landes stehen zu verunglimpfen oder dem Verdachte preiszugeben. Solange nicht das Gegentheil erwiesen ist, halte ich ihre Absichten für rein, ihre Vaterlandsliebe für unzweifelhaft. Ich fühle in mir keine zärtliche Vorliebe für

Gott Buddha, aber ich fürchte daß, indem man seine Tempel und Statuen zerstört, angeblich um die officielle Religion, die keine ist, wieder herzustellen, das Volk seines Glaubens, und was noch schlimmer, der Fähigkeit zu glauben beraubt; ein schlechtes Mittel die Völker zu civilisiren und glücklich zu machen! So verführerisch seine äußern Formen sind, so habe ich doch keine Thräne für ein barbarisches Ritterthum; aber dies Ritterthum, mit seinen zarten Blüthen und rohen Auswüchsen, war entsprossen auf dem Boden der Lehensverfassung die man zerstört ohne zu wissen was man an ihre Stelle setzen könne. Ich billige die, in den oberen Schichten der Nation, zu Tage tretende Sehnsucht nach Fortschritt, nach Verbesserung, nach Aufklärung. Auch die Versuche durch Nachahmung des Auslandes die Wohlthaten der europäischen Gesittung zu erreichen, haben ihre löbliche Seite. Aber die Art wie man zu Werke geht scheint mir, auf das Gelindeste gesagt, unpraktisch. Die fremden Zeitungen und die meisten Residenten in Yokohama finden, der Weg sei gut, nur schreite man allzu rasch vorwärts. Ich halte auch den Weg nicht für gut. Ich glaube, daß die wahre Reform vor Allem die Herzen rühren muß. Sie muß in sie die Keime der Nächstenliebe legen und der Verzichtung auf sich selbst. Erst wenn das geschehen, wird man Gewaltthaten und Blutrache mit Erfolg verpönen und philan-

thropiſche Anſtalten gründen können. Durch die Anerkennung der Frauenwürde werden das Eheband geläutert und geſtärkt, die Sitten gehoben, die Familie wiedergeboren werden, und die Familie iſt allenthalben die Grundlage der ſtaatlichen Geſellſchaft. Dann werden ſich die Achtung des Eigenthums und die nöthigen Bürgſchaften der öffentlichen Ruhe von ſelbſt ergeben. Ohne dieſe Bürgſchaften iſt aber ein wahrer und dauerhafter Aufſchwung der Induſtrie ein leerer Wahn. Dann wird es an der Zeit ſein Telegraphen aufzuſtellen und Eiſenbahnen zu bauen. Damit zu beginnen ſcheint mir, inſofern es ſich hier von dem Beſten des japaniſchen Volkes handelt und nicht von einem guten Geſchäft europäiſcher Spekulanten, ein ſehr großer Irrthum. Ein Japaner kann lernen wie man einen telegraphiſchen Apparat handhabt oder eine Lokomotive führt, und dennoch ein Barbar bleiben; wenn er an einem Bettler vorübergeht das Bedürfniß fühlen die Schärfe ſeines Schwertes an dem Unglücklichen zu erproben, oder, weil ihm ſein Vorgeſetzter einen Vorwurf gab, zur Wiederherſtellung ſeiner gekränkten Ehre ſich den Bauch aufzuſchlitzen.

Alle dieſe Fragen werden in den Faktoreien eifrig beſprochen. Wenn ich die vorſtehenden Anſichten gegen die Herren äußere, ſo antworten ſie mit einem freundlichen Lächeln. Sie ſind zu wohl erzogen um laut zu lachen.

Aber damit beschwichtigen sie meine Besorgniß nicht daß diese Reformversuche üble Früchte tragen können. Immer noch war die Berührung unserer Civilisation den wilden oder halbwilden Volksstämmen verderblich, wenn dieser Berührung nicht die Erleuchtung durch das Christenthum vorausging.

Doch genug der Betrachtungen! Nur die Thatsache will ich hervorheben welche heute im Reiche der aufgehenden Sonne die Zustände beherrscht. Die Minister haben sich in die reformatorische Bewegung gestürzt, sei es um sie zu leiten, oder um sie auszubeuten, oder um in ihr die Waffen zu finden zum Kampfe mit den Gegnern, mit dem erstaunten, noch schweigend zusehenden, augenblicklich eingeschüchterten, aber vielleicht noch lebensfähigen alten Japan. Hierüber mache ich ihnen keinen Vorwurf. Was ich tadle ist die gänzliche Mißachtung erworbener Rechte, die Willkür die all' ihre Maßregeln kennzeichnet, der Leichtsinn dem nichts heilig ist, der Mißbrauch den sie mit dem Namen des Mikado treiben, dessen tausendjähriges Ansehen wohl erbleichen, ja erlöschen könnte in ihrer ungeübten und vermessenen Hand.

Wie dem auch sei, unter lärmendem Beifallsgejauchze welches sich aber beim ersten Unfalle in bittern Hohn und Tadel verwandeln wird, ist der Nachen der die Geschicke eines großen Reiches trägt vom Ufer gestoßen. Rasch

gleitet er mit der Strömung hinab. Wird er den Hafen erreichen? Möglich. Wird er umschlagen und versinken? Wahrscheinlich. Wer weiß es? Nur das ist sicher, daß er nicht anhalten, nicht stromaufwärts zurückkehren kann. Also auf gut Glück voran! Das Schauspiel ist anziehend aber nicht neu. Schon Guicciardini sagt: Wer eine Neuerung im Staate versucht, sieht nie die Wendung voraus welche die Bewegung nehmen wird, und erlebt selten ihr Ende.

(Ende des zweiten Theiles.)

Druck von H. Neubürger in Dessau.